Versuch
über die
Bedingung und die Folgen
der
Volksvermehrung

von

T. R. Malthus

aus dem Englischen

von

Dr. F. H. Hegewisch.

Erster Theil.

Altona,
bei J. F. Hammerich.
1807.

Strömt Euch das Horn Amaltheas, Ihr darbt, wenn
Ihr Malthus nicht höret,
Hört! und es schenkt Malthesischer Fels Euch üppige
Male.

D. Uebers.

Vorwort des Uebersezers.

Die Alten haben die Natur vielbusig, um die Hüften aber einfach weiblich gebildet, richtiger vielleicht, wenigstens in Rücksicht der höhern Organismen und namentlich des Menschen, würde sie vielschooßig und einbrüstig dargestellt.

Die Pflanzen und das Heer der niedern Thiere, rohen, unorganisirten Stoff sich anzueignen vermögend, finden in dem bedeutungslosen, unendlichen Wasser unendliche Nahrung, aber der Mensch sammt den edlern Thieren verlangt für seine sensiblern Dauwerkzeuge schon organisirten Stoff, ja nur wenige Geschlechter der Pflanzen und Thiere sind ihm dienlich und diese wenigen findet er nicht allezeit in Fülle.

Rasch ist die Natur in Vermehrung der Hungernden, minder rasch in Vervielfältigung der Nahrung. Zwar dem Neugebornen fließen am mütterlichen Busen zwei liebliche Quellen, mit Ungeduld den Gast erwartend, aber dem Jüngling, dem Mann ist nicht immer das Mal so bereit, so überfließend. Er streckt die Hand aus nach des Baumes Frucht, aber

eine andere verlangende Hand ist ihm schon zuvorgekommen, er jagt nach den Thieren des Waldes, aber Tagelang muß er hungern, bis ein glücklicher Wurf ihm gelingt, er zähmt die Heerde, aber es mehrt sich, wie die Familie, so die Heerde, daß es bald an Weide gebricht, er baut das Land und es belohnt seinen Fleiß mit vielfältiger Ernte, auch die Söhne finden Nahrung auf dem getheilten Acker, aber die Enkel auf dem wiederum getheilten Acker darben.

Die Produktivkraft des Menschen ist unendlich, die Nahrungsquellen sind endlich, die Volksmenge aber wird nothwendig bedingt durch die Masse der Nahrungsmittel, daher ewiges Ringen der Menschen mit Noth und Elend.

Diese einfache Wahrheit, welche, wie sie ausgesprochen ist, jedwedem einleuchtet, ist, wenn gleich von Einzelnen längst angemerkt, doch in diesem über Menschenglück so theoretisirenden und so grausam experimentirenden Zeitalter noch nichts weniger als allgemein anerkannt, niemand hat sie so urgirt, niemand hat die höchstwichtigen Folgen derselben so entwickelt als Malthus.

Bei einem gelegentlichen Antriebe machte er schon 1798 in einigen flüchtiggeschriebenen Bogen seine Gedanken über Volksvermehrung bekannt. Diese machten so ernsthaftes Aufsehn, daß er sich bewogen fand, den Gegenstand weiter zu verfolgen und

später ein mehr ausgearbeitetes Werk darüber herauszugeben, welches nicht weniger den Beifall des bessern Publikums erhielt, als die frühere Schrift Aufsehn erregt hatte. Die gegenwärtige Uebersezung ist nach der dritten Ausgabe, Oktav, London 1806. Die Quartausgabe ist minder vollständig. (Der ganze Titel ist: an essay on the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness, with an inquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils, which it occasions. by T. R. Malthus, A. M. late fellow of Jesus college Cambridge. in two volumes. the third edition London 1806). [a]) Der Name Malthus wird jezt unter den ersten politischen Schriftstellern Englands genannt. (Man sehe die reviews, oder wenn man will die bibliotheque britannique.)

Einzelne [b]) haben allerdings vorlängst schon diese Zentnerwichtige Wahrheit angemerkt, es sei hier

---

a) Der erste Band ist stark 505 Seiten, der zweite 359.

b) Von mir selbst wird es wol schicklicher seyn, in einer kleinen Anmerkung zu sagen, daß ich mich längst mit den Hauptideen des Malthusschen Werks umhergetragen habe, so war es z. B. längst eine meiner Lieblingsbehauptungen, nicht im Scherz, sondern im Ernst, daß billig nicht mehr Menschen seyn sollten, als mittäglich ein Stück Rindfleisch und ein Glas Wein haben

genug, des verehrungswürdigen Verfassers der Prüfung der vermeinten Nothwendigkeit eines autorisirten Kollegii medizi und einer medizinischen Zwangordnung Hamburg 82 (Seite 11 Anmerkung) erwähnt zu haben, der so oft, wenn auch nicht immer glücklich doch rühmlichst für wahre Freiheit mit männlicher Stimme gekämpft hat.

Im Allgemeinen aber herschen in den Büchern der politischen Schriftsteller, mithin in den Köpfen der Staatsmänner die nachtheiligsten Vorurtheile über Volksvermehrung. Es sey genug auch hier nur einer Schrift zu erwähnen, der des Herrn Professor Fabricius, betitelt: Gedanken über Volksvermehrung, insonderheit in Dännemark. c) Volks-

---

könnten, u. s. w. u. s. w. — Darum ergriff mich Malthus so sehr, darum beschloß ich freudig ihn zu übersezen.

c) Wenn, ich hier die Gedanken des Herrn Professor Fabricius anführe, der mir meine Aufrichtigkeit, dessen bin ich gewiß, zu gute halten wird, so geschieht dies nicht nur, weil mir dies Werk eben am nächsten liegt, sondern hauptsächlich um meinen Unwillen zu äußern über die Art, wie gewisse Leute die Freimütigkeit, mit welcher der Herr Professor Mehreres an Dännemark tadelte, aufnahmen. Gegen die Hauptidee des Werks hab ich mich oben schon erklärt, über das Detail, was der Herr Professor am Dänischen Staat rügt, werd ich mir kein Urtheil erlauben. Aber seine männliche

vermehrung soll der Zweck des Staats seyn? Warlich ein höchstunglücklicher Irthum! Das höchstmöglichste Glück der daseyenden Mitglieder des Staats, das ist das Prinzip aller Staatskunst. Das Glück der Bürger ist das Ziel, sie selbst sind nicht Mittel sondern Zweck, auf die Intensität ihres Glücks kommt es an, nicht auf die Zal derselben. Wer will nicht lieber Vater zwei rothwangiger Buben als zehn

---

Freimütigkeit, die muß ich rühmen. Britanniens freie Luft hatte Fabricius hochachtend gesogen, er kam zurück nach Holstein, sah die Leibeigenschaft und schrieb, da fielen engbrüstige, engherzige Leute über ihn her — und hätten ihm gern um die männliche Brust ein Schnürleib gelegt. Das ergrimmt mich. Jeder brave Mann, so denk ich mit dem biedern Lieutenant Lishmahago, tadelt eben so frei, was an seinem Vaterlande tadelnswürdig ihm scheint, als er bereit ist, jeden Tadel des Fremden mit seinem Blute wegzuwaschen. Auch Fabricius freimüthigen Tadel nahmhafter Männer lob ich (wiederhole aber nochmals, daß ich von allem Einzelnen abstrahire, daß ich durch dies Lob des offenherzigen Tadels überhaupt nicht im mindesten die Vorwürfe gegen die eine oder die andre genannte Person gebilligt haben will). Oeffentliches Lob und öffentlicher Tadel sind der Sonnenschein und der Regen, in dem die public characters gedeihn.

Kürzlich hat die edle Dänische Regierung den offenherzigen Tadler Fabricius mit dem Etatsrathstitel bekleidet, wer verdient die Palme, sie, oder der, welcher die Palme zerknickt?

verhungernder Krüppel seyn, wer schäzt den Lebensgenuß von hundert Russischen Leibeignen gleich dem Lebensgenuß eines Rubens, eines Friedrichs des zweiten? Doch es ist unnöthig gegen diesen unseeligen Irthum zu eifern, im Verlauf des Werks wird er mit hinreichenden Waffen bekämpft.

Von einem unwidersprechlichen Grundsaz ausgehend, schließt Malthus fort und bringt so vielleicht befremdende, nicht sehr erfreuliche, aber unumstößliche Säze an den Tag.

Guter deutscher Mann, der Du, wenn Du liesest, daß in Rußland eine neue Universität angelegt, oder daß in England wirklich der Sklavenhandel abgeschafft werden soll, selbst bei einem Glase jungen Landweins — den alten haben von Westen herströmende Gäste vertrunken — frohlockest, der Du jubelst, daß Aufklärung und Glück doch immer weiter und weiter auf unserer Erde sich verbreiten, daß die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechtes nicht nur, sondern auch die wirklichen beständigen Fortschritte desselben zum großen Ziel doch kein leeres Hirngespinnst fiebernder Philanthropen und Kosmopoliten seyn, lieber deutscher Mann, dies Malthussche Werk ist ein arger Miston für Deinen Jubel. Du glaubtest bisher, alles Elend der menschlichen Gesellschaft einzig in den moralischen Unvollkommenheiten der Menschen begründet und da Du an einer gänzlichen Umwandlung des moralischen Menschen nicht verzweifel-

test, so hegtest Du immer die Hoffnung einer mangellosen Gesellschaft sonder Krieg und Elend. Aber Malthus zeigt Dir die Hauptquelle alles Elends in dem physischen Menschen — Stopfung hoffe wer kann! Deine Wünsche haben ein glänzendes Gebäude der glückseeligsten Menschlichen Gesellschaft aufgeführt — aber für wen ist es bewohnbar? höchstens etwa für Schmetterlinge, die vom Duft der Blumen leben und die Liebe nicht öfterer feiern als den Tod. Du hast vergessen, wunderbar, wie man etwas so vor Augen Liegendes vergessen konnte, daß der Mensch einen Magen hat, daß der Magen der Menschheit ein Danaidenfaß ist. Ich weiß, wie sehr Dich die Gaukeleien Deiner, von Deinem allgemeinwohlwollenden Herzen aufgeregten Fantasie ergözen, ich weiß aber auch, wie theuer, wie heilig Dir die Wahrheit ist und Malthus ist wahr, er schließt richtig, seine Behauptungen, wie befremdend sie auch scheinen, wie sehr sie Dir vielleicht als Menschenfeindlich verschrien seyn mögen, werden unwidersprechlich erwiesen. Darum hoffe ich, Malthus werde Dir gleich der, nach dem Leichnam Deines Freundes geformten, eben so wahren, als todten Büste, nicht minder lieb als unlieb werden.

Mit welchem ganz andern Auge man das Treiben und Reiben der Menschen ansieht, wenn man durchdrungen ist von den hier vorzutragenden Ideen! Wie sehr wird man geheilt von der unseeligen Unzu-

friedenheit mit den Regierungen, von der heillosen Manie alles Elend der Menschen den Regierungen zur Last zu legen! Malthus ist das beste Gegengift gegen Payne. Freilich drängen sich auch mehrere bedeutende Veränderungen in der Staatsverwaltung auf, aber grade in den Zweigen die man bisher für die gesundesten hielt. Daß ich nur eins berühre.

Im Verlauf des Werks (im zweiten Theil) wird das Armenwesen betrachtet mit einem philosophischen Auge, dessen Scharfblick nicht durch die Thräne unreifen Mitleids getrübt wird. Da erhellt dann, daß der Arme schlechthin kein Recht habe, Unterstüzung zu fodern, daß die gepriesenen Armenanstalten, welche auf gezwungenen Armenangaben beruhn, Unmögliches unternommen haben und allesammt über kurz oder lang zu Grunde gehn werden u. s. w. Der Erweis dieser beiden Säze wird hoffentlich doch endlich diejenigen, von denen es abhängt, bewegen, das an so manchen Orten bestehende abscheuliche Verbot der Bettelei aufzuheben. Ich meines Theils bekenne frei, daß das Verbot zu bitten und zu geben mir empörender und abscheulicher scheint als Bastille und jus primae noctis, als Tortur und Leibeigenschaft, als Länder und (unbefragter) Völker Mäklerei, als Ermordung der Preßfreiheit, als Inquisizion und Windel —

Der Uebersezer hätte eine Menge Anmerkungen beibringen können als z. B. über Monogamie und

Polygamie, über die unerlaubten und unnatürlichen Wege den Geschlechtstrieb zu befriedigen, über Umschlag und Unfruchtbarkeit, über den Zweck der Ehe, über stehende Heere, Matrosen, Geistliche, über die Juden, über Sklaverei, über die Modifikazionen des Erbrechts, über die in gedrängtbewohnten Ländern und Städten frequentern, sporadischen Krankheiten, über Würtemberg und Malta u. s. w. u. s. w., er hätte überhaupt eine Menge Supplemente aus neuern statistischen Schriften geben können, — (Malthus hat nicht immer die neuesten und besten Werke benuzt) er hat sich ihrer aber dennoch enthalten, weil es in diesem Werke nicht sowol auf ein vollkommnes historisch-statistisches Ganze abgesehn ist, als vielmehr darauf, das Gemüt des Lesers mit einigen neuen, wichtigen Ideen zu befruchten, zu deren Erhärtung die angeführten Belege schon hinreichend seyn werden.

Daß er sich die Freiheit genommen hat, an manchen Stellen den Text etwas kürzer zu fassen, wird ihm hoffentlich niemand übelnehmen, der das Original kennt, dem man wol nicht mit Unrecht den Vorwurf, den die Fremden so gern den deutschen Schriftstellern zu machen pflegen, den Vorwurf einiger Weitschweifigkeit machen kann.

Zum Trost derer Damen, die etwa davon hören sollten, daß Malthus wider die Ehe predige, (wie man denn schon manche schiefe Dinge von ihm verbreitet hat) und ergrimmt — wenn es anders erlaubt

ist, solches Wort von dem schönen Geschlecht zu gebrauchen — dies Buch zur Hand nehmen, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß Malthus, wie ich von einem Londner Freunde kürzlich erfahren habe, wirklich verheirathet ist. Er war unverheirathet, als er schrieb, aber die glänzende Aufnahme seines Werks hat ihn in den Stand gesezt, eine Familie anständig zu erhalten und er hat geheirathet. Es bleibt mir nichts mehr übrig, als den guten Originalschriftstellern Deutschlands zu wünschen, daß doch recht bald die Zeit da seyn möge, wo ein gutes Werk einem Wechsel von einigen tausend Pfunden gleich sei.

Dr. Franz Herrmann Hegewisch.

Hamburg Admiralitätsstraße
im September 1806.

Inhalt
des ersten Theils.

Erstes Buch.

Von den Hemnissen der Bevölkerung bei den weniger kultivirten Völkern der heutigen Welt und denen der Vorzeit.

Kapitel 1.

Bestimmung der Aufgabe. Verhältniß der Zunahme des Volks und der Nahrungsmittel. S. 5

Kapitel 2.

Von den allgemeinen Hemnissen der Volksvermehrung. 15

Kapitel 3.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung auf den untersten Stufen Menschlicher Gesellschaft 26

Kapitel 4.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den Amerikanischen Wilden. = . S. 34

Kapitel 5.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung auf den Inseln der Südsee. = = = 60

Kapitel 6.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den Nord=Europäern der Vorzeit. = = 81

Kapitel 7.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei heutigen Hirtenvölkern. = = = 101

Kapitel 8.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in verschiednen Theilen Afrikas. = = = 115

Kapitel 9.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung im nördlichen und südlichen Siberien. = = 129

Kapitel 10.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung im Türkischen Reich und in Persien. = = 138

Kapitel 11.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in Hindostan und Tibet. = = = 146

Kapitel 12.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in China und Japan. = = = 158

Kapitel 13.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den Griechen. : : S. 175

Kapitel 14.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den Römern. : : : 186

Zweites Buch.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in den verschiednen Staaten des heutigen Europas.

Kapitel 1.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Norwegen. : : : : 205

Kapitel 2.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Schweden. : : : : 218

Kapitel 3.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Rußland. : : : 234

Kapitel 4.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung im mittlern Europa. : : : 247

Kapitel 5.
Von den Hemnissen der Volksvermehrung in der Schweiz. : : : 256

Kapitel 6.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Frankreich. . . S. 272

Kapitel 7.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in England. . . . 287

Kapitel 8.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Schottland. . . . 304

Anhang zum zweiten Buch.

Kapitel 9.

Von der Fruchtbarkeit der Ehen. . . 321.

Kapitel 10.

Von den Veränderungen, welche durch epidemische Jahre in den Geburts- Sterbe- und Heirathslisten bewirkt werden. . . . 342

Kapitel 11.

Allgemeine Folgerungen aus der bisherigen Betrachtung der Menschlichen Gesellschaft. . . 350

Ende des ersten Theils.

Versuch

über die

Bedingungen und Folgen

der

Volksvermehrung.

Erstes Buch.

alle andre Pflanzen-Gattungen untergiengen, von einer einzigen bekleidet werden könnte, z. B. von Eichen oder von Disteln, oder daß, wenn alle andere Bewohner ausstürben, die ganze Erde binnen wenigen Menschenaltern von einer einzigen Nazion bevölkert werden könnte, z. B. von Deutschen oder Franzosen *).

Die unwidersprechliche Wahrheit dieser Behauptungen springt in die Augen. Verschwenderisch säet die Natur in den organisirten Reichen den Saamen des Lebens aus, sparsam ist sie in Anweisung der Nahrung. Die Keime, welche die Erde jährlich gebiert, wenn ihnen vollständige Entwicklung gestattet würde, vermöchten Millionen Welten in wenigen Jahrtausenden zu füllen. Aber der eiserne Szepter der Nothwendigkeit zeichnet ihnen beengende Grenzen. Die Geschlechter der Pflanzen und Thiere unterliegen diesem Gesez, aber auch der Mensch vermag durch keine Anstrengungen der Vernunft diese Schranken niederzureißen.

Mit den Pflanzen und Thieren verhält sich die Sache gar einfach. Durch keine Versorgnisse für die Beköstigung ihrer Nachkommen zurückgehalten, gehorchen sie dem einzelnden Vermehrungstriebe, die überflüssigen Früchte der Vermischung gehn unter durch Mangel an Raum und Nahrung.

Verwickelter aber sind die Folgen dieses Hemnisses in Ansehung des Menschen. Der Trieb zur Fortpflanzung ist allerdings nicht minder mächtig bei ihm, aber der Lust

---

*) Franklin's Miscell. p. 9.

tritt die Vernunft entgegen und fragt ihn, ob er auch für die Wesen, die er in die Welt sezen will, die nöthige Unterhaltung veranstalten kann. Giebt er diesen Zweifeln Gehör, dann verfällt er nur zu leicht auf unerlaubte Befriedigungsmittel seiner Lust. Kümmern ihn solche Besorgnisse nicht, dann wird allezeit das menschliche Geschlecht sich unverhältnißmäßig zu der Masse der Nahrungsmittel vermehren. Da aber eine gewisse Menge von Nahrungsmitteln zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist, die Volksmenge also in der That nie die möglichstgeringste Quantität der Nahrungsmittel übersteigen kann, so wirkt offenbar die Schwierigkeit, Nahrungsmittel anzuschaffen, als ein beständiges Hemniß der Volkszunahme. Daß die Bevölkerung allezeit den vorhandenen Vorrath der Lebensmittel zu überschreiten strebt, daß nur die bestimmte Menge derselben jene gehörig nieder hält, wird aus einer Betrachtung der verschiednen Völker der Vorzeit und der Gegenwart erhellen. Doch zu mehrerer Deutlichkeit wollen wir vorher noch uns bemühn, zu zeigen, in welchem Verhältnisse die Menschen, wenn die ihnen einwohnende Produktivkraft, von keinen Hindernissen gedrückt, fortwirkte, sich vermehren würden und in welchem Verhältnisse dagegen die zur Nahrung dienenden Erzeugnisse der Erde, auch bei Annahme der höchsten Industrie, zunehmen können.

Man wird zugeben müssen, daß kein Land aufgewiesen werden kann, wo die Sitten so rein und die Nahrungsmittel so im Ueberfluß vorhanden sind, daß schlechterdings kein Hemniß der möglichstfrühen Heirathen stattfindet, kein Land, wo nicht viele Einwohner einen zu frühzeitigen Tod

Erstes Buch.

Von den Hemnissen *) der Volksvermehrung in den weniger zivilisirten Ländern der jezigen Welt und bei einigen Völkern der Vorzeit.

Kapitel 1.

Bestimmung der Aufgabe, Verhältniß der Volksvermehrung und der Zunahme der Masse der Nahrungsmittel.

Jede Untersuchung der möglichen Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft zerfällt natürlich, erstlich, in die Erforschung der Ursachen, welche bisher die möglichste Annäherung zum allgemeinen Glücke verhindert haben,

*) Durch dieses Wort mein ich am zweckmäßigsten *check* auszudrücken. Hinderniß ist blos passiv, check, Hemniß, aber ist ein aktives Hinderniß, ein Entgegenarbeitendes.

zweitens, in die Erwägung der Wahrscheinlichkeit, mit der wir die gänzliche oder theilweise Entfernung dieser Ursachen für die Zukunft hoffen dürfen.

Eine vollständige Untersuchung aller Ursachen, welche bisher die Fortschritte des Menschengeschlechts aufgehalten haben, würde die Kräfte eines Einzelnen bei weitem übersteigen. Der gegenwärtige Versuch betrift nur eine dieser großen, hemmenden Ursachen, welche, ungeachtet sie, tief in der ursprünglichen Natur der Menschen begründet, von jeher den mächtigsten Einfluß auf das Wohl oder Weh der Staaten äußerte, von den politischen Schriftstellern wenig oder gar nicht gewürdigt worden ist.

Die Thatsachen, welche darauf hinweisen, konnten unmöglich ganz übersehn werden, aber die unvermeidlichen Folgen des zu erläuternden Gesezes sind noch nie betrachtet, obgleich diese gewiß ganz vorzüglich die Ungleichheit der Güter, das Elend und die Laster begründen, deren Verminderung von jeher der Gegenstand der Bemühungen eifriger Philanthropen war.

Diejenige Ursache, von der ich rede, ist das stete Streben aller höhern Organismen, sich über die, durch die bereitliegende Nahrung beschriebene Grenzen hinaus zu vermehren.

Schon Franklin machte die Bemerkung, daß die unendliche Produktenkraft der Pflanzen und Thiere nur durch das Gedränge und den Kampf derselben um gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten werde. Es ist nicht unmöglich, sagt er, daß die ganze Erdoberfläche, wenn

Davon aber können wir uns wenigstens versichern, daß das Verhältniß ihrer Zunahme ein ganz andres, als das der zehrenden Volksmenge ist. Tausend Millionen Menschen verdoppeln sich in fünf und zwanzig Jahren eben so leicht, als simple Tausend. Nicht so die Nahrung. Wenn alles ackerbare Land, ein Morgen nach dem andern, urbar gemacht worden ist, so kann die Zunahme der Nahrungsmittel einzig von der Verbesserung des Landes abhängen. Aber diese Quelle, statt reichlicher zu fließen, würde unfehlbar jährlich mehr und mehr versiegen. Hingegen die Anzahl der Verzehrenden würde, wenn nur hinreichende Nahrung geschafft werden könnte, mit unerschöpflicher Kraft sich vermehren, der Ueberschuß der einen Periode würde die folgenden in Stand sezen, einen noch größern zu liefern und sofort ohne Ende.

Nach den Berichten über China und Japan dürfen wir zweifeln, ob dort auch die gescheitesten Anstrengungen des Landmanns den Ertrag eines Stück Landes in irgend einer Reihe von Jahren wirklich auch nur einmal verdoppeln können. Es ist wahr, daß gar viele Strecken der Erdfläche bisher unbebaut sind, ob es aber rechtmäßig wäre, die Bewohner solcher sparsambewohnten Gegenden ganz auszurotten, oder in einen Winkel zu drängen, möchte doch zu bezweifeln seyn. Wollte man sich bemühn, sie zu kultiviren und zum Ackerbau anzuführen, so würde dies doch nur sehr langsam gelingen und da die Volksvermehrung Schritt halten würde mit dem zunehmenden Ertrag des Landes, so möchte der Fall selten seyn, daß eifrige und kundige Ackerleute es mit einem fruchtbaren, urbar

zu machenden Lande zu thun haben. Wo dies auch wirklich der Fall ist, wie es sich bisweilen in neuen Kolonien trift, steigt doch die Bevölkerung in geometrischem Verhältnisse so außerordentlich schnell, daß der Reichthum des Bodens nicht gar lange im Uebergewicht bleibt. Wenn die Amerikaner fortfahren, sich so zu vermehren, wie gewiß geschehn wird, so werden die Indianer immer tiefer und tiefer ins Land zurück getrieben werden, bis sie am Ende gänzlich vertilgt seyn werden. Diese Bemerkungen sind gewissermaaßen auch auf alle andern Theile der Erde, die unvollkommen angebaut sind, anwendbar. Den größten Theil der Einwohner Asias und Afrikas zu vertilgen, ist ein Gedanke dem man keinen Augenblick Gehör geben darf. Die verschiedenen Stämme der Tartaren und Neger zu kultiviren und zu gehöriger Industrie anzuleiten, möchte sehr langwierig, von sehr abwechselndem und unsichern Erfolg seyn.

Europa ist bei weitem nicht so bevölkert, als es seyn könnte. In Europa ist die beste Aussicht, daß die Anstrengung der Arbeitenden auf das vortheilhafteste geleitet werde. Man hat in England und Schottland mit besonderm Eifer die Agrikultur studirt und noch liegt in diesen Ländern eine bedeutende Fläche unbebaut. Laßt uns betrachten, in welchem Verhältnisse, bei Annahme der günstigsten Umstände, die Erzeugnisse dieser Insel vermehrt werden könnten.

Wenn wir sagen, daß durch die schicklichsten Geseze und Aufmunterungen es dahin gebracht werden könnte, daß der mittlere Ertrag der Insel binnen fünf und zwan-

leiden durch allerlei Ausschweifungen, durch den unvermeidlichen Nachtheil großer Städte, durch ungesunde Beschäftigungen oder zu harte Arbeit. Wir haben daher noch kein Beispiel von unbeschränkter Aeußerung unserer Produktivkraft beobachten können.

Abgesehn von den bürgerlichen Gesezen, so scheinen die physischen sowol als die moralischen die frühzeitige Verbindung mit einem einzigen Weibe zu gebieten, wäre schlechterdings kein Hinderniß einer solchen frühzeitigen Monogamie vorhanden, und fänden keine Ursachen der Entvölkerung späterhin statt, so würde die Zunahme des Menschengeschlechts offenbar weit größer seyn, als alle bisherigen Beispiele schneller Bevölkerung.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Erlangung der Nahrungsmittel bisher thunlicher, die Sitten reiner und die Hemnisse der frühzeitigen Heirathen seltner waren, als in irgend einem der neuern Europäischen Staaten, hat seit mehr als anderthalbhundert Jahren die Volksmenge sich in jeder Periode von fünf und zwanzig Jahren und noch weniger verdoppelt. Wärend dieser Zeit haben jedoch in einigen Städten die Sterbefälle die Geburten schon überstiegen, *) ein Beweiß, daß die Volksvermehrung in denjenigen Theilen des Landes, welche den Verlust ersezten, nach einem noch größern Maaßstab vor sich gieng.

In den westlichen Provinzen, wo einzig Ackerbau getrieben wird, wo lasterhafte Gewohnheiten und unge-

---

*) *Price* Observ. on Reversl. Pay. vol. I. p. 274. Ed. 4.

sunde Beschäftigungen wenig oder gar nicht bekannt sind, hat die Volksmenge sich gar binnen funfzehn Jahren verdoppelt. *) Aber auch diese ungewöhnlichgroße Vermehrung ist wahrscheinlich noch gering gegen die möglichstgrößte. Wildes Land urbar zu machen, ist eine der schwerern Arbeiten, solche Länder sind nicht die gesundesten, auch werden die feindlichen Streifereien der Indianer manchem Kolonisten das Leben kosten, oder wenigstens nicht selten die Früchte seiner Arbeit vernichten.

Euler berechnete nach einem Mortalitätsverhältnisse von 1 zu 36, daß, wenn die Anzal der Gebornen sich zu den Verstorbnen wie 3 zu 1 verhielte, die Bevölkerung sich binnen 12⅘ Jahren verdoppeln müßte. Und diese Verhältnisse sind nicht blos möglich, sondern haben auch wirklich in mehrern Ländern, wenn auch nur auf kurze Zeit, stattgefunden.

Sir Wilhelm Petty nimmt eine Verdopplung der Volksmenge schon in zehn Jahren an. **)

Um aber ganz sicher zu gehn, wollen wir das langsamste dieser Verhältnisse annehmen, welches durch unbezweifelte Zeugnisse bewährt wird.

Wir sagen also zuversichtlich, daß, wenn keine Hemnisse eintreten, die Bevölkerung alle fünf und zwanzig Jahre sich verdoppelt, daß sie in geometrischer Proporzion zunimmt.

Das Verhältniß, in dem die Erzeugnisse der Erde sich vermehren, möchte nicht so leicht zu bestimmen seyn.

*) *Price* Observ. on Revers. Pay. vol. I. pag. 282.

**) Polit. Arithm. p. 14.

hundert wie 4096 zu 13 und nach zwei tausend Jahren würde das Misverhältniß beinahe ein unendliches seyn.

Wir haben die Produktivkraft der Erde als unbegrenzt gesezt und ihr eine Zunahme ohne Ende zugestanden, aber die Vermehrung des Menschengeschlechts geht so viel eiligern Schritts, daß nur die harte Nothwendigkeit die Volksmenge einigermaaßen im Verhältniß zur Quantität der vorhandnen Nahrungsmittel nieder zu halten vermag.

Kapitel 2.

Von den allgemeinen Hemnissen der Volksvermehrung.

Das lezte, unmittelbare Hemniß der Volksvermehrung besteht also erwiesener Maaßen in der unverhältnißmäßigen Zunahme der zu ernährenden Menge und der Masse der Nahrungsmittel, trift aber wirklich ein, blos in Fällen eigentlicher Hungersnoth.

Wenn diese nicht stattfindet, dann treten statt des Mangels an Nahrungsmitteln andre unmittelbare Hemnisse ein, wohin alle die üblen Gewohnheiten und Krankheiten, kurz alle die physischen und moralischen Uebel gehören, welche durch einen geringen Vorrath der Lebensmittel erzeugt zu werden scheinen und eine frühzeitige Schwächung oder Auflösung des menschlichen Körpers nach sich ziehn.

Diese Hemnisse, welche unaufhörlich, bald mehr, bald minder in jeder Gesellschaft der Volksvermehrung entgegenarbeiten, können im Allgemeinen eingetheilt werden in die zuvorkommenden Hemnisse, und in die direkten Hemnisse.

Das zuvorkommende Hemniß, wiefern es von der Willkür abhängt, ist dem Menschen, dessen Auge in die Zukunft sieht, eigenthümlich. Der unendlichen Vermehrung der Pflanzen und Thiere wirken einzig direkte Hemnisse entgegen, findet auch dann und wann ein zuvorkommendes statt, so geschiehts warlich unwillkürlich. Aber dem Menschen entgeht das Elend nicht, dem nur zu oft die Väter zalreicher Familien unterliegen, er kann nicht umhin, wenn er den Ertrag seiner Arbeit überschaut, den er allein bisher fast verzehrte, zu bedenken, ob er auch im Stande seyn wird, im Fall er die Geschlechtsneigung auf dem gewöhnlichen Wege befriedigt, seine Kinder vielleicht mit dem Siebentel oder Achtel seiner jezigen Porzion zu unterhalten. Auf diese einfachen Fragen würden sich alle Zweifel reduziren in einem Zustande allgemeiner Gleichheit — wenn solcher überhaupt existiren kann. Bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer Gesellschaften kommen noch eine Menge anderer Dinge in Betrachtung. Ob man, wenn verheirathet, den bisherigen Rang, das bisherige Ansehn in der bürgerlichen Gesellschaft ferner behaupten könne, ob, wenn man auch noch so arbeitslustig ist, sich gehörig Gelegenheit zu so viel Arbeit finde, daß eine Familie dadurch erhalten werden könne, ob man auch im Stande seyn werde, seinen Kindern dieselbe gute

zig Jahren verdoppelt würde, so sagen wir wahrscheinlich mehr, als mit Grund gehofft werden könnte.

Unmöglich aber kann man erwarten, daß in den drauf folgenden fünf und zwanzig Jahren der Ertrag vervierfacht werden sollte. Das wäre eine ungereimte Erwartung. Je mehr die Kultur schon zugenommen hat, desto weniger Raum ist offenbar für jährliche neue Verbesserungen. Zur bequemern Vergleichung der zehrenden Volksmenge und der Nahrungsmittel wollen wir folgendes Verhältniß annehmen, das ich weit entfernt bin, für genau zu halten, das aber doch offenbar partheiischer ist für die Produktivkraft der Erde, als unsre Erfahrungen irgend berechtigen.

Die jährliche Zunahme zu dem mittlern Ertrag der vorigen Jahre, statt abzunehmen, welches sicher der Fall seyn würde, bleibe dieselbe, der Ertrag dieser Insel wachse alle fünf und zwanzig Jahre um eben so viel, als sie jezt hervorbringt. Mit dieser Annahme hat auch der träumerischeste Spekulationsgeist wol Ursach zufrieden zu seyn. In wenigen Jahrhunderten müßte das ganze Land gleich einem Garten seyn. Dieselbe Annahme gelte für die ganze Erde, obgleich in der That auch die ausgelassensten Hoffnungen eine solche allgemeine Anstrengung des Menschengeschlechts nicht ahnden dürfen, der Unfruchtbarkeit so vieler Länder, in Vergleich mit England, nicht einmal zu erwähnen.

Unser Saz heißt also, daß bei Annahme der allergünstigsten Umstände der Ertrag der Erde auf keine Weise

schneller, als in arithmetischer Progression zunehmen könne.

Jezt vergleiche man damit das Wachsthumsverhältniß der Verzehrenden. Die gegenwärtige Bevölkerung dieser Insel werde auf eilf Millionen geschäzt, der jezige Ertrag derselben werde als hinreichend zur gehörigen Unterhaltung dieser Menschenmenge angesehn. Nach unsern Voraussezungen sollte nach den ersten fünf und zwanzig Jahren die Volksmenge zwei und zwanzig Millionen seyn, die Masse der Nahrungsmittel würde diesmal noch der zu ernährenden Anzal entsprechen. Nach abermals fünf und zwanzig Jahren würde die Bevölkerung vier und vierzig Millionen seyn, die Quantität der Nahrungsmittel würde aber nur zum Unterhalt von drei und dreißig Millionen hinreichen. In der nächsten Periode würden auf acht und achtzig Millionen Hungriger gerade halb so viele Porzionen, als erfordert würden, fallen. Beim Ende des ersten Jahrhunderts wären hundert sechs und siebenzig Millionen da, fünf und funfzig hätten aber nur zu essen, hundert ein und zwanzig Millionen müßten hungern. Nehmen wir statt dieser Insel die ganze Erde, an Auswanderung wäre dann nicht mehr zu denken, geben wir ihr für den Augenblick ein tausend Millionen Bewohner, so würde die Vermehrung des Menschengeschlechts ausgedrückt werden durch die Zalen 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, der Zuwachs an Nahrungsmitteln aber durch die Reihe 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nach zwei Jahrhunderten würde die Populazion sich verhalten zur Masse der Nahrungsmittel wie 256 zu 9, nach dem dritten Jahr-

Erziehung, die man selbst genossen, ertheilen zu lassen, ob man gesichert sey, auch bei der größten Anstrengung seine Lieben vor Noth und schmuzigem Elend und der in der Gesellschaft damit verbundnen Verachtung gewiß zu verwahren, ob man vollkommen vor der zerknirschenden Nothwendigkeit geschüzt sey, je den Unterhalt der Seinigen aus der knappen Hand der sogenannten Wohlthätigkeit zu empfangen.

Diese Betrachtungen stoßen jedem Heirathslustigen unter uns auf und halten nothwendig eine Menge junger Leute vom naturgemäßen, frühen Heirathen ab.

Wenn diese Enthaltung der Ehe nicht Ausschweifungen hervorbringt, so ist dies offenbar die wenigst nachtheilige Folge des Grundgesezes der Volksvermehrung. Die Nichtbefriedigung eines starken, naturgemäßen Triebes wird allerdings auf eine gewisse Zeitlang einige Unlust verursachen, aber welch ein unbedeutendes Uebel in Vergleich mit den Folgen jedes andern Hemmisses der Volksvermehrung! Wird doch durch Aufopferung eines temporairen Vergnügens permanentes Wohlbefinden erkauft.

Wenn aber diese Enthaltung der Ehe Ausschweifungen hervorbringt, dann liegen die daraus entspringenden Folgen am Tage. Regellose Vermischung der Geschlechter, wodurch Erzielung der Kinder wegfällt, erniedrigt offenbar die Würde der menschlichen Natur. Auch das männliche Geschlecht ist gewiß nicht von den nachtheiligen Folgen ausgeschlossen, wie sehr aber dadurch der weibliche Charakter herabgewürdigt wird, wie sehr dadurch alle Weiblichkeit, alle Lieblichkeit des Weibes vernichtet wird,

liegt vor aller Augen. Hiezu kommt noch, daß man vielleicht nirgends einen so hohen Grad von wahrer Noth und äußerstem Elend antrift, als eben bei diesen unglücklichen Frauenzimmern, wovon unsre großen Städte wimmeln.

Wo allgemeines Sittenverderbniß in Ansehung der Vermischung alle Klassen der Gesellschaft ergriffen hat, da werden nothwendig die Quellen des häuslichen Glücks vergiftet, da erstirbt eheliche und elterliche Liebe, da opfern keine Eltern sich der Erziehung und Ausbildung der Kinder auf, da wird die Tugend und mit der Tugend das Glück der Gesellschaft abnehmen. Zudem wird die Nothwendigkeit der Intriguen und der Verbergung der Folgen allerlei Laster in Umlauf bringen.

Die direkten Hemnisse der Bevölkerung sind sehr verschiedener Art und umfassen alle, seys durch Laster, seys durch Elend begründete Ursachen, welche irgend zur Verkürzung der naturgemäßen Lebensdauer des Menschen beitragen. Hieher gehören also alle ungesunden Beschäftigungen, aber auch allzu heftige Arbeit, mangelnder Schuz der Bedeckung und Wohnung, äußerste Dürftigkeit, falsche Ernährung und Behandlung der Kinder, große Städte, Ausschweifungen aller Art, das ganze Heer gewöhnlicher sporadischer und epidemischer Krankheiten, Krieg, Pest und Hungersnoth.

Bei genauerer Erwägung aller aufgezählten Hindernisse wird es einleuchten, daß sie sich alle reduziren lassen auf moralische Enthaltsamkeit, Laster und Elend.

Diejenige Enthaltung des Heirathens, welche keine Ausschweifungen zur Folge hat, glaub ich mit Recht moralische Enthaltsamkeit nennen zu können. *) Regellose Vermischung, Befriedigung des Geschlechtstriedes auf unnatürlichen Wegen, Verlezung des Ehebetts, gewisse Künste den Folgen unerlaubter Vermischung zuvorzukommen, sind zuvorkommende Hemnisse, welche offenbar unter den Titel Laster fallen.

Von den direkten Hemnissen können eigentlich nur die, welche unvermeidliche Folgen der Naturgeseze zu seyn scheinen, unter den Titel Elend gerechnet werden, diejenigen, welche die Menschen selbst schaffen, als Kriege, Ausschweifungen u. s. w. sind von gemischter Natur. Sie werden erzeugt durch Laster, ihre Folgen aber sind Elend und Noth.

Dieses sind nun die Hemnisse, welche der Volksvermehrung wirklich entgegenarbeiten und zwar so, daß die zuvorkommenden und direkten Hemnisse allemal im umgekehrten Verhältnisse wirksam sind. Je ungesunder ein Land ist, desto weniger Spielraum werden die zuvor-

---

*) Moralisch, im engern Sinne des Worts. Ich verstehe darunter Enthaltsamkeit der Heirath, seys immerhin aus Gründen der Klugheit, verbunden mit völlig reinem Wandel wärend der Periode der Enthaltsamkeit. Wenn ich die Enthaltung der Heirath, abgesehn von den Folgen, betrachte, bediene ich mich des Ausdrucks, Enthaltsamkeit aus Gründen der Klugheit oder sage im Allgemeinen, zuvorkommende Hemnisse, welche zum größten Theil eben darin bestehn.

kommenden Hemnisse haben, gegentheils in besonders gesunden Gegenden, wenn zugleich die zuvorkommenden Hemnisse thätig sind, werden die direkten selten seyn, die Mortalität wird gering seyn.

In jedem Lande sind einige dieser Hemnisse, freilich in verschiedenem Grade, ununterbrochen wirksam, doch giebt es, ungeachtet dieses ununterbrochnen Entgegenarbeitens, wenig Staaten, in denen die Volksmenge nicht allezeit sich über das Maaß der vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren strebt. Dieses beständige Streben ist die wahre Ursache, weswegen die untern Klassen der Gesellschaft allezeit und allenthalben zum Mangel und Elend verurtheilt sind, weswegen alle Bemühungen, den Zustand derselben permanent zu bessern, scheitern müssen.

Diese Tendenz des Volks, sich unverhältnißmäßig zu vermehren, auch bei der gegenwärtigen Einrichtung der menschlichen Gesellschaften, ist auf folgende Weise zu erklären.

Nehmen wir ein Land, dessen Ertrag gerade hinreicht zum reichlichen Unterhalt seiner Bewohner. Die Produktivkraft der Menschen, welche auch in den verdorbensten Staaten immer noch zu bedeutend ist, wird bald die der Erde übereilen, die Nahrungsmittel, die vorhin eilf Millionen gehörig ernährten, sollen jezt unter zwölftehalb Millionen vertheilt werden. Unfehlbar müssen die Armen sich jezt schlechter behelfen, manche werden vielleicht die äußerste Noth leiden. Da die Zal der Arbeiter auch die zu bewerkstelligende Arbeit übersteigt, so wird

der Preis derselben geringer werden müssen, wärend zu gleicher Zeit der Preis der Lebensmittel steigt. Die arbeitende Klasse muß also sich noch mehr anstrengen, um einen nicht größern Lohn, als vorhin zu erhalten.

Jezt nun wird die Aufmunterung zur Heirath so gering und die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, so groß werden, daß die Vermehrung des Volks inne halten wird. Die Wohlfeilheit der Arbeit, die Menge der Arbeiter und die Nothwendigkeit einer vermehrten Industrie unter denselben, wird inzwischen die Landbesizer reizen, ihr Land noch mehr zu bearbeiten, wildes urbar zu machen und bisher bebautes möglichst noch zu verbessern, bis endlich die Masse der Nahrungsmittel wieder in dem zuerst angenommenen Verhältnisse zur Volksmenge steht. Da nun unter diesen Umständen die Lage der Arbeiter wiederum so ziemlich erträglich ist, so werden die Hemnisse der Volksvermehrung schlaffer wirken und in kurzer Zeit wird abermals Ebbe der Volksvermehrung und des Volksglücks eintreten. Diese Ebbe und Flut wird vielleicht von dem gemeinen Beobachter nicht bemerkt werden, auch möchten die genauen Wendepunkte schwer anzugeben seyn, daß aber wirklich solche Schwingungen in allen ältern Staaten stattfinden, wenn auch nicht genau auf die eben erwähnte Art, muß jedem, der über diesen Gegenstand gescheit reflektirt, klar seyn. Eine vorzügliche Ursache, warum diese Schwingungen weniger bemerkt und weniger als man erwarten möchte, von der Erfahrung bestätigt worden sind, liegt in dem Fehler, daß die Annalen der Geschichte, im Allgemeinen wenigstens, einzig die Geschichte der

obern Klassen der Gesellschaft enthalten. Wir haben wenig zuverlässige Berichte von den Sitten und Gewohnheiten desjenigen Theils der Menschheit, der vorzüglich dieser abwechselnden Ab- und Zunahme unterworfen ist.

Eine befriedigende Geschichte der Art, wenn sie auch nur ein Volk und eine Periode desselben umfaßte, würde die angestrengteste Beobachtung vieler Männer und eine Menge kleinlich scheinender Bemerkungen über den Zustand der niedern Klassen und aller darauf Bezug habenden Gegenstände voraussezen und um sichere Schlußfolgen zu ziehn, wäre eine solche genaue Geschichte von mehrern Jahrhunderten erforderlich. In den leztern Jahren, es ist wahr, hat man diesem Zweig der Statistik in mehrern Gegenden einige Aufmerksamkeit geschenkt *) und wir dürfen uns von dem Fortgange hierauf gerichteter Bemühungen eine deutlichere Einsicht in den innern Mechanismus der menschlichen Gesellschaft versprechen. Aber dieser Theil der Wissenschaft befindet sich noch im Zustande der Kindheit, so sind bisher manche wichtige Gegenstände gar keiner oder nicht gehöriger Aufmerksamkeit gewürdigt.

Unter die Desiderate möchten gehören, genaue Angabe des Verhältnisses der Anzal der Mannbaren zu der der Ehen, Nachricht von dem mehr oder weniger Ueberhandnehmen tadelhafter Gewohnheiten, durch Enthaltung der

---

*) Mit dem größten Lobe verdient der Eifer Sir Johann Sinclair's erwähnt zu werden, welcher so schäzbare Nachrichten von der Schottischen Geistlichkeit eingezogen hat.

Ehe veranlaßt, Vergleichung der Sterblichkeit der Kinder der Nothleidenden und der Wohlhabenderen, Bericht über den Wechsel des effektiven Lohns der Arbeit, Geschichte der Zu- oder Abnahme des Glücks, der Behaglichkeit der niedern Klassen überhaupt, binnen gewissen Perioden, vollkommen genaue Geburts- Sterbe- und Heirathslisten, die von der äußersten Wichtigkeit sind.

Eine solche getreue Geschichte würde die Art und Weise, wie die Volksvermehrung beständigen Hemnissen unterliegt, am besten erläutern und ohne Zweifel die behauptete Ebbe und Flut der Bevölkerung ins Licht sezen, wenn gleich der Wechsel derselben natürlich sehr unregelmäßig seyn muß durch Einwirkung so vieler zufälliger Ursachen, als Stiftung oder Eingehung gewisser Manufakturen, größerer oder geringerer Hang zur Agrikultur, reichliche Ernte oder Misjahre, Kriege, herrschende Krankheiten, Geseze wegen gezwungner Unterhaltung der Armee, Auswanderung u. s. w.

Ein Umstand, der vielleicht ganz vorzüglich zur Nichtbeachtung dieses Wechsels beigetragen hat, ist der Unterschied zwischen dem scheinbaren und effektiven Lohn der Arbeit. Selten nur fällt der Nennwerth der Arbeit allgemein, aber jeder wird wissen, daß der Lohn der Arbeit, in Gelde ausgedrückt, oft derselbe bleibt, wärend der Preis der Nahrungsmittel steigt. Dies ist aber im Grunde eine Verminderung des Lohns der Arbeit und wärend dieser Periode muß der Zustand der ärmern Klasse nothwendig sich verschlimmern. Unterdessen bereichern sich die Gutsbesitzer und Kapitalisten mittelst dieser effek-

tiven Wolfeilheit der Arbeit. Ihre vermehrte Einnahme sezt sie in Stand, mehr Arbeiter zu beschäftigen, da aber die Bevölkerung wahrscheinlich etwas gelitten hat durch die Schwierigkeit, eine Familie zu erhalten, so wird nach einiger Zeit die Frage nach Arbeitern groß seyn im Verhältniß zu den Arbeitsfähigen, mithin muß der Lohn der Arbeit, wenn Alles der Regel nach gienge, steigen. Auf die Art kann der wahre Lohn der Arbeit, mithin der Zustand der niedern Klasse sich verbessern oder verschlimmern, ohne daß der Nennwerth des Lohns je fällt.

Im Zustande der Wildheit wird ohne Zweifel dieser Wechsel der Bevölkerung nicht weniger stattfinden. Sobald dieselbe, im Verhältniß zu den Nahrungsmitteln, möglichst hoch gestiegen ist, werden natürlicherweise die zuvorkommenden und direkten Hemnisse mit verstärkter Gewalt einwirken. Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, Aussezung der Kinder u. s. w. wird allgemeiner werden, die Wahrscheinlichkeit und Tödtlichkeit der Kriege wird zunehmen und diese Ursachen werden wahrscheinlich fortwirken, bis die Bevölkerung unter das eigentlich richtige Verhältniß gesunken ist, dann wird wieder relativer Ueberfluß der Nahrungsmittel stattfinden und schnellere Vermehrung zur Folge haben u. s. w. *)

Das bisher Gesagte kann auf folgende drei Sätze zurückgeführt werden:

---

*) Sir Jakob Steuart vergleicht die Generazionskraft sehr richtig mit einer Feder, die mit einem abwechselnden Gewicht beladen ist (Polit. Ecou. vol. I. b. 1. c. 4. pag. 20.)

Erstlich, die Volksmenge wird nothwendig beschränkt durch die Masse der Nahrungsmittel.

Zweitens, die Volksmenge nimmt unfehlbar zu, sobald die Masse der Nahrungsmittel vermehrt ist. (Um ganz sicher zu gehn, kann man hinzusezen: ausgenommen, wenn etwa irgend ein Hemniß zu unwiderstehlich einwirkt, — ein äußerst seltner Fall! Die Neger in Westindien, es ist wahr, vermehren sich nicht, im Verhältniß der vorhandnen Nahrungsmittel, aber die besondern Ursachen dieser Ausnahme liegen so vor Augen, daß unser Saz nichts desto weniger als allgemein gültig angenommen werden kann.)

Drittens, die Hemnisse, welche die überwiegende Produktivkraft des Menschengeschlechts zurückdrängen und sich nach der Masse der vorhandnen Nahrungsmittel zu richten zwingen, sind auflösbar in moralische Enthaltsamkeit, Laster und Elend.

Der erste dieser Säze möchte schwerlich einer Erläuterung bedürfen.

Der zweite und dritte werden ihre Bestätigung finden in der folgenden Uebersicht der unmittelbaren Hemnisse der Volksvermehrung bei den untergegangnen und gegenwärtigen wilden und kultivirten Völkern.

Kapitel 3.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in den unvollkommensten menschlichen Gesellschaften.

Das einstimmige Zeugniß der Reisenden stellt die Bewohner des Feuerlandes auf die unterste Stufe der Menschheit. *) Von ihrem eigentlichen Haushalt haben wir nur wenig Bericht, da die Armut des Bodens und der Bewohner die Reisenden und Handelnden, die uns Auskunft darüber geben könnten, zu keinem Verkehr lockt, nichts desto weniger kann es uns nicht schwer fallen, diejenigen Ursachen aufzufinden, welche eine Horde von Wilden hindert, sich sehr zu vermehren, die ausgehungert, zähneklappend, von Ungeziefer verzehrt, in eine der unwirthbarsten Gegenden des Erdbodens gebannt sind und nicht so viel Erfindungsgabe haben, um die noch möglichen Mittel zur Verbesserung ihres Zustandes anzuwenden.

Diesen zunächst und beinah noch parallel, sezt man die Eingebornen von van Diemens Land. **) Spätere Reisende behaupten jedoch, daß die wilden Bewohner der Andamanischen Inseln in dem höchstmöglichsten Zustande des Elends schmachten. Vom Morgen bis in den Abend sind sie im Aufsuchen einiger Nahrungsmittel begriffen, ihre Wälder aber liefern wenig oder gar keine Thiere und eßbare Kräuter auch nur

*) Cooks First. Voy. vol. II. p. 59.

**) Vancouver's Voy. vol. II. p. 13.

sparsam, ihre Hauptbeschäftigung ist daher, an dem felsigten Ufer herumzuklimmen, sich ein ungewisses Mal von Fischen zu suchen, das nur zu oft bei stürmischem Wetter ihnen ausbleibt. Selten sind sie über fünf Schuh hoch, die Gliedmaaßen sind besonders klein und mager, ihr Antlitz ist das Bild des äußersten Elends, ein furchtbares Gemisch von Hunger und Wildheit. Mehrere dieser Elenden hat man am Ufer in den lezten Augenblicken des Hungertodes gefunden. *)

Eben über diesen mögen die Neuholländer stehn, von denen wir die sichersten Nachrichten haben aus dem Munde eines Mannes, der sich längere Zeit in Port Jakson aufhielt und Gelegenheit hatte, die Lebensart der Wilden genau zu beobachten. Der Geschichtschreiber der ersten Reise des Capt. Cook erwähnt, wie die östliche Küste von Neuholland so außerordentlich dünn bewohnt sey, wie aber das traurige Land auch wenig mehr zu ernähren fähig zu seyn scheine und fährt fort: „auf welche Weise die Bewohner dieses Landes auf eine so geringe Anzal eingeschränkt werden, daß es ihnen möglich wird, sich zu ernähren, ist nicht leicht zu errathen, ob sie gleich den Neuseeländern sich einer den andern im Kampf wegen Nahrung erschlagen, ob sie durch einfallende Hungersnoth weggerafft werden, oder ob ein besonderes Hinderniß ih-

*) Symes Embassy to Ava p. 129. und Asiat. Res. vol. IV. p. 401.

rer Fortpflanzung stattfindet, muß denen, die dies Land später besuchen, zur Entscheidung überlassen werden."

Mr. Collins Nachricht von diesen Wilden wird hoffentlich eine befriedigende Auskunft geben. Diese Wilden sind nach seiner Beschreibung weder groß, noch wohlgebaut, ihre Gliedmaaßen sind besonders dünn, welches der ärmlichen Nahrung zugeschrieben wird. Diejenigen, die am Ufer wohnen, fristen ihr Leben fast einzig durch Fische, wozu noch dann und wann einige der großen Würmer kommen, welche sich mitten in dem dortigen Zwerg-Gummibaum finden. Die ungemein geringe Anzal der Thiere in den Wäldern und die großen Anstrengungen, die zu ihrer Habhaftwerdung erfodert werden, machen den Zustand der Binnenländer um nichts besser. Sie sind gezwungen, die höchsten Bäume zu ersteigen, um Honig zu suchen oder ein fliegendes Eichhörnchen oder dergleichen zu fangen. Bei den ungemein hohen Stämmen ohne alle Zweige, wie sie in jenen dichten Wäldern meistens vorkommen, ist dies eine äußerst schwierige Arbeit, um einen Schritt höher zu steigen, müssen sie jedesmal, wärend sie sich mit der Linken halten, eine Höle hauen mit ihrer Steinart. Man hat Bäume beobachtet, welche auf achtzig Fuß hoch auf diese Art mit künstlichen Stufen versehn waren, bis dann endlich die Zweige anfiengen, wo der hungrige Wilde hoffen durfte, eine Belohnung für so viel mühsame Anstrengung zu treffen. An genießbaren Vegetabilien ist der Boden außerordentlich karg, einige wenige Beeren, die Yam- und Farrnkrautwurzel, nebst den Blüten der verschiednen Banksinarten machen den ganzen Vor-

rath an vegetabilischen Nahrungsmitteln aus.*) Einige unsrer Kolonisten stießen am Ufer des Hawksburyflusses auf einen Eingebornen, welcher alsbald mit seinem Kinde ins Canon sprang und davon floh, eine Probe seiner Nahrungsmittel aber zurückließ. Sein Mal hatte in einem großen Stück halbverfaulten Holz bestanden, von einer eckelhaften Art Würmer ganz durchbohrt, die er herausklaubte. Diese Würmer nennen sie Cahbro und ein ganzer Stamm nennt sich darnach Cahbrogal.

Die Waldbewohner nähren sich von einem Gemisch von Farrnkrautwurzel und größern Ameisen, die sie zusammenquetschen, wozu auch noch, wenn es die Jahrszeit ist, die Eier derselben kommen.**)

In einem Lande, wo die Bewohner, um nicht Hungers zu sterben, zu solchen erbärmlichen Hülfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen sind und der nothdürftigste Unterhalt kaum durch die heftigsten Anstrengungen verschafft wird, da kann offenbar nur eine im Verhältniß des Flächeninhalts sehr geringe Bevölkerung stattfinden. Eng sind die Grenzen derselben. Betrachten wir aber die sonderbaren und barbarischen Gewohnheiten dieser Wilden, ihre grausame Behandlung der Weiber, die hier besonders obwaltenden Schwierigkeiten, die Kinder groß zu machen, dann werden wir uns nicht nur nicht wundern, daß die

---

*) Collins Account of New South Wales Appendix p. 557 4to.

**) Id. App. p. 568.

Bevölkerung die, wenn gleich durch den Mangel an Nahrung so sehr beengten, Grenzen nicht öfterer überschreitet, sondern vielmehr die geringe Masse der Lebensmittel hinreichend schäzen für die Volksmenge, die unter so ungünstigen Umständen aufwachsen konnte.

Das Vorspiel der Liebe besteht dort zu Lande in den brutalsten Gewaltthätigkeiten. Der Wilde wählt sich ein Mädchen eines verschiednen Stamms und zwar meistens eines feindlichen, lauert ihr auf, überfällt sie, begrüßt sie mit den ärgsten Schlägen, daß ihr Blut fließt, schleppt sie dann längst der Erde durch den Wald fort, um sie zu den Seinigen in Sicherheit zu bringen. Das auf diese Weise gemishandelte und eroberte Mädchen wird nun dem Stamme ihres Entführers einverleibt. Die Familie desselben sieht alle diese Mishandlungen nicht als Beleidigung an. Die Vermischung der Geschlechter findet sehr frühzeitig statt und unsre Kolonisten haben blutjunge Mädchen gemisbraucht gesehn.

Das Betragen des Ehemanns gegen sein Weib oder seine Weiber scheint der eignen Freiwerberey zu entsprechen. Die Weiber tragen allesammt an ihren Köpfen die deutlichsten Spuren der Kraftäußerungen der Männer. Mehrere dieser Unglücklichen sind nach den Kolonien gekommen, welche schier unzälige Narben hatten. Mr. Collins sagt: „der Zustand der Weiber ist in der That so grenzenlos elend, daß ich oft, wenn ich ein kleines Mädchen an dem Rücken der Mutter hängen sah und das ihr bevorstehende Elend überdachte, mich des Gedan=

kens nicht erwehren konnte, daß es Barmherzigkeit seyn würde, es jezt umzubringen." *)

Derselbe erwähnt von Bennilongs **) Weibe, daß sie am Morgen ihrer Niederkunft auf das ärgste von ihrem Manne geprügelt worden sey. Weiber, die auf eine so viehische Weise behandelt werden, müssen nothwendig öftern Umschlägen unterworfen seyn.

Polygamie ist häufiger als Monogamie, aber sonderbar, Mr. Collins fand, daß die vorhandnen Kinder allemal von einer und derselben Mutter waren. Einige Eingeborne haben ihm versichert, das erste Weib fodre die eheliche Vermischung einzig für sich, das zweite Weib sey blos die Sklavin, das Lastthier der andern. ***) Ein Privilegium der Art ist nun freilich sehr unglaublich, wahrscheinlicher ists, daß den zweiten Weibern nicht verstattet wird, ihre Kinder groß zu machen. Mag nun die ausnehmend schwere Arbeit oder eine besondre Gewohnheit schuld daran seyn, so ist doch gewiß, daß eine große Menge der Weiber kinderlos ist.

Stirbt die Mutter eines Säuglings, so wird das hülflose Kind mit seiner Mutter lebendig begraben. Der Vater sezt das Kind selbst auf den Leichnam der Mutter und wirft einen Stein auf dasselbe, dann füllen die Zuschauer eilig das Grab. Diese schauderhafte Handlung

---

*) c. Id. App. 583.

**) Der bekannte unverbesserliche Wilde der eine Weile in England war. D. Ue.

***) Append. p. 560.

sahn unsre Kolonisten den ihnen wohlbekannten Co — la — be verrichten, man machte ihm Vorwürfe, aber er versicherte, daß sich kein Weib gefunden haben würde, das Kind zu säugen und meinte, er habe dem Kinde blos einen noch elendern Tod erspart.

Mr. Collins hält sich für berechtigt, diese Sitte als allgemein anzunehmen und meint, dies könne wol eine Ursache der schwachen Bevölkerung seyn. Obgleich nun eine solche Gewohnheit für das Ganze der Bevölkerung nicht so gar beträchtlich seyn mag, so beweißt sie doch auffallend die große Schwierigkeit, welche im Zustande der Wildheit mit der Erziehung der Kinder verknüpft ist. Weiber, die ein stetes herumirrendes Leben führen und für ihre Männer unaufhörlich die niedrigsten Dienste verrichten müssen, scheinen unmöglich zwei oder drei Kinder von ungefähr gleichem Alter erziehn zu können. Wenn ein Kind geboren wird, ehe noch das vorhergehende im Stande ist sich einigermaßen selbst zu helfen und der Mutter zu Fuß zu folgen, so scheint nothwendig eines der beiden umkommen zu müssen. In der That muß die Erziehung auch eines Kindes allein bei einem so unsteten und mühvollen Leben so äußerst schwierig und lästig seyn, daß wir uns weniger wundern dürfen, wenn kein Weib sich zu einem solchen Geschäfte willig finden läßt, das nicht durch das mächtige Muttergefühl getrieben wird. Zu diesen Ursachen, welche nicht wenig das Aufkommen einer neuen Generation hemmen, kommen nun noch diejenigen, welche in der Folge die Anzal der Erwachsenen vermindern. Dahin gehören die unaufhörlichen Fehden dieser Wilden, Horde gegen

Horde, ihre wilde, unversöhnliche Rachgier, welche sie zum hinterlistigen Mord und zur Vergießung unschuldigen Bluts treibt, der Rauch und der Schmuz ihrer elenden Hütten, die argen Hautkrankheiten, denen sie wegen der elenden Lebensart unterworfen sind und dann ganz vorzüglich eine häufige epidemische Krankheit, die den Blattern gleicht *) und die größten Verheerungen anrichtet.

Im Jahr 1789 herschte diese Blatternähnliche Krankheit unter den Eingebornen mit ganz vorzüglicher Wut. Der Schrecken, die Verzweiflung, die dadurch erregt wurden, sind beinahe unglaublich. Keine lebende Seele war an den Ufern zu finden, die vorher am bevölkertsten waren. Keine Spur menschlicher Fußtritte auf dem Sande zu sehn, die Felshölen waren angefüllt mit faulenden Leichen und auf den Fußsteigen stieß man häufig auf Gerippe. Bei so mächtigen Ursachen der Entvölkerung sollte man denken, müßte nun der Ertrag des Landes überflüssig werden für die verringerte Volksmenge, aber es scheint nach Allem, daß auch jezt noch die Volksmenge in einem solchen Verhältniß zur Masse der Nahrungsmittel steht, daß jeder Abbruch, als Verhinderung des Fischens durch ungünstiges Wetter und dergleichen, den äußersten Mangel nach sich zieht. Wir finden öfter Zeiten erwähnt, wo die Eingebornen in großem Mangel zu seyn schienen, wo man man-

*) Collins Append.

che derselben erbärmlich ausgehungert und fast Hungers sterbend antraf. *)

Kapitel 4.

Von den Hemnissen der Bevölkerung bei den Eingebornen Amerikas.

Hiernächst wollen wir unsern Blick auf das weitläufige Amerika werfen, das zur Zeit der Entdeckung größtentheils von unabhängigen Horden bewohnt ward, die ihr Leben ungefähr wie die Neuholländer blos durch das, was die Natur ohne alle Hülfe hervorbringt, fristeten. Ein fast ununterbrochener Wald bedeckte das Ganze und bot wenig von den Früchten und genießbaren Pflanzen dar, an denen die Südseeinseln solchen Ueberfluß haben. Nur einige wenige dieser Jägerhorden waren einigermaßen mit dem Ackerbau bekannt, dessen geringer Ertrag aber nur als eine unbedeutende Zugabe zu dem erjagten Wildpret angesehn werden konnte. Man kann daher mit Recht annehmen, daß die Einwohner der neuen Welt fast einzig von der Jagd und Fischerei lebten **). Die engen Grenzen aber, die diese Lebensweise der Bevölkerung steckt, liegen vor Augen.

*) Collins N. S. Wales C. III. p. 34. und App. p. 551.

**) Robertson History of America vol. II. p. 127. ed. 8. 1780.

Der Vortheil der Fischerei galt nur für die Uferbewohner der Seen und Flüsse, noch dazu mag die Unwissenheit und Sorglosigkeit der nur in der Gegenwart lebenden Wilden das Sammeln und Sparen für die, der Fischerei ungünstige Zeit verhindert haben. Der große Bezirk, der zur Ernährung eines Jägers erfodert wird, ist schon von mehrern außer Zweifel gesezt. *) Jägervölker können gleich Raubthieren, beider Lebensart kommt gänzlich überein, nur sehr dünn über den Erdboden verbreitet seyn. Gleich Raubthieren müssen sie ihres Gleichen entweder aus ihrem Bezirk vertreiben, oder selbst fliehn, kurz, in ewigem Kampf seyn. **) Daß nun Amerika unter solchen Umständen nur sparsam bevölkert war, ist eine Bestätigung der in die Augen springenden Wahrheit: daß die Volksmenge bedingt sey durch die Menge der Nahrungsmittel.

Aber eine interessantere Betrachtung ist es und auf diese wünscht ich vorzüglich meine Leser aufmerksam zu machen, wie und wodurch die Bevölkerung immer so niedergehalten werde, daß sie dem geringen Maaß der Lebensmittel entspreche. Das leuchtet jedem ein, daß das Unzureichende der Masse der Lebensmittel nicht grade immer als Hungersnoth hervortritt, sondern meistens unter ganz andern, aber andauernden Gestalten der Noth sich äußert, z. B. in Erzeugung besonderer Gewohnheiten,

*) Franklin in seinen Miscell. p. 2.

**) Robertson vol. IV. p. 129.

welche der Volksvermehrung oft mehr Hindernisse entgegenstellen, als geradezu zur Verminderung desselben beitragen.

Man machte allgemein die Bemerkung, daß die Amerikanerinnen nichts weniger als sehr fruchtbar waren, daß ihre Ehen selten mehr als zwei oder drei Kinder hervorbrachten. *) Einige haben diese Unfruchtbarkeit der Weiber der Lauheit der Männer gegen dieselben zuschreiben wollen, welche für die Amerikaner überhaupt charakteristisch seyn soll. Wahrscheinlich aber ist dies der Fall mit allen barbarischen Nationen, deren Nahrung kärglich ist und die in beständiger Furcht der Hungersnoth und der Feinde leben. Bruce **) spricht öfters davon, vorzüglich erzält er es von den Galla und Shangalla Negern und le Vaillant ***) meint in dem phlegmatischen Temperament der Hottentotten den Hauptgrund der schlechten Bevölkerung des Landes zu finden. Daß wirklich die mit dem Wildenleben verbundnen Beschwerden und Gefahren schuld dran sind, ist wahrscheinlich, da in demselben Grade, wie die-

---

*) Robertson viertes Buch p. 106. Burke's America, vol. I. p. 187. Charlevoix hist. de la Nouvelle France, tom. III. p. 304. Lafiteau moeurs des Sauvages, tom. I. p. 590. In diesem Kapitel kommen öfterer dieselben Citate vor als im Robertson, ich habe sie aber alle selbst nachgeschlagen und verifizirt.

**) Travels to discover the source of the Nile, vol. II. p. 223. 599.

***) Voyage dans l'int. de l'Afrique tom. I. p. 12. 13.

se abnehmen, die Neigung zum andern Geschlecht steigt. Bei den Stämmen, die an besonders fischreichen Strömen wohnen, deren Wälder ungemein ergiebig an Wildpret sind, oder die wirklich schon einige Fortschritte im Ackerbau gemacht haben, werden die Frauenzimmer mehr geschäzt und geliebt.

Wenn wir also die Amerikaner nicht eines fehlerhaften Körperbaues, sondern nur einer besondern Kälte für die ehelichen Umarmungen beschuldigen können, so werden wir weniger geneigt seyn, die geringe Anzal der Kinder, welche auf eine Ehe kommen, den Männern zur Last zu legen, als sie in den Verhältnissen der Weiber im wilden Zustande überhaupt begründet zu glauben.

Dr. Robertson bemerkt sehr richtig: „ob das Glück der Menschheit durch die Fortschritte der Kultur gefördert worden sey oder nicht, haben die Philosophen, von Streitsucht gekizelt, als Frage aufgeworfen. Daß aber das weibliche Geschlecht der Verfeinerung der Sitten eine glückliche Umwandlung seines Zustandes verdanke, ist außer allem Zweifel.“ *) In allen Theilen der Welt ist einer der Hauptcharaktere des Wilden, das weibliche Geschlecht zu verachten, zu erniedrigen. **) Bei den meisten Amerikanischen Stämmen ist der Zustand der Weiber so ausnehmend

*) Robertson b. IV. p. 103.

**) Robertson b. IV. p. 103. Charlevoix hist. d. l. N. France, tom. III. p. 287. Voyage de la Pirouse C. IX. p. 402. 4to. Lond.

elend, daß Knechtschaft ein viel zu gelinder Ausdruck ist, denselben zu bezeichnen. Das Weib ist ihnen nicht mehr, als ein Lastthier. Wärend der Mann Tage lang müssig sizt, ist das Weib zu unaufhörlicher Arbeit verdammt. Ohne Gnade bürdet man ihr Geschäfte und wiederum neue Geschäfte auf, und fodert jeden möglichen Dienst von ihr, ohne eine Miene der Freundlichkeit oder des Danks. *) Ja es giebt Gegenden in Amerika, wo dieser Zustand der Erniedrigung so unerträglich ist, daß Mütter ihre neugebornen Töchter umgebracht haben, in der Absicht, ihnen ein elendes Leben zu ersparen, das sie zu solchem grenzenlosen Elende verurtheilen würde. **)

Diese Lage der Weiber muß nothwendig höchst ungünstig für das Geschäft der Schwangerschaft seyn ***) und die Ausschweifungen, welche ganz allgemein unter denselben, bevor sie verheirathet sind, stattfinden, nebst der Sitte, die Früchte abzutreiben, welches ihnen selten mislingt, machen sie natürlich noch weniger geschickt, in der Folge Mütter zu werden. a)

---

*) Robertson b. IV. p. 105. Lettres edifiantes et curieuses, tom. VI. p. 329. Major Roger's North America p. 211. Creuxii Hist. Canad. p. 57.

**) Robertson b. IV. p. 106. Raynal Hist. des Indes tom. IV. p. 110. 8oo. 95.

***) Robertson b. IV. p. 106. Creuxii Hist. Canad. p. 57. Lafiteau tom. I. p. 590.

a) Robertson b. IV. p. 72. Ellis's Voyage p. 198. Burke's Amerika vol. I. p. 187.

Einer der Missionarien, indem er des häufigen Weiberwechsels, der bei den Natchezindianern stattfindet, erwähnt, fügt hinzu: „ausgenommen, wenn sie Kinder von ihrer Frau haben," ein Beweis, daß diese Heirathen durch die Bank unfruchtbar bleiben, was aus dem zügellosen Leben der Weiber vor der Heirath, von dem er kurz zuvor erzält, leicht zu begreifen ist. a)

Charlevoir giebt als Ursachen der geringen Fruchtbarkeit der Amerikanischen Weiber an, das Säugen der Kinder mehrere Jahre lang, wärend welcher sich die Weiber der Vermischung enthalten, die unmäßige Arbeit, welcher die Weiber, zu allen Zeiten, ohne Ausnahme unterworfen sind und die an vielen Orten gültige Sitte, die den unverheiratheten Frauenzimmern regellosen Beischlaf verstattet. Hiezu kommt noch, sagt er, daß das große Elend, wozu diese Menschen oft getrieben werden, ihnen alle Lust, Kinder zu haben, benimmt. b)

Manche der wildern Horden haben den Grundsaz, nicht mehr als zwei von ihren Kindern groß zu machen. c) Wenn Zwillinge geboren werden, so wird einer derselben aufgeopfert, weil die Mutter nicht im Stande ist, sie beide zu erziehn, und wenn die Mutter eines Säuglings stirbt, so ist keine weitere Aussicht für sein Leben, sondern man scharrt ihn, wie in Neuholland, mit seiner bisherigen Ernährerin ein. d)

---

a) Lettres edif. tom. VII. p. 20. 22.

b) Charlevoix N. Fr. tom. III. p. 304.

c) Robertson b. IV. p. 107. Lettres Edif. tom. IX. p. 140.

d) Robertson b. IV. p. 107. Lettres Edif. tom. VIII. p. 86.

Da die Eltern selbst nicht selten den größten Mangel leiden, so wird die Ernährung der Kinder bisweilen so schwierig, daß man sie aussezt oder wirklich umbringt. e) Misgestaltete Kinder werden in der Regel ausgesezt und einige Stämme in Südamerika sind so vorsichtig, auch die Kinder solcher Weiber, die wegen Schwächlichkeit ihre Arbeiten nicht wohl verrichten können, auszusezen, aus Furcht, daß sie die Schwäche ihrer Mutter erben möchten. f) Dies ist der wahre Grund, warum unter den Amerikanern so gar selten Krüppel und Preßhafte angetroffen werden. Wenn auch eine Mutter sich bemühn wollte, alle ihre Kinder ohne Ausnahme groß zu machen, so können doch nur die stärker Gebornen allen, mit dem Wildenleben unvermeidlich verbundnen, widrigen Einflüssen und der harten Erziehungsweise widerstehn und unversehrt das Mannsalter erreichen. g)

Polygamie scheint unter den Amerikanern allerdings allgemein erlaubt gewesen zu seyn, aber nur die Kaziken, nur die Anführer überhaupt, machten Gebrauch von dieser Freiheit und einige der Bewohner der südlichern, fruchtbarern Provinzen, wo der Lebensunterhalt mit geringerer Mühe erlangt wird. Die Schwierigkeit, Lebensmittel nur für eine Familie anzuschaffen, hieß die Mehrheit sich mit einem Weibe begnügen h), diese Schwierigkeit sah jeder=

e) Robertson b. IV. p. 108.

f) Lafiteau Moeurs des Sauv. tom. I. p. 592.

g) Charlevoix tom. III. pag. 303. Raynal hist. d. Ind. tom. VIII. pag. 22.

h) Robertson b. IV. p. 102. Lettres edif. tom. VIII. p. 87.

mann so wohl ein, daß der Vater, ehe er seine Tochter dem Freiwerber hingab, eine Probe von der Jagdgeschicklichkeit desselben, mithin von seiner Fähigkeit, eine Familie zu ernähren, verlangte. i) Die Weiber, heißt es allgemein, heirathen nicht früh k) und dies scheint bestätigt zu werden durch die, von allen so oft erwähnte Zügellosigkeit der unverheiratheten Frauenzimmer. l)

Die bisher aufgezälten Gewohnheiten, die ihren Ursprung in der Erfahrung der Schwierigkeiten zu haben scheinen, die mit der Versorgung der Kinder verbunden sind, ferner die große Anzal der Kinder, welche den Widerwärtigkeiten des Wildenlebens nothwendig unterliegen muß, troz aller Anstrengungen der Eltern, m) sind ohne Zweifel ein mächtiger Damm für die Volksvermehrung.

Wenn nun der junge Wilde, vermöge eines günstigen Geschicks, die zalreichen Gefahren der frühern Jugend unversehrt überstanden hat, erwarten ihn neue kaum geringere Gefahren. Die Krankheiten, denen der Wilde unterworfen ist, sind freilich der Anzal nach geringer, aber dafür desto heftiger und gefährlicher, als die, welche un-

---

i) Lettres edif. tom. IX. p. 364. Robertson b. IV. p. 115.

k) Robertson b. IV. p. 107.

l) Lettres Edif. passim. Voyage d'Ulloa tom. I. p. 343. Burke's America vol. I. p. 187. Charlevoix tom. III. p. 303.

m) Creuxius (Hist. Canad. p. 57.) sagt, daß kaum der dreißigste Theil der Kinder zur Mannheit gelange. Uebertreibung.

ter den Bürgern kultivirter Staaten herschen. Bei ihrer unbegreiflichen Sorglosigkeit für die Zukunft kann ihre Malzeit nicht anders als sehr prekair seyn, häufig wechselt bei ihnen äußerster Mangel und Ueberfluß, je nachdem die Jagd ergiebig oder nicht war, je nachdem, was die Jahrszeit eben liefert. n) Ihre unbesonnene Gefräßigkeit und ihr übertriebenes Fasten ist gleich schädlich, in der einen Jahrszeit sind sie elend durch Hunger, in der andern durch Ueberfüllung und die Folgen derselben. o) Diese unvermeidlichen Folgen ihrer Lebensart raffen Manchen in der Blüte der Jahre hin. Ferner sind Auszehrungen, Lähmungen und Krankheiten der Athemwerkzeuge äußerst häufig bei ihnen, wegen der unmäßigen körperlichen Anstrengungen auf der Jagd und im Kriege und des Mangels an Schuz gegen die Widerwärtigkeiten des Wetters. p) Der Jesuit Fauque versichert, daß er bei allen seinen verschiedenen Exkursionen unter den Wilden kaum einen Greis angetroffen habe. q) Robertson hat ausgemacht, daß die mittlere Lebensdauer unter den Wilden kürzer ist, als in wohleingerichteten kultivirten Staaten. r) Raynal, ungeachtet er so häufig in Lobeserhebungen des Wildenlebens ausbricht, sagt doch von den kanadischen Indianern, daß we=

---

n) Robertson b. IV. p. 85.

o) Charlevoix tom. III. p. 302. 303.

p) Robertson b. IV. p. 86. Charlevoix tom. III. p. 364.

q) Lettres edif. tom. VII. p. 317. seq.

r) b. IV. p. 86.

nige derselben ein so hohes Alter erreichen, als bei uns nicht selten ist, die wir ein weniger angestrengtes, ruhigeres Leben führen. s) Diese Meinungen werden bestätigt durch die Zeugnisse Cooks und Perouse's in Ansehung der nordwestlichen Küste von Amerika. t) In den weiten Ebenen Südamerikas, wo eine glühende Sonne auf grenzenlose Sümpfe und durch die Regenzeit überschwemmte Gegenden trift, herschen nicht selten die verheerendsten Epidemieen. Die Missionarien geben Nachricht von häufigen ansteckenden Krankheiten, welche in den Hütten der Indianer große Niederlagen verursachen. u) Besonders verheerend sind die Blattern. v) Die Indianer von Paraguay, heißt es, sind ansteckenden Seuchen in hohem Grade unterworfen, ungeachtet aller Sorgfalt der Jesuiten. Die Blattern und bösartige Fieber, die wegen ihrer Tödtlichkeit hier mit dem Namen der Pest belegt werden, verwüsten diese, von der Natur begünstigten Gegenden so oft, daß dadurch vorzüglich, nach dem Zeugniß Ulloa's, das Emporkommen derselben gehindert worden ist. w)

Aber der nördliche Theil ist auch nicht frei von solchen Epidemieen. Außer mehrern ältern Nachrichten von Seuchen in jenen Gegenden haben wir die Erzälung des Capi-

---

s) Raynal b. XV. p. 23.

t) Cook third Voy. vol. III. p. 520. Voy. d. l. Per. ch. IX.

u) Lettres edif. tom. VIII. p. 79. 339. tom. IX. p. 125.

v) Voyage d'Ulloa. tom. I. p. 349.

w) Voyage d'Ulloa. tom. I. p. 549.

tain Vancouver's von den traurigen Spuren einer tödtlichen Epidemie an der nordwestlichen Küste. x) Von New Dungeneß aus machte er eine Streiferei von etwa hundert und funfzig Meilen längst der Küste und fand allenthalben die traurigste Verödung, die Dörfer standen verlassen, die wenigen Menschen, auf die er stieß, hätten alle in einem einzigen Raum gehabt, in der Gegend von Port Discovery fand er eine Menge menschlicher Schädel und anderer Gebeine zerstreut und da keine Verlezungen, die etwa von Waffen herrühren konnten, auch sonst keine Anstalten, die auf Krieg deuten könnten, bemerkt wurden, so blieb die wahrscheinlichste Vermuthung, daß eine Seuche diese ungeheure Entvölkerung veranlaßt hatte. y) Die Blattern scheinen bei den Bewohnern der Küste häufig und bösartig zu seyn, wie die Hautnarben und ärgern Entstellungen derselben bezeugten. z)

Ueberhaupt verdient es wol bemerkt zu werden, daß die Wilden durch ihre äußerste Unwissenheit und vornemlich durch die persönliche Unreinlichkeit sowol als den Schmuz und die verderbte Luft ihrer elenden Wohnungen gänzlich den Vortheil verlieren, den dünner bevölkerte Länder vor volkreicheren voraus haben, die Seltenheit nemlich und mindre Gefährlichkeit der Seuchen. In einigen Theilen von Amerika werden die Häuser für mehrere Fami-

---

x) Lettres edif. tom. VI. p. 335.

y) Vancouver's Voy. vol. I. p. 256.

z) Id. p. 242.

lien zugleich eingerichtet, da stopfen sich dann oft achtzig bis hundert Menschen unter ein und dasselbe Dach. Die Hütten für einzelne Familien sind erbärmlich klein und elend, a) ohne Fenster mit einer einzigen niedrigen Oeffnung, die nur das Hineinkriechen verstattet. Auf der nordwestlichen Küste von Amerika sind die Häuser durchgängig geräumig, ja Meares beschreibt sogar ein außerordentliches Gebäude in der Gegend von Nootka Sund, worin gegen achthundert Menschen aßen und schliefen. Aber über den ungeheuern Schmuz der Wohnungen und Menschen eben längst dieser Küste beklagen sich alle einstimmig. b)

Pirouse versichert, daß der Gestank dieser abscheulichen Wohnungen ärger sey, als des irgend eines ihm bekannten Thiers. c) Man kann sich leicht vorstellen, welche fürchterliche Niederlage eine Epidemie unter solchen Umständen, wenn sie einmal ausgebrochen ist, anrichten muß, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser unterste Grad der Unreinlichkeit die Entstehung von solchen Krankheiten begünstigt, da die Luft in jenen Wohnungen schwerlich reiner ist, als die der überfülltesten Städte.

---

a) Charlevoix drückt sich sehr stark über den Schmuz und Gestank der Hütten der Amerikaner aus „on ne peut entrer dans leur cabanes qu'on ne soit empesté" und der Schmuz ihrer Speisen „vous feroit horreur" vol. III. p. 338.

b) Meares's Voyage p. 138. p. 252. Vancouvers Voy. vol. III. p. 313.

c) Voy. de Per. p. 403.

Diejenigen, welche den Gefahren der Kindheit und der Krankheit entkommen, sind hernach unaufhörlich den Unfällen des Kriegs ausgesezt, der, obgleich die Amerikaner in Ansehung ihrer Kriegsunternehmungen ganz eigne Vorsicht gebrauchen, dennoch, da ihre Fehden ohne Ende sind, nicht wenigen das Leben kostet. d) Jeder Stamm ist im höchsten Grade eifersüchtig auf seine Jagdgerechtigkeiten und deren Grenzen, und das mit Recht, da die Jagd die Hauptquelle ihres Unterhalts ist. Eben daher aber ewiger Zank, ewiger Streit. e) Schon die Vermehrung des einen Stamms muß eine Feindseligkeit gegen den benachbarten seyn, da jede Vermehrung eine Erweiterung des Jagdgebiets fodert. Der Kampf wird in diesem Fall nicht eher aufhören können, als bis entweder das Gleichgewicht durch den Verlust der Erschlagenen wieder hergestellt ist, oder bis die schwächere Parthei ganz aufgerieben oder gänzlich aus ihrem Gebiet verjagt worden ist. Diejenigen, die sich bei Anrücken des Feindes zur Flucht genöthigt sehn, befinden sich, da sie fast nie einigen Vorrath gesammelt haben, in äußerster Noth. Sie fliehen in die dichtesten Wälder, in die Gebürge, wo sie wenig oder keiner Nahrung habhaft werden können, wo dann Viele vor Hunger umkommen müssen. f) Bei

d) Charlevoix hist. N. F. tom. III. 202. 203. 429.

e) Lettres edif. tom. VIII. p. 40. 86. passim. Cooks third Voy. vol. II. p. 324 Meares's Voy. p. 267.

f) Robertson b. IV. p. 172. Charlevoix N. Fr. tom. III. p. 203.

einer solchen allgemeinen Flucht gilt bloß das persönliche Interesse, jeder sorgt nur für sich, strebt nur sich zu retten, alle Bande der Natur reißen, die Kinder verlassen in blindem Schrecken ihre Eltern, die Eltern vergessen, daß sie Eltern sind, der Vater verkauft seinen Sohn für ein Beil oder Messer. g) Der Hunger vernichtet die, welche dem Schwert entflohn, auf die Art werden häufig ganze Stämme vertilgt. h)

Solche Verhältnisse haben den bestialischen, kriegerischen Geist erzeugt, den man bei Wilden überhaupt, vorzüglich aber bei den Amerikanern antrift. Ihre Absicht, ihr Ziel beim Kampf ist nicht Sieg, sondern Vernichtung, i) das Leben des Siegers hängt von dem Leben des Feindes ab. Bei den Irokesen heißt der Kunstausdruck für ihre Kriegserklärung „Auf, laßt uns die und die Nation essen!“ Wenn sie einen benachbarten Stamm zu Hülfe rufen, laden sie ihn ein, „Suppe vom Fleisch ihrer Feinde zu essen.“ k) Die Abeaki, wenn sie auf Feindes Boden kommen, theilen sich in mehrere Haufen und dann spricht der Anführer: euch ist das Dorf zum Essen gegeben l), euch jenes u. s. w. Diese Ausdrücke sind noch in der Sprache mehrerer Stämme vorhanden, welche keine

---

g) Lettres edif. tom. VIII. p. 346.

h) Robertson b. IV. p. 172. Account of N. America by Major Rogers p. 250.

i) Robertson b. IV. p. 150

k) Robertson b. IV. p. 164.

l) Lettres edif. tom. VI. p. 203.

Menschenfresser mehr sind. Uebrigens kann ich nicht umhin mich gegen die Meinung des Dr. Robertson dahin zu erklären, daß ich den Ursprung des Kannibalismus, welcher erwiesener Maaßen an so vielen Stellen der Neuen Welt stattfand, von gelegentlichem, äußerstem Mangel herleite, wenn gleich in der Folge die Sitte aus andern Gründen blieb. In der That scheint es, daß man der menschlichen Natur und dem Zustande der Wildheit ein gar schlechtes Kompliment macht, wenn man dieses scheusliche Mal lieber teuflischen Leidenschaften ohne obwaltende Nothwendigkeit, als dem großen Gebot der Selbsterhaltung zuschreiben will, das bisweilen jedes andre Gefühl, selbst bei kultivirten Nationen überwältigt hat. Wenn der erste Versuch einmal gemacht war, dann konnte die Furcht, seinen Feinden ein Mal zu werden, die Wut leicht auf einen solchen Grad treiben, daß der Wilde, von toller Lust getrieben, seine Gefangnen auf diese Art verbrauchte, wenn gleich keine Noth an Lebensmitteln vorhanden war.

Der Trieb der Selbsterhaltung, und diese ist auf das genaueste verbunden mit der Erhaltung und Macht seines Stammes, herscht in der Brust des Wilden so mächtig vor, daß keine der Ideen von Ehre und Edelmut, welche in den Kriegen der zivilisirten Nazionen gelten, Raum finden. Zu fliehn vor dem Feinde, wenn dieser auf seiner Hut ist, den Kampf zu vermeiden, sobald für die Person des Angreifenden, mithin für seinen Stamm Gefahr dabei droht, das gebieten die Amerikanischen Geseze der Ehre. Nur zehnfach stärker greifen sie den gerüsteten und wachsamen Feind an und selbst dann noch ist jeder

bange, voran zu gehn. m) Der größte Ruhm eines Kriegers ist, durch Hinterlist, Betrug und heimlichen Ueberfall die Feinde zu schwächen, mit so geringem Verlust seines eignen Stamms, als möglich. Unter gleich günstigen und ungünstigen Umständen dem Feinde entgegengehen, heißt Thorheit. Der Tod in der Schlacht, statt für einen ehrsamen Tod gehalten zu werden, gilt für ein Unglück, das den Ruhm des Kriegers mit dem Tadel der Uebereilung und Unvorsichtigkeit befleckt. Aber Tagelang mit der ausharrendsten Geduld im Hinterhalt liegen, bis man hervorstürzen kann auf den arglosen Gegner, Nachts sich unbemerkt zu den Hütten der Feinde schleichen, und sie in Brand stecken, die schlafenden oder verwirrt fliehenden erschlagen, das sind Heldenthaten, deren Andenken in der Brust dankbarer Nachkommen fortlebt.

Diese Art des Kriegs ist offenbar erzeugt durch das Bewußtseyn der Schwierigkeiten, welche mit der Erziehung neuer Bürger bei den Beschwerden und Gefahren des Wildenlebens verknüpft sind. Diese mächtigen Zerstörungsmittel mögen allerdings bisweilen so kräftig wirken, daß die Volksmenge wirklich unterhalb der, durch die vorhandne Masse der Nahrungsmittel bedingten Grenze steht, aber die Furcht der Amerikaner vor Verminderung ihrer Horde und der Wunsch, sie verstärkt zu sehn, ist ganz und gar kein Beweis dafür. Schwerlich möchte das Land im Stande seyn, den Zuwachs an Volksmenge zu ernähren, den jede Horde sich wünscht, aber die Ver-

m) Meares's Voy. p. 255.

stärkung eines Stamms vermehrt die Quellen seines Unterhalts vermöge der verhältnißmäßigen Schwäche der feindlichen Nachbarn, gegentheils eine Verminderung desselben, statt den Wenigern eine reichlichere Porzion zu verschaffen, sezt sie der Vernichtung durch ihre mächtigern Feinde aus. Dies macht den Wunsch jeder Horde nach Vermehrung begreiflich, ohne daß man einen Ueberfluß an Lebensmitteln anzunehmen braucht.

Daß die Vermehrung der Amerikaner mehr durch die Menge der vorhandnen Nahrungsmittel bedingt ist, als durch alle andern Umstände, die als die Bevölkerung bestimmend angegeben sind, oder, sollte ich vielmehr richtiger sagen, daß alle diese Umstände leztlich von dem Ueberfluß oder dem Mangel der Lebensmittel abhangen, wird deutlich erwiesen durch die mehrern und bedeutendern Stämme in allen denen Gegenden, wo die Nachbarschaft der Seeen und Flüsse den Boden fruchtbarer macht oder andere reiche Nahrungsquellen darbietet. Das von den Flüssen abgelegne Innere des Landes dagegen ist weit und breit öde und menschenleer, mehrere hundert Meilen kann man durchstreifen, ohne auch nur eine Hütte oder die Spur eines lebendigen Wesens zu treffen. Höher hinauf unter dem rauhern Himmelsstriche sind diese unbewohnten Strecken noch grenzenloser. Die Missionarien reden von zwölf gemachten Tagereisen, wärend welcher sie kein Menschenantliz getroffen. n) Zum Theil ernähren diese wüsten

n) Lettres edif. tom. VI. p. 357.

Gegenden auch nicht einmal Wildpret o) und liegen daher schlechterdings öde, andere aber, die, wenn sie gleich sparsam damit versehn sind, werden zu einer gewissen Zeit des Jahres von Jägergesellschaften besucht und durchstreift, die sich dann hier oder da, je nach dem Ertrag der Jagd, kürzere oder längere Zeit aufhalten. Diese Gegenden sind also, streng genommen, grade in dem Verhältniß der Nahrungsmittel, welche sie liefern, bewohnt. p)

Andere Provinzen Amerikas werden dagegen als verhältnißmäßig wolbevölkert beschrieben, z. B. die Ufer der großen Seeen im Norden und des Mißisippi, Louisiana und dann viele südliche Provinzen. Die Mexikaner und Peruaner, welche so mächtige Reiche ausmachten, entsprangen ohne Zweifel aus eben solchen wilden Horden, als die beschriebenen und hatten anfangs dieselben Gewohnheiten, als ihre rohern Brüder beibehielten, aber von dem Augenblick an, da durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände der Geschmack am Ackerbau herschend bei ihnen wurde, schritt die Bevölkerung schnell vorwärts, troz der etwanigen Apathie der Männer oder der nachtheiligen Gewohnheiten der Weiber. Diese Gewohnheiten mußten in der Folge nothwendig erlöschen und die Vertauschung eines unsteten sorgenvollern Lebens mit einem um so viel ruhigern und häuslichern mußte unmittelbar den Weibern

o) Lettres edif. tom. IX. p. 145.

p) Lettres edif. tom. VI. p. 66, 81, 345. tom. IX. p. 145.

größere Fruchtbarkeit schenken und sie in Stand sezen, den Bedürfnissen mehrerer Kinder vorzustehn.

Bei einem allgemeinen Blick auf den frühern Zustand des Amerikanischen Kontinents finden wir deutlich, daß die Volksmenge dem, freiwillig, oder durch Hülfe der Kunst, mehrerm oder minderm Ertrag des Bodens entsprechend, verschieden vertheilt war. Daß aber die Volksmenge eher zu nah als fern von der, durch die Masse der Nahrungsmittel gesezten Grenze war, beweisen die häufigen Zeugnisse und Klagen den Mangel an Nahrungsmitteln betreffend.

Merkwürdige Beispiele, sagt Dr. Robertson, kommen vor von dem äußersten Elend, das die wilden Nationen durch Mangel der Lebensmittel ertragen. Unter andern führt er den Bericht des Alvar Nugnez Cabaca de Vaca an, eines Spanischen Abenteurers, der beinahe neun Jahre unter den Wilden in Florida lebte. Diese, versichert er, sind alles Ackerbaues unkundig, leben vorzüglich von einigen Wurzeln, die sie mühsam sich verschaffen, da sie von einem Plaz zum andern, darnach suchend, irren. Bisweilen erhaschen sie ein Stück Wild, bisweilen einen Fisch, aber dies geschieht so selten, daß ihr Hunger sie treibt Spinnen und Ameiseneier, allerlei Schlangen und Eidechsen und Würmer, ja eine Thon- oder Talkartige Erde zu genießen. Aengstlich bewahren sie die Gräten der Fische und Schlangen, die sie zermalmen und hinterschlucken. Die einzige Zeit, wenn sie nicht so gar viel Hunger leiden, ist die der Reife einer gewissen Frucht, gleich der Opuntia,

aber sie streifen auch weit und breit umher sie zu suchen. q)

Ellis, in seiner Reise nach der Hudson's Bay, spricht auf eine gefühlvolle Art von dem Elende, was der Hunger über die benachbarten Indianer bringt. Nachdem er von der Unfreundlichkeit des Klimas gehandelt hat, fährt er fort: „So groß auch die Leiden sind, welche die Kälte über die Bewohner bringt, so ist es doch gewiß, daß der kärgliche Ertrag des Landes an Nahrungsmitteln und die großen Schwierigkeiten dieselben zu erlangen, noch größeres Elend verursacht. Eine Erzälung, die in den Faktoreien als wahrhaft bekannt ist, wird hinreichend seyn, dies zu beweisen und dem mitleidigen Leser einen Begrif von der Noth geben, der dies unglückliche Volk unterworfen ist." Er erzält hierauf, wie ein armer Indianer nebst seiner Frau, nachdem ihnen die Jagd durchaus ungünstig gewesen war, alle ihre Felle, die ihnen zur Bedeckung dienten, verzehrten, wie sie endlich, bei immer steigender Noth, sich gezwungen sahn, ihr Leben mit dem Fleische zweier ihrer Kinder zu fristen. r) An einem andern Ort sagt er: „Es hat Fälle gegeben, wo die Indianer, die des Sommers mit ihrem Rauchwerk nach den Faktoreien reisen, da es ihnen schlechterdings an Nahrungsmitteln gebrach und alle Jagdversuche verunglückten, das Haar von mehrern hundert Biberfellen absengten, um von dem Leder zu leben."

---

q) Robertson note 28. p. 117.

r) p. 196.

Der Abbé Raynal, der unaufhörlich von den Vorzügen des Wildenlebens vor dem zivilisirten schwazt, gesteht selbst in seiner Abhandlung über Kanada, ungeachtet er früher behauptet hatte, der Wilde sey allemal seines unfehlbaren Unterhalts gewiß, daß die Einwohner, wiewol das Land reich sey an Wild und Fischen, doch bisweilen Monate, selbst Jahre lang an diesen Dingen gänzlich Mangel litten und daß eine Menge derselben dann vor Hunger umkämen, da man hier so entfernt von einander wohne, daß gegenseitige Unterstüzung schwierig sey. s)

Mr. Charlevoir, nachdem er von dem Ungemach, dem die Missionarien ausgesezt sind, gesprochen hat, sezt hinzu, daß alles Uebrige bei weitem noch von einem größern Uebel, Hungersnoth nämlich, übertroffen würde. Es wäre wahr, sagt er, daß die Wilden den Hunger mit einer Geduld ertragen könnten, der nur ihre Sorglosigkeit, sich dagegen zu verwahren, gleichkäme, daß sie aber nichts desto weniger der gar zu großen Noth bisweilen unterlägen. t)

Es ist allgemeine Sitte der Amerikaner, selbst der, welche schon einige Fortschritte im Ackerbau gemacht haben, zu gewissen Zeiten des Jahres sich in den Wäldern zu zerstreuen und von der Jagd zu leben, die im Allgemeinen die Hauptquelle ihres Unterhalts das ganze Jahr hindurch bleibt. u) Aber da gelingt es selbst den geschick-

s) Raynal hist. d' Ind. tom. VIII. p. 22.

t) Hist. N. Fr. tom. III. p. 338.

u) Letres edif. tom. VI. p. 66. 81. 345. IX. 145.

testen Jägern nicht immer, auch wenn es gerade nicht an Wild fehlt, und sie sehn sich dann nicht selten dem traurigsten Mangel ausgesezt. v) Ein Missionar erzält sogar den Fall, wo unter solchen Umständen einige Irokesen, zur äußersten Verzweiflung getrieben, mehrere aus ihrer Gesellschaft erschlugen und verzehrten, von eilfen kamen nur fünf heim. w)

In manchen Theilen von Südamerika leiden die Indianer nicht weniger Noth und werden bisweilen von eigentlichen Hungerläuften heimgesucht. x) Die Inseln, wie reich sie auch schienen, waren im Verhältniß ihrer Produkte vollkommen bevölkert, so daß wenn einige Spanier sich irgendwo niederließen, diese geringe Vermehrung von Zehrern alsbald einen fühlbaren Mangel an Lebensbedürfnissen hervorbrachte. x) Der so blühende Mexikanische Staat befand sich in demselben Zustande, so daß Kortez oft Schwierigkeiten fand, seinem nicht zalreichen Heere Unterhalt zu schaffen. Selbst Paraguay, unter den vorsichtigen Jesuiten, war nicht immer frei von bedeutendem Mangel. z) Die Indianer von dem Sprengel St. Michael, heißt es, vermehrten sich in kurzer Zeit so sehr, daß

v) Lettres edif. tom. VI. p. 167. 220. Hennepin moeurs des sauvages p. 78.

w) Lettres edif. tom. VI. p. 71.

x) Lettres edif. tom. VIII. p. 79.

y) Robertson b. IV. p. 121. Burke's Amer. vol. I. p. 30.

z) Lettres edif. tom. IX. p. 381.

ihr Land nur halb so viel Getraide hervorbrachte, als sie bedurften.

Die neuern Reisen nach der Nordwestküste von Amerika bestätigen, daß auch da, wie allenthalben, häufiger Mangel mit dem Wildenleben verbunden ist und zeigen vorzüglich die Ungewisheit der Fischerei, welche sonst die ergiebigste Nahrungsquelle der, durch keine Kunst gespornten Natur zu seyn scheint. Die See in der Gegend von Nootka Sound ist selten oder nie so sehr gefroren, daß das Fischen gehindert würde, aber aus der großen Vorsicht, mit der die Eingebornen Vorrath für den Winter sammeln, erhellt, daß die See zur Winterszeit keine Fische liefert, und es scheint, daß sie nicht selten in den kältern Monaten, wenn ihr Vorrath nicht ausreicht, großen Mangel dulden. a) Wärend des Aufenthalts eines gewissen Mr. Mackay's in Nootka Sound von 1786 bis 87 verursachte die Länge und Strenge des Winters eine wirkliche Hungersnoth. Der Vorrath an gedörrten Fischen war schon so geschmolzen, daß sich ein jeder mit einer äußerst geringen Porzion behelfen mußte. Unsern Landsleuten ward von den Vorstehern täglich der bestimmte Saz von sieben gedörrten Heringsköpfen gebracht. Mr. Meares sagt, daß die Durchlesung des Tagebuchs dieses Gentlemans auch den Gefühllosesten erschüttern würde. b)

---

a) Lettres edif. tom. IX. p. 206. 580.

b) Meares's Voy. ch. IX. p. 132.

Nördlich von Nootka Sound traf Capitain Vancouver eine Völkerschaft, die sich elendiglich nährt von einem Gemisch von innerer Fichtenrinde und Schnecken. c)

Es verhält sich daher nicht so, wie Lord Kaimes d) meint, welcher annimmt, die Amerikanischen Horden hätten sich nie hinreichend vermehrt, um Viehzucht oder Ackerbau nothwendig zu machen, sondern, weil sie aus irgend einer Ursache von diesen reichlichern Erwerbquellen der Nahrung keinen bedeutenden Gebrauch haben machen wollen, so haben sie sich unmöglich sehr vermehren können. Wenn Hunger allein ein hinreichender Stachel zum Pflügen wäre, so begreif ich nicht, wie noch ein einziges Jäger oder Fischervolk in Amerika übrig seyn könnte, aber es ist klar, daß außer diesem Stachel noch eine Kette besonders glücklicher Umstände erfodert wird, um den Jäger in einen Ackerer zu verwandeln und es ist höchstwahrscheinlich, daß diese künstlichen Weisen, sich Nahrungsmittel anzuschaffen, in denjenigen Ländern zuerst erfunden und geübt wurden, deren Boden und Klima das günstigste war, also die leichteste Arbeit am meisten belohnten, die aber auch, indem sie von Anfang an eine dichtere Bevölkerung verstatteten, eine größere Wahrscheinlichkeit, daß in ihnen die Erfindung entspringen würde, für sich hatten. Bei den meisten der Amerikanischen Stämme, die wir bisher betrachtet haben, herschte eine so große Gleichheit, daß

---

c) Vancouver's Voy. vol. II. p. 273.

d) Skelches of the History of Man vol. I. p. 99. 105. 8vo ed. 2.

alle Glieder desselben wol ungefär gleichen Theil an den Beschwerden des Wildenlebens und au dem gelegentlichen Elende des Mangels an Nahrungsmitteln nahmen. Bei mehrern südlichen Völkern aber, wie in Bagota e) bei den Natchez f) und vorzüglich in Mexiko und Peru, wo so große Abstufungen des Ranges stattfanden und die untern Klassen in tiefer Knechtschaft schmachteten, g) da waren bei eintretendem Mangel eben diese die Hauptleidenden, welche überhaupt beinah ausschließlich den direkten Hemnissen der Volksvermehrung unterworfen wareu.

Die außerordentliche Abnahme der Amerikanischen Eingebornen möchte vielleicht Einigen ein Einwurf gegen die aufgestellte und zu erhärtende Theorie scheinen, aber man wird finden, daß die Ursachen dieses schleunigen Zusammenschmelzens alle sich auf die drei angenommenen großen Hemnisse der Bevölkerung zurückführen lassen, nirgends aber ist geläugnet, daß diese Hemnisse, wenn sie unter besondern Umständen mit ungewöhnlicher Heftigkeit wirken, nicht in gewissen Fällen das Prinzip der Volksvermehrung zu überwältigen vermöchten. Der unlöschbare Durst der Indianer nach geistigen Getränken, h) der, Charlevoix zufolge, zu einer Raserei steigt, die alle Vorstellung übertrift, samt seinen unglücklichen Folgen, den unaufhörlichen Streitigkeiten, die durch Trunkenheit an-

e) Robertson b. IV. p. 141.

f) Lettres edif. tom. VII. p. 21. Robertson b. IV. p. 139.

g) Robertson b. VII. p. 190. 242.

h) Major Rogers Account of N. Amer. p. 210.

gezettelt werden und öfters mit dem Tode des einen oder des andern enden, dem Heer neuer Krankheiten, der geschwächten und vernichteten Zeugungsfähigkeit, möchte allein als ein Laster betrachtet werden können, das die jezige Entvölkerung Amerikas begründete. Außerdem hat die Berührung der Indianer mit den Europäern fast allenthalben die nachtheiligsten Folgen gehabt, ihr Mut ist gebrochen, ihre Anstrengungen sind geschwächt oder haben eine falsche Richtung bekommen, mithin sind die Quellen ihres Lebensunterhalts vermindert worden. In St. Domingo ließen die Indianer mit Fleiß das Land unbebaut liegen, damit ihre grausamen Unterjocher vor Hunger umkommen möchten, i) in Peru und Chili wurden die Kräfte der gefesselten Einwohner mit tödtlichem Erfolg verschwendet, die Eingeweide der Erde aufzuwühlen, statt die Oberfläche derselben zu baun, im Norden bewog die unmäßige Begier des Europäischen Branteweins die Wilden fast einzig und allein des Rauchwerks wegen für den Tauschhandel zu jagen, k) hiedurch wurden ihre Bemühungen einträglichern Gegenständen gänzlich entzogen, zu gleicher Zeit die Jagd eiligst ganz und gar verdorben. Die Anzal des Wildes hat in den bekannten Theilen von Amerika sicher noch mehr abgenommen als die Zal der Menschen, woran ohne Zweifel die allgemeine Einführung des Feuergewehrs bei den Wilden nicht wenig schuld ist. Der Eifer für den Ackerbau ist allenthalben eher erkaltet, als wärmer gewor-

---

i) Robertson b. II. p. 185. Burke's Amer. vol. I. p. 300.

k) Charlevoix N. Fr. tom. p. 260.

den. Wir hören aber durchaus nichts davon, daß irgend eine Indianische Nazion, seys in Nord = oder Südamerika, zu Folge ihrer Verringerung jezo im Ueberfluß lebe. Wir irren daher wol nicht, wenn wir behaupten, daß eben in diesem Augenblick, troz aller erwähnten mächtigen Zerstörungsursachen die mittlere Anzal der Amerikanischen Nazionen, wenige Ausnahmen abgerechnet, der mittlern Masse der Nahrungsmittel das Gleichgewicht halte, welche sie mit Hülfe ihrer gegenwärtigen Industrie erlangen können.

Kapitel 5.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung auf den Südseeinseln.

Der Abbe Raynal macht, nachdem er von dem ehemaligen Zustande der Brittischen Inseln geredet hat, die allgemeine Bemerkung: „Die Inselbewohner sind es, bei denen wir den Ursprung der mancherlei sonderbaren Gewohnheiten finden, welche die Fortschritte der Volksvermehrung zu hemmen bezwecken. Anthropophagie, Kastration und Infibulation, späte Heirathen, Gelübde der Keuschheit, Strafen gegen Mädchen, die zu früh Mütter wurden u. s. w. giengen von hier aus.“ Diese Gewohnheiten, die durch eine unmäßige Bevölkerung der Inseln begründet

wurden, kamen, so behauptet er, von da aufs feste Land, wo die Philosophen noch heut zu Tage über den Ursprung derselben grübeln. Der Herr Abbe scheint nicht bemerkt zu haben, daß eine Nordamerikanische Herde, umringt von lauter Feinden oder eine zivilisirte zalreiche Nazion, eingeschlossen von dergleichen in vielen Hinsichten sich in den nemlichen Verhältnissen, wie die Inselbewohner befinden. Sind die Schranken, die sich der fernern Volksvermehrung hier entgegenstellen, auch nicht so handgreiflich, als bei den Inseln, so sind sie doch nicht minder schwierig zu übersteigen und der Emigrant, den das Elend, was er in seinem eignen Lande ertragen muß, verdrießt, ist durchaus nicht gewiß, es in der Fremde besser zu finden. Wahrscheinlich ist noch keine Insel bekannt, deren Ertrag nicht noch erhöht werden könnte. Dies ist Alles, was von der ganzen Erde gesagt werden kann. Beide aber, die Erde, wie die Inseln, sind bevölkert, grade so sehr, als ihr wirklicher Ertrag es erlaubt. In dieser Rücksicht ist die Erde vollkommen einer Insel gleich. Da aber die Grenzen der Volksvermehrung bei den Inseln, vorzüglich solchen, von geringerm Umfang, so eng und auffallend sind, daß sie auch dem gemeinen Auge unmöglich entgehn können, so dürfte eine Untersuchung der Hemnisse der Volksvermehrung auf den Inseln, von denen wir die zuverlässigsten Nachrichten haben, zur Erläuterung unsers Gegenstandes ganz vorzüglich beitragen. Die Frage, die in Capt. Cooks erster Reise aufgestellt wird, in Betreff des sparsam bewohnten Neuhollands: „auf welche Weise die Bewohner dieses Landes auf eine so geringe Anzal beschränkt

würden?" l) kann mit demselben Rechte in Hinsicht der bevölkertsten Südseeinseln oder der volkreichsten Gegenden Europas und Asiens wiederholt werden. Diese Frage, so allgemein aufgestellt, scheint mir höchst interessant zu seyn und nicht wenig zur Aufhellung einiger der dunkelsten, jedoch wichtigsten Punkte der menschlichen Gesellschaft beizutragen. Der Endzweck des ersten Theils des gegenwärtigen Werks wird am passendsten so ausgedrückt, daß er ein Versuch sey, diese Frage in ihrer ganzen Ausdehnung zu beantworten.

Von den größern Inseln Neu Guinea, Neu Brittannien, Neu Caledonien und von den Neuen Hebriden wissen wir nur Weniges mit Gewißheit. Der Zustand der Gesellschaft ist hier wahrscheinlich dem der Amerikanischen Wilden ähnlich. Häufige Fehden herschen zwischen den verschiednen Stämmen. m) Die Autorität der Oberhäupter ist sehr unbedeutend, mithin muß das Eigenthum sehr unsicher seyn, auch hat man selten ansehnliche Vorräthe bei ihnen angetroffen.

Von der großen Insel Neu Seeland haben wir genauere Nachrichten, aber nicht sehr erbauliche. Die Schilderung, die Capt. Cook in seinen drei verschiednen Reisen davon giebt, enthält einige der düstersten Schatten,

---

l) Cooks First Voy. vol. III. p. 240. 4to.

m) Siehe die verschiednen Nachrichten von Neu Guinea und Neu Brittannien in der Histoire des Navigations des terres Australes über Neu Caledonien und den Neuen Hebriden siehe Cook's second Voy. vol. II. b. III.

welche in der Geschichte der menschlichen Natur vorkommen. Die Fehden, in denen die verschiednen Stämme hier mit einander leben, scheinen noch unaufhörlicher und ärger zu seyn, als die der Nordamerikaner. n) Daß sie das Fleisch ihrer Feinde verzehren, ja noch mehr, daß sie ein besondres Behagen daran finden, ist außer allen Zweifel gesezt. o) Capitain Cook, der gewiß nicht geneigt ist, etwas zum Nachtheil der Wilden zu übertreiben, sagt von den Eingebornen in der Nähe von Königin Charlottens Sund „wenn ich den Bitten aller unsrer angeblichen Freunde hätte Gehör geben wollen, so hätte ich das ganze Volk samt und sonders umbringen müssen, denn die Einwohner jedes Dorfs nach der Reihe lagen mich darum an, ihre Nachbarn zu vertilgen." p) In demselben Kapitel heißt es ferner „aus dem, was ich selbst beobachtet habe und aus den Versicherungen der Tawiharooa bin ich überzeugt, daß die Neu Seeländer keinen Augenblick ruhig leben, ohne Furcht, einer von dem andern umgebracht zu werden, jeder Stamm fast glaubt sich beeinträchtigt durch einen andern und lauert beständig auf Gelegenheit der Rache. Vielleicht mag auch die Lust nach einer guten Malzeit kein geringer Antrieb seyn. — — Ihre abscheuliche Art Krieg zu führen besteht in nächtlichen Ueberfällen und ist der Feind nicht auf seiner Hut, was je-

---

n) Cooks firſt Voy. vol. II. p. 345. Second Voy. vol. I. p. 101. Third Voy. vol. I. p. 161. etc.

o) Second Voy. vol. I. p. 246.

p) Third Voy. vol. I. p. 124.

doch, wie ich glaube, selten der Fall ist, so mezeln sie Alles ohne Unterschied nieder, weder Weib noch Kind verschonend. Dann gehts entweder gleich an Ort und Stelle ans Fressen oder sie schleppen so viele Leichname heim, als sie können und verschlingen sie mit so empörenden Zeremonieen, daß es unmöglich ist, davon zu erzälen. — — Dem Besiegten das Leben zu schenken, oder Gefangne zu machen, ist nicht ihre Weise, die einzige Rettung des Besiegten ist Flucht. Dieser unaufhörliche Zustand des Krieges und die verderbliche Weise desselben hat bei den Neuseeländern solche Behutsamkeit und solches Mistrauen hervorgebracht, daß man kaum einen Augenblick finden wird, weder bei Tag noch bei Nacht, wo der Neu Seeländer sich nicht eines feindlichen Angrifs versieht." q)

Hier also liegt das vorzügliche Hemniß der Volksvermehrung in Neu Seeland vor Augen, ohne vieler Erläuterung zu bedürfen. Ob bei den Weibern nachtheilige Gewohnheiten herschen, ist nicht bekannt, wenn auch, so möchten sie doch wol nur zur Zeit großen Mangels stattfinden, da sonst jeder Stamm seine Vermehrung, also Verstärkung wünscht. Uebrigens muß das unruhige Leben der Weiber, die hier mit den Waffen in der Hand reisen und arbeiten, r) ihrer Fruchtbarkeit sehr nachtheilig seyn.

Nichtsdestoweniger scheinen die öftern Hungersläufte zu beweisen, daß diese mächtigen Hemnisse doch selten die Volkszal unterhalb der, durch den mittlern Ertrag an Le=

q) Cooks Third Voy. vol. I. p. 137.

r) Id. second Voy. vol. I. 127.

bensmitteln gesezten Grenze hinabbringen. „Daß Hungersläufte stattfinden“ sagt Capitain Cook „davon haben wir sprechende Beweise angetroffen.“ Theils ist Fischerei überhaupt, die Hauptquelle ihrer Nahrung, eine ungewisse Sache, theils muß es bei einem so unaufhörlich unruhigem Zustande der Gesellschaft doppelt schwierig seyn, gehörige Vorräthe zu veranstalten. Wenn nun gar die wenigen Yamwurzeln, die sie baun, nicht gerathen, so ist es wol denkbar, daß die Noth so hoch steigt, daß die Hoffnung einer guten Malzeit, zur Rachlust hinzukommend, zum Kampf entflammt, daß „sie unaufhörlich einer den andern erschlagen, als die einzige Alternative des Hungertodes.“ s)

Plözlich aber verändert sich die Szene, wenn wir unsern Blick von dem sparsam bewohnten Neu Seeland nach den, von Menschen wimmelnden Ufern Otahitis und der Gesellschaftsinseln wenden. Jede Furcht vor Hungersnoth scheint auf den ersten Anblick einem Lande gänzlich fremd zu seyn, das so fruchtbar seyn soll, als je die Hesperischen Gärten. t) Aber ein Augenblick Ueberlegung muß uns eines andern belehren. Wo der Mensch sich im Glück und Ueberfluß befindet, da vermehrt er sich ganz sicher. Warum sollte nicht eben das in einem Lande, dessen Klima das behaglichste ist, wo wenig oder keine Krankheiten bekannt sind, wo die Weiber zu keinen schweren Arbeiten verdammt sind u. s. w. und zwar mit einer in weniger begünstigten Ländern ungewöhnlichen Schnelligkeit

s) Id. first Voy. vol. III. p. 45.

t) Missionary Voy. Append. p. 347.

stattfinden? Wäre dies aber wirklich der Fall, wie könnte die steigende Volksmenge hinlänglichen Raum und Nahrung finden in so engem Bezirk? Wenn die Bevölkerung von Otahiti, von kaum vierzig Meilen u) im Umfang, den Capitain Cook in Erstaunen sezte, da er nach seiner Rechnung sie auf zweihundert und viertausend schäzen zu müssen glaubte, was sollte daraus werden, wenn nach Verlauf von hundert Jahren, nach der mäßigen Annahme, daß sich die Bevölkerung alle fünf und zwanzig Jahre verdoppeln müßte, die Volksmenge mehr als drei Millionen betrüge? Jede Insel derselben Gruppe würde sich in demselben Zustande befinden. Auswanderung von einer Insel zur andern wäre blos Wechsel des Orts, nicht des Elends. Wirkliche Auswanderung nach dem Continent, oder Einfuhr von daher ließe sich wegen des unvollkommnen Zustandes der Schiffahrt nicht denken. Die Schwierigkeit der Aufgabe muß hier, wo das Unzureichende der gewöhnlichen unüberlegten Ausflüchte, da man immer von Auswanderung und besserer Kultur des Landes spricht, gar zu offenbar ist, jedem in die Augen springen.

Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß die Bewohner dieser Inseln sich alle fünf und zwanzig Jahre verdoppeln können, drängt sich uns unwiderstehlich auf und, bevor wir noch irgend eine Untersuchung über den Zustand der dortigen Gesellschaft angestellt haben, müssen wir vollkommen gewiß seyn, wenn nicht etwa ein bestän-

---

u) Leagues.

diges Wunder die Weiber unfruchtbar macht, auf gewisse, mächtige Hemnisse der Volksvermehrung zu stoßen.

Die wiederholten, übereinstimmenden Berichte von Otahiti und den benachbarten Inseln erlauben uns, durchaus nicht an der Existenz der Eareeoie Gesellschaften v) zu zweifeln, welche mit Recht in Europa so viel Erstaunen erregt haben. Sie sind so oft beschrieben, daß es hier genug seyn wird, zu bemerken, daß regellose Vermischung und Tödtung der etwa daraus entspringenden Kinder die Grundgeseze derselben zu seyn scheinen. Sie finden aber nur unter den höhern Klassen statt. Mr. Anderson bemerkt „daß eben die Wohlgebildetsten unter beiden Geschlechtern ihre Jugend diesen verabscheuungswürdigen Ausschweifungen widmen, deren selbst die ärgsten Barbaren sich schämen würden. —— Wenn ein zu den Eareeoie gehöriges Frauenzimmer entbunden wird, so bedient man sich eines nassen Stück Zeuges, womit Mund und Nase bedeckt wird, um das Kind zu ersticken.“ w) Die untern Klassen nehmen freilich an diesen Gesellschaften nicht Theil, aber der Kindermord ist auch bei ihnen nicht ungewöhnlich, er ist nicht nur nicht verboten, sondern die häufige Anwendung desselben unter den Vornehmern hat jede Schande, jeden Schein der Armut von diesem Laster entfernt, das vielleicht nicht immer aus Noth, sondern wol nicht selten aus Mo-

---

v) Cooks first Voy. vol. II. p. 207. seq. Second Voy. vol. I. p. 352. Third Voy. vol. II. p. 157. seq. Missionary Voy. Append. p. 346. 410.

w) Cooks Third Voy. vol. II. p. 158. 159.

de, auf jeden Fall, ohne alle Scheu, als eine alltägliche Sache ausgeübt wird.

Im Allgemeinen ist Hume's Bemerkung sehr richtig, daß die Erlaubniß des Kindermords, im Ganzen, zur Vermehrung der Bevölkerung beitrage, x) indem die Entfernung der Furcht vor einer zu zalreichen Familie zum Heirathen aufmuntert, in der Folge aber das mächtige Mitleid die Eltern von diesem grausamen Mittel, anders, als bei der allerdringendsten Noth Gebrauch zu machen, abhalte. In Otahiti ist die Sitte aber gar zu vorherschend, als daß sie nicht die entgegengesezte Wirkung haben sollte.

Hat man gleich viel Uebertriebenes von den Ausschweifungen der untern Klassen erzält, so ist doch das ungewöhnliche Vorherschen derselben außer allem Zweifel. Capitain Cook, der sich bemüht, die Otahitischen Frauenzimmer gegen den Vorwurf der Liederlichkeit zu vertheidigen, giebt doch zu, daß hier verhältnißmäßig mehr öffentliche Mädchen wären, als in irgend einem andern Lande und macht zugleich die vielsagende Bemerkung, daß kein Frauenzimmer durch solche Lebensart ihrem Range und Ansehn in der Gesellschaft schade, sondern auf gleichem Fuß mit den Keuscheren umgehe. y) Die gewöhnlichen Heirathen der Otahiter geschehn ohne weitere Zeremonie, als daß der junge Mann dem Schwiegervater ein Geschenk macht. Wenn aber der Vater meint, daß er zu wenig für seine Tochter erhalten hat, so scheut er sich nicht, sie zu zwingen, ihren

x) Hauce's essays vol. I. essay XI. p. 431. 8vo. 764.

y) Cooks Second Voy. vol. I. p. 187.

Freund zu verlassen und einem andern, der reichlicher bezalt, beizuwohnen. Uebrigens steht es dem Manne allzeit frei, sich ein andres Weib zu wählen. Gebärt ein Weib, so kann der Mann das Kind umbringen, das Weib verstoßen oder ferner behalten, nach Gutdünken, nur, nachdem einem Kinde das Leben geschenkt ist, werden die Eltern als verbunden angesehn. Jedoch ist es verstattet, sich späterhin noch ein jüngeres Weib zuzulegen, noch häufiger aber ist, daß man sich späterhin doch gänzlich trennt. Von Trennungen der Ehe reden die Eingebornen, wie von einer Kleinigkeit. z)

Ein solcher Haushalt der Gesellschaft würde allein schon ein hinreichendes Hemniß der Volksvermehrung, auch für das fruchtbarste Land, unter dem günstigsten Himmelsstrich scheinen. Aber es kommen noch die Kriege hinzu, die auf der Insel und zwischen den Inseln sehr häufig und blutig geführt werden. a) Vorzüglich nachtheilig ist die Gewohnheit der Sieger, das ganze Land der Feinde zu verheeren, die Schweine werden weggeschleppt, die Bäume umgehauen u. s. w. Otahiti, das in den Jahren 1767 und 68 von Schweinen und Geflügel wimmelte, war 1773 so schlecht damit versehn, daß die bedeutendsten Tauschartikel die Eigenthümer kaum bewegen konnten, einiges abzustehn. Capitain Cook schrieb diesen

---

z) Cooks Third Voy. vol. II. 157.

a) Bougainville Voy. autour du Monde ch. III. p. 217. Cooks first Voy. vol. II. p. 244. Missionary Voy. p. 224.

Mangel vorzüglich den in in der Zwischenzeit geführten Kriegen zu. b) Capitain Vancouver fand gleichfalls 1791, daß seit 1777, da er Otahiti verließ, eine Menge Kriege geherscht hatten, die meisten seiner vorigen Freunde waren nicht mehr, verschiedne Oberhäupter des westlichen Theils der Insel hatten sich mit den Feinden vereinigt, selbst die eigenthümlichen Besizungen des Königs hatten eine Zeitlang gänzlich verwüstet gelegen. Die meisten Thiere und Pflanzen, die Capitain Cook zurückgelassen und gesäet hatte, waren durch Kriegsunglück vernichtet. c)

Die in Otahiti häufigen Menschenopfer, so sehr sie allein auch schon die Barbarei der Bewohner beweisen, möchten doch schwerlich auf die Volksmenge bedeutenden Einfluß haben. Die vorhin ungemein gelinden Krankheiten haben freilich durch den Verkehr mit den Europäern sehr zugenommen, doch bemerkte Cook noch auf der dritten Reise keine ungewöhnliche Tödtlichkeit derselben. d)

Wie mächtig aber auch die Laster der regellosen Vermischung, des Kindermords und des Kriegs als Hemnisse der Volksvermehrung hier wirken, so sind sie doch nicht allezeit im Stande gewesen, die Volksmenge nach Verhältniß der Nahrungsmittel zu beschränken. Mr. Anderson bezeugt „daß ungeachtet der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Insel nicht selten Zeiten des Mangels eintreten,

---

b) Cooks Second Voy. vol. I. p. 182, 183.

c) Vancouvers Voy. vol. I. p. 98. 4to.

d) Cooks Third Voy. vol. II. p. 148.

die, wie man versichert, vielen das Leben kosten. Ob Mißwachs, Uebermaaß der Bevölkerung, das zu Zeiten unvermeidlich scheint, oder Kriege schuld daran sind, kann ich nicht mit Gewißheit angeben, aber die Wahrheit der Sache kann schon allein aus der ängstlichen Genauigkeit geschlossen werden, die sie in Ansehung der Nahrungsmittel, auch wenn eben Ueberfluß herscht, beobachten." e) Als Capitain Cook in Ulintea von einem Oberhaupt bewirthet ward, sah er, wie, sobald die Gesellschaft aufgestanden war, eine Menge gemeiner Leute sich hereindrängte, um jeden abgefallnen Brocken ängstlich aufzusammeln. Täglich gieng eine Menge der Eingebornen an Bord und half den Schlachtern, um nur die Geweide der geschlachteten Schweine zu holen. Ueberhaupt scheint dem gemeinen Mann meistens nur der Abfall zu Theil zu werden. „Man muß jedoch gestehn" sagt Capitain Cook „daß sie besonders genau mit den Lebensmitteln sind, und daß sie nicht das Geringste verschleudern, was irgend eßbar ist, vorzüglich von Fleisch oder Fisch." f)

Nach Mr. Andersons Zeugniß bekommt das gemeine Volk selten oder nie Schweinefleisch zu kosten. Der König und die mächtigern Oberhäupter sind allein im Stande diesen Luxusartikel täglich auf ihrem Tisch zu sehn, die kleinern müssen sich mit einer Schweinefleischmalzeit auf acht Tage, vierzehn Tage, vier Wochen, je nach ihrem Ver-

---

e) Cooks Third Voy. vol. II. p. 153, 154.

f) Id. second Voy. vol. I. p. 176.

mögen, begnügen. g) Bisweilen, wenn Schweine und Geflügel gar selten werden, ergeht ein Verbot, binnen gewissen Monaten, binnen einem, auch zwei Jahren, keine zu schlachten. Die gewöhnliche Nahrung der Careeoie, wozu doch die Vornehmern gehören, besteht in der Regel an neun Zehnteln aus Vegetabilien.

Nach den spätern Nachrichten, die wir von den Missionarien über Otahiti haben, scheint es, als wenn die bisher aufgezälten Ursachen der Volksverminderung seit Capitain Cooks leztem Besuch ganz ungewöhnlich wirksam gewesen wären. Blutige Kriege sind, wie wir wissen, h) seitdem geführt, auch läßt sich aus dem jezt stattfindenden geringern Verhältniß der Weiber schließen, daß eine größere Anzal von Mädchen umgebracht wird, als sonst. i) Diese Seltenheit der Weiber befördert natürlich die unordentlichen Vermischungen. Die Zunahme dieser Ausschweifungen, nebst schlimmen Europäischen Krankheiten greifen die Wurzel der Volksvermehrung an.

Wahrscheinlich mag sich Capitain Cook in Schäzung der Bevölkerung Otahitis geirrt, und sie zu hoch angenommen haben, gegentheils scheinen die Missionarien sie gar zu gering anzugeben. Daß aber wirklich eine bedeutende Verminderung der Einwohner stattgefunden hat, davon ist mir, außer den direkten Versicherungen der spä-

---

g) Cooks Third Voy. vol. II. p. 154.

h) Vancouvers Voy. vol. I. p. 137.

i) Missionary Voyage p. 192. 385.

tern Reisenden, schon die abnehmende Oekonomie derselben Beweis. Capitain Cook und Mr. Anderson fanden, wie schon erwähnt, eine besorgliche Genauigkeit in Ansehung der Speisen, die Missionarien dagegen bezeugen, daß der Boden in Otahiti Lebensmittel im Ueberfluß erzeuge und daß, ungeachtet der ungeheuern Verschwendung der Eareeoie und bei Gelegenheit der Feste, dennoch selten Mangel eintrete.

Es scheint also, daß in diesem Augenblick die Bevölkerung von Otahiti sich unterhalb der, nach Maßgabe der Nahrungsmittel möglichen Größe befinde, aber es würde ein übereilter Schluß seyn, zu behaupten, daß es so bleiben würde. Schon die von Capitain Cook bei seinen wiederholten Reisen beobachteten Verschiedenheiten scheinen für das Fluten und Ebben der Anzal der Einwohner und ihres mehr oder minder glücklichen Zustandes zu sprechen. k) Und grade dies ist es, worauf die Theorie uns im voraus leitet. Es ist unmöglich, daß die Volksmenge auf diesen Inseln seit Jahrhunderten sich hat gleich bleiben oder in einem regelmäßigen, wenn noch so langsamen, Verhältniß hat zunehmen können. Bald fand Uebervölkerung statt, die dann den natürlichen Hang der Wilden zum Kriege begreiflich vermehrte. Nach einem Mißjahr ward Kindermord und regellose Vermischung desto häufiger, dies dauerte fort, nachdem die Veranlassung gehoben war, dadurch befanden sie sich späterhin im Ueberfluß, der wieder

---

k) Cooks second Voy. vol. I. p. 182. seq. 346. seq.

solche Bevölkerung erzeugte, daß entvölkernde Gewohnheiten nothwendig wieder eintreten mußten. 1)

Wiefern der Verkehr mit den Europäern der Bevölkerung von Otahiti schadet, wird die Erfahrung lehren, ist es wirklich der Fall, so bin ich gewiß, daß der Grund davon in der Vermehrung der Laster und des Elends zu finden seyn wird.

Was die übrigen Inseln des stillen Meers betrift, so haben wir weniger genaue Nachrichten von ihnen, als von Otahiti, aber im Allgemeinen scheint ihr Zustand derselbe zu seyn. Zwar wird nicht gesagt, daß auf den freundschaftlichen und auf den Sandwichinseln der Kindermord im Gange sey, desto gewisser ist es dagegen, daß die Unordnung in Befriedigung des Geschlechtstriebes ausnehmend groß ist, ferner muß die unumschränkte Macht der Oberhäupter, welche den niedern Klassen weder Sicherheit des Eigenthums noch des Lebens verstattet, als kein geringes Hemniß der Bevölkerung betrachtet werden, schwerlich mögen auch die vielen Toutous oder Diener der Oberhäupter alle sich verheirathen können, unfehlbar befördert auch die Polygamie der Oberhäupter die Ausschweifungen der niedern Klassen u. s. w.

Wenn wir als ausgemacht angenommen hätten, daß auf den fruchtbarern Inseln der Südsee keine Armut, kein

---

1) Ich hoffe doch, man wird mich nicht so mißverstehn, als ob ich gewisse zuvorkommende Hemnisse billigte, weil ich ihre Folgen anführe. Das Verhütungsmittel eines Uebels kann ohne Vergleich schlimmer seyn, als das zu vermeidende Uebel selbst.

Mangel an Nahrungsmitteln stattfinde, so hätten wir zu Folge unsrer Theorie, da sich unmöglich von Wilden, zumal unter solchem Himmelsstrich viel tugendhafte Enthaltsamkeit erwarten läßt, behaupten können, daß Laster, wohin auch Krieg gehört, das vorzüglichste Hemniß der Volksvermehrung seyn müsse. Und so bestätigt sichs denn wirklich durch die Erfahrung.

Wenn auch von den meisten Inseln bestimmte Nachrichten von der Sitte des Kindermords fehlen, so läßt es sich doch von der Osterinsel wegen des auffallenden Misverhältnisses der Weiber und Männer m) mit mehr als Wahrscheinlichkeit behaupten. Perouse schien geneigt, zu glauben, daß die Weiber jedes Distrikts den Männern desselben gemeinschaftlich wären. Die Bevölkerung der Osterinsel scheint seit der ersten Entdeckung durch Roggewein, im Jahr 1722 großem Wechsel unterworfen gewesen zu seyn. Bei Perouses Besuch schien sich die Bevölkerung etwas zu heben, die vorher, seys durch innern Krieg, Miswachs, oder zu häufigen Kindermord sehr gelitten hatte. Capitain Cook schäzte bei seiner zweiten Reise die Anzal der Einwohner auf sechs bis siebenhundert, n) Perouse auf zweitausend und nach der Menge Kinder und neuer Häuser zu schließen war sie im Zunehmen. o)

---

m) Cooks second Voy. vol. I. p. 289. Voy. de la Perouse p. 323. 4to.

n) Id. second Voy. vol. I. p. 289.

o) Perouse p. 336.

Auf den Marianischen Inseln enthält sich nach dem Zeugniß des Geistlichen Gobien eine große Anzal junger Leute der Ehe p) und lebt wie die Mitglieder der Eareeoin Gesellschaften in Otahiti, sie führen selbst einen ähnlichen Namen. q)

Auf der Insel Formosa durften, wie es heißt, die Weiber nicht vor dem fünf und dreißigsten Jahre gebären, bis dahin wurden die Früchte abgetrieben, welches Geschäft der Priesterin gehörte, ja bis zum vierzigsten Jahre des Mannes blieb die Frau in dem Hause ihres Vaters und konnte nur dann und wann verstohlner Weise gesehn werden. r)

---

p) une infinité de jennes gens. Hist. des Navigat. aux terres Australes, vol. II. p. 507.

q) Cooks Third Voy. vol. II. p. 158. Note des Herausg.

r) Harris Collation of Voyages 2 vol. folio, ed. 1744. vol. I. p. 794. Dieses erzält Johann Albert von Mandesloe, ein deutscher Reisender, der im Rufe der Glaubwürdigkeit steht, obgleich ich glaube, daß er diesmal den Holländischen Schriftstellern nacherzält, welche Montesquieu anführt, Esprit des loix liv. 23. ch. 17. Diese Autorität ist vielleicht nicht hinreichend, um eine so befremdende Gewohnheit außer Zweifel zu sezen, obgleich ich gestehn muß, daß mir die Sache nicht so gar unwahrscheinlich vorkommt. Derselbe Reisende erzält, daß bei diesem Volke durchaus kein Unterschied der Stände stattfinde und daß ihre Kriege so wenig blutig sind, daß sie in der Regel durch den Tod eines Einzigen entschieden werden. Da in einem Lande, wo Gemeinschaft der Güter herscht, niemand durch die Furcht der

Die unvollkommnen Nachrichten, die wir von den meisten übrigen Inseln haben, welche meistens nur sehr beiläufig besucht worden sind, machen es uns unmöglich, genaue Rechenschaft zu geben von dem Bestand der Bevölkerung und den, dieselbe beschränkenden Ursachen, aus den Bruchstücken von Nachrichten aber sowol, als der Analogie nach, dürfen wir behaupten, daß mehr oder weniger barbarische Gewohnheiten in Ansehung der Weiber und der Geburten nebst häufigen Kriegen die Haupthemnisse ihrer Bevölkerung sind.

Was übrigens das Schlaraffenleben der Südseeinsulaner betrift, von dem man so viel erzält hat, so bin ich geneigt zu glauben, daß unsre Imaginazion nicht wenig durch die übertriebenen dichterischen Beschreibungen dieser immerhin angenehmen Gegenden verführt worden sey. Selbst in Otahiti, der fruchtbarsten aller dieser Inseln, sind nach Capitains Cooks lezter Reise Zeiten des Mangels nicht ungewöhnlich gewesen, noch mehr bestätigen dieses die Missionarien, welche versichern, daß in den Monaten, da der Brodfruchtbaum nicht aushilft, nur zu oft allgemeiner Mangel an Nahrungsmitteln hersche. Sie erzälen von einer wirklichen Hungersnoth auf Oheitahoo, einer

Armut von der Erzielung einer großen Familie abgeschreckt wird, so ist die Regierung gewissermaaßen gezwungen, durch bestimmte Geseze für die gehörige Beschränkung der Volksvermehrung zu sorgen, solche Sazungen aber, welche dem Trieb der Fortpflanzung Schranken sezen sollen, sind die alleremporendsten — dies möchte wol der stärkste Einwurf gegen die Gemeinschaft der Güter seyn.

der Marquesasinseln, ebenfalls von Zeiten des Mangels auf Tongataboo, der vorzüglichsten der freundschaftlichen Inseln, wo die Oberhäupter sich genöthigt fanden, ihren Siz nach andern Inseln zu verlegen. s) Nicht weniger giebt es auf den Sandwichinseln Perioden, wo es an Lebensmitteln gebricht, wo dann die Reisenden eine gar unfreundliche Aufnahme finden. t) Die Bewohner von Neu Caledonien sehn sich bisweilen genöthigt, nicht nur Spinnen und dergleichen zu essen, sondern sogar eine Art Speckstein zu verschlingen, um ihren unerträglichen Hunger zu stillen. u) Diese Thatsachen beweisen offenbar, daß, wie reichlich auch der Ertrag dieser Inseln zu gewissen Jahreszeiten seyn mag, oder wie sehr die Volksmenge derselben auch durch Kriege und andre Ursachen leidet, dennoch im Allgemeinen die Anzal der Einwohner die vorhandne Masse der Nahrungsmittel nur zu leicht aufwiegt. Außerdem ist zu bemerken, daß wir leicht irren können, wenn wir aus der Leichtigkeit, mit der die Europäer Lebensmittel eintauschen konnten, auf den Ueberfluß derselben in einem Lande schließen wollten, wo alles Eigenthum, ja sogar das Leben der untern Klassen der Laune der Obern unterworfen ist. Ich kann die Uebersicht des Zustandes der so-

---

s) Missionary Voy. Append. p. 385. Id. p. 270.

t) Vancouver's Voy. vol. II. p. 230. Id. c. vol. VII und VIII.

u) Voyage in search of Perouse p. 420. Engl. transl. 4to Id. p. 400.

genannten Wilden nicht schließen, ohne zu bemerken, daß der einzige Vorzug der Lebensart der Wilden vor der der kultivirten Nationen, soviel ich sehn kann, einzig darin besteht, daß die Mehrheit des Volks einer größern Muße genießt. Sie haben weniger Geschäfte, also auch weniger Arbeit. Wenn wir bedenken, wie die untern Klassen in unsern Staaten zu schwerer Arbeit vom Morgen bis in den Abend verdammt sind, so scheint dies allerdings ein unläugbarer Vortheil zu seyn, aber dieser Vortheil wird sicher durch mehrere Nachtheile aufgewogen. In allen den Ländern, wo Nahrungsmittel mit Leichtigkeit angeschafft werden können, herscht ein empörender Unterschied der Stände, da sind Verlezungen des Eigenthums und körperliche Mishandlungen ganz alltägliche Dinge, da ist der Zustand der untern Klassen gewiß ohne Vergleich schlimmer, als der Zustand eben derselben in kultivirten Staaten. Bei andern wilden Völkern, es ist wahr, herscht größere Gleichheit, aber hier erfodert die Schwierigkeit Nahrungsmittel anzuschaffen und der unaufhörliche Krieg so große Anstrengungen Aller ohne Ausnahme, als in den Staaten, wo die Güter ungleich vertheilt sind, selbst den Aermsten nicht zu Theil werden. Gesezt auch, daß die nothwendigen Anstrengungen unsrer ärmern Klassen mit denen der Wilden verglichen werden könnten, so verstatten doch die Entbehrungen und Leiden beider keinen Vergleich. Der unwidersprechlichste Beweis hiefür scheint mir die Erziehungsmethode der wildern Nordamerikanischen Stämme zu seyn. Alle Bemühungen laufen darauf hinaus, den Knaben jegliches Unglück, jeden, auch den heftigsten

Schmerz geduldig ertragen zu lehren, sein Herz gegen alle Leiden, eigne sowol, als fremde abzustumpfen. Bei uns hingegen, obgleich man die Jugend ermahnt, Unglücksfälle, wenn dergleichen sie treffen sollten, mit Geduld zu ertragen, befiehlt man den Kindern doch nicht, in steter Erwartung derselben zu seyn. Vielmehr bestreben wir uns, bei unsern Knaben Mitgefühl für ihre Nebenmenschen, ja für seine Feinde, wenn sie unglücklich sind, zu erwecken, im Allgemeinen, ihre Empfänglichkeit für angenehme Eindrücke zu vermehren. Aus diesen verschiednen Erziehungsweisen ergiebt sich von selbst, daß der zivilisirte Mensch Genuß hofft, der Wilde aber Leiden erwartet.

Das widersinnige Erziehungssystem der Spartaner, diese unnatürliche Ersäufung jedes persönlichen Interesse in Vaterlandsliebe, das von Manchem auf eine absurde Weise bewundert worden ist, konnte nur stattfinden bei einem Volk, das den beständigen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten eines unaufhörlichen Krieges und der steten Furcht großer Unglücksfälle ausgesezt war. Statt diese Einrichtungen als einen Beweis eines besondern Hanges zur Tapferkeit und zur Vaterlandsliebe zu betrachten, seh ich darin blos ein Zeugniß des elenden und fast wilden Zustandes der Spartaner. So wie diejenigen Bedürfnisse, nach denen die meiste Nachfrage geschieht, am häufigsten zu Markt gebracht werden, so auch mit den Tugenden, wo also schweigende Ertragung aller Entbehrungen und Schmerzen und übertriebne Aufopferung für das Vaterland verlangt werden, da sind wir zu dem traurigen

Schluß berechtigt, daß das Volk unglücklich und der Staat gefährdet sey. v)

Kapitel 6.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den Nord-Europäern der Vorzeit.

Eine genaue Geschichte der frühern Wanderungen und Niederlassungen der Völkerschaften, nebst der Auseinandersezung der Beweggründe würde den deutlichsten Be-

v) Die neueste Nachricht von dem Bevölkerungszustande Otahitis giebt Mr. Wilson, Wundarzt des königlichen Schiffs Porpoise (Meerschwein) im neuen Edinburger Medizinischen Journal im Juliusstück 1806. Er widerlegt die übertriebenen Berichte von der Verheerung der syphilitischen Krankheit, die (wie der Analogie nach zu erwarten stand) hier eben so milde, als selten ist. Die ungeheure Abnahme der Bevölkerung schreibt er dem häufigern Kindermord zu und diesen der Habsucht und Begier der Eingebornen nach Europäischen Waaren und Geräth, das sie nur für ihre Lebensmittel von den Schiffen eintauschen können. Uebrigens herschen in Otahiti noch bei weitem ärgere Ausschweifungen in Ansehung des Geschlechtstriebes, als unser Verfasser erwähnt hat. Man sehe Turnbulls neue Reise, der sich jedoch deutlich zu erklären scheut. Wer Lust hat, kann eine lateinische Erklärung im Juniusstück des European magazine 1806 finden. Petron muß für keusch gelten gegen diese Otahiter. Der Uebers.

weis abgeben für den steten Hang des Menschengeschlechts, sich unverhältnißmäßig zu den vorhandnen Nahrungsmitteln zu vermehren. Ohne eine solche Einrichtung, scheint es, hätte die Welt nie bevölkert werden können. Der Mensch, sich selbst überlassen, schleppt ein träges Leben, nur der eiserne Stachel der Nothwendigkeit vermochte die Thatkraft des Einzelnen, wie der Völker zu erwecken, die dann, einmal aufgereizt, länger als die erste Veranlassung fortdauerte, und durch andre Triebfedern, durch Unternehmungslust, Durst nach Kriegsruhm u. s. w. ferner rege blieb.

Die Schrift erzält uns von Abraham und Loth, daß die große Vermehrung ihrer Heerden ihr weiteres Beisammenwohnen unmöglich machte, ihre Knechte waren schon in Streit und Zank gerathen. Da schlug Abraham dem Loth vor, sich zu trennen und sprach zu ihm: „Liegt nicht das ganze Land vor dir? Willst du dich links wenden, so geh ich rechts, ziehst du rechts hin, so will ich mich links halten." w)

Diese einfache Erzälung macht es recht klar, welche Ursache den Erdboden mit Menschen übersäet hat und im Fortgange der Zeit einige minder glückliche Bewohner unsrer Erde, dem Drang der Umstände nachzugeben und in den glühenden Wüsten Afrikas oder den Eisfeldern Sibiriens und Nordamerikas ihren kärglichen Unterhalt zu suchen, gezwungen hat. Zu Anfang sezte sich diesen Wanderungen kein Hinderniß in den Weg, als nur der Fluß,

---

w) Genesis K. 13.

der Fels u. s. w. späterhin aber konnte der Ueberschuß eines von Andern eingeschlossenen Volks nicht ohne Erschütterung der Nachbarn Ausgang finden.

Das mittlere Europa und Asien scheint in einer sehr frühen Periode unsrer Geschichte schon von Hirtenvölkern bewohnt gewesen zu seyn. Thukydides sagt, daß, seiner Meinung nach, alle zivilisirten Staaten in Europa und Asien dem Angriff der vereinigten Skythen nicht würden widerstehn können. Und doch kann ein Land, das nur als Viehweide benutzt wird, unmöglich so viel Menschen ernähren, als wenn es geackert würde. Hirtenvölker sind aber darum so furchtbar, weil sie sich so leicht allesammt in Bewegung sezen können und wirklich müssen, um hinreichende Weide für ihre Heerden zu finden. Die vorhandenen Heerden geben ihnen sichern und leichten Unterhalt. Die Weiber leben bei weitem gemächlicher als bei Jägervölkern der Fall ist und sind daher weit fruchtbarer. Die Männer, stark in vereinter Kraft und durch ihre Macht sicher, immer neue Weiden, wenn es seyn muß, für ihre Heerden durch Auswanderung schaffen zu können, mögen selten sich vor der Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, fürchten. Der Zusammenfluß dieser günstigen Umstände muß über kurz oder lang nothwendig eine bedeutende Volksvermehrung hervorbringen. Dann wird ein häufigerer und schnellerer Wechsel der Weideplätze erfodert. Weiter und weiter erstreckt sich die Verheerung um sie her. Bald fühlen sich die Familien, die das wenigste Vieh besizen, von Mangel gedrückt, bis endlich die Unmöglichkeit einleuchtet, daß ein so großer Haufe sich auf einem

Fleck durch Viehzucht ernähren kann. Jezt werden junge Schwärme ausgestoßen aus dem Mutterstock, mit dem Schwert in der Hand mögen sie sich neue und glücklichere Wohnsize suchen. Im Rücken Noth, vor ihnen Hoffnung besserer Länder und Zeiten, werden diese Abenteurer unfehlbar allen denen, die sich ihnen entgegensezen, ein furchtbares Heer seyn. Selten werden die Bürger älterer Staaten, zu den Beschäftigungen des Ackerbaus und des Handels gewöhnt, im Stande seyn, dem wütenden Angriff eines Feindes zu widerstehn, den solcher Sporn treibt. Stoßen aber solche Schwärme auf ihres Gleichen, dann wird der Kampf ein Kampf der Verzweiflung seyn. Ohne Zweifel haben manche solcher Heere sich einander selbst aufgerieben, andere sind unterwegs durch Mangel und Erschöpfung umgekommen, diejenigen aber, deren Leitstern sie glücklicher führte, drängten ohne Zweifel wiederum neue Verbannte vor sich her.

Diese beständigen Raufereien wegen Raum und Nahrung mußten nothwendig einer ungeheuern Menge Menschen das Leben kosten, doch ward dieser Verlust durch die große Fruchtbarkeit selbst der ausgestoßenen, herumirrenden Horden ohne Zweifel mehr als ersezt. Die stete Hoffnung besserer Wohnpläze, die Erwartung der Plünderung, die väterliche Gewalt ihrer Kinder, wenn Noth da war, als Sklaven zu verkaufen, nebst der Sorglosigkeit für die Zukunft, die allen Wilden so eigen ist, bewirkten solche Vermehrung, daß für den Krieg genug Schlachtopfer fallen konnten. Ungleich mehr noch wuchsen die Stämme, welche fruchtbare Gegenden erobert hatten, wenn sie gleich

häufig mit dem Schwert ihr Besitzthum behaupten mußten. So ward endlich der ganze Erdstrich von der Chinesischen Grenze bis zum Baltischen Meer von einer Menge wilder, Viehzucht treibender, kriegslustiger Völkerschaften erfüllt. x)

Wärend des männlichen Alters der kultivirten Staaten Europas und Asiens wurden die Barbaren zurückgeschlagen und mußten unter sich kämpfen, um ihres Ueberschusses los zu werden, sobald diese aber durch die Erschlaffung jener Staaten oder durch zufällige Vereinigung mehrerer wandernder Horden die Obermacht erhielten, wurden die schönsten Provinzen der Erde, China, Persien, Egypten, Italien, von den Barbaren des Nordens überschwemmt. Werfen wir einen Blick auf die Römische Geschichte. Lange Zeit widerstand die Tapferkeit kernhafter Republikaner den ungestümen Einfällen der nordischen Hirten, fünf Konsulararmeen wurden zu Boden geworfen von den Cimbrern, doch am Ende siegte der Held Marius, späterhin jagten noch die Namen Julius Cäsar, Drusus, Tiberius und Germanikus den nördlichen Feinden Roms, doch nur auf kurze Zeit, lähmenden Schreck

---

x) Genaue Nachricht von den verschiednen Zweigen und Kämpfen des großen Tartarischen Völkerstamms findet man in der genealogischen Geschichte der Tartaren vom Chan Abul Ghazi (übersezt ins Französische 2 B. 8). Unglücklicherweise aber erzälen die Geschichtschreiber überhaupt nur die ehrgeizigen Absichten und Pläne der Fürsten mit Genauigkeit, verschweigen aber die Umstände, welche ihren Fahnen eine Menge williger Krieger verschaffen.

ein. Man triumphirte vielmehr über sie, als daß man sie überwunden hätte. y) Die große Germanische Nazion blieb immer fruchtbar und mächtig genug, neue Heere auszuschicken, die sich ihren Weg mit dem Schwert bahnen mußten. Je mehr die Römische Regierung unter Decius, Gallus, Aemilianus, Valerianus, Gallienus u. s. w. sank, desto tiefer konnten diese in den Schooß des Römischen Gebiets eindringen. Die Gothen, welche in wenigen Jahren von Skandinavien nach dem schwarzen Meer gewandert seyn sollen, wurden nur durch Gelobung jährlichen Tributs von weiterem Einbruch abgehalten. Sobald aber auf diese gefährliche Weise das Geheimniß des Reichthums und der Ohnmacht des Römischen Reichs verrathen war, geschahn die Einfälle der Barbaren ununterbrochen. z) Da stürzten die Franken, die Allemannen, die Gothen und eine Menge anderer geringerer Völkerschaften unwiderstehlich hervor, allgemeine Plünderung, allgemeine Verheerung, Hungersnoth und funfzehnjährige Pest durchs ganze Römische Land. Man will behaupten, daß damals binnen wenigen Jahren die Hälfte des damaligen Menschengeschlechts durch Krieg, Hunger und Pest umkam. a) Indeß fuhr der Norden immer fort, neue Horden wilder Streiter auszuspein, es unterlagen die kriegerischen spätern Herscher Roms der Herkuli-

y) Tacitus de mor. Germ.

z) Gibbon's Decline and Fall of the Roman Empire, vol. I. p. 407. seq. 8vo. 1783.

a) Gibbon, vol. I. p. 455. 456.

schen Arbeit. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts wurden die Gothen nach öftern verheerenden Einfällen mit großem Verlust zurückgedrängt, b) 269 zog schon wieder ein furchtbares Heer sammt Weibern und Kindern heran, dessen Zal man auf dreihundert und zwanzigtausend angeben will, c) auch diese wurden durch die Anstrengungen des Kaisers Klaudius überwältigt und fast gänzlich vernichtet. Nichtsdestoweniger fand sein Nachfolger Aurelian neue Feinde zu bekämpfen, die aus der Ukraine hervorströmten, er schlug sie, mußte ihnen aber durch einen Friedensschluß ganz Dacien einräumen. d) Gleich darauf hatte er drei blutige Schlachten wider die auf Italien eindringenden Allemannen zu bestehn. Nach Aurelians Tode neues Anstürmen der Barbaren, neue Siege des Probus. e) Probus und späterhin Diokletian f) versuchten es, den Ueberläufern und Gefangenen die am meisten erschöpften Provinzen zum Wohnsiz anzuweisen und zum Ackerbau aufzumuntern, aber diese Kolonisazionen waren eben so wenig hinreichend für den großen Menschenüberfluß des Nordens, als behaglich für die Barbaren. g) Wärend der kräftigen Regierung Diokletians, der die Römischen Grenzen achten

b) Gibbon, vol. I. p. 431.

c) Gibbon, vol. II. p. 13.

d) Id. p. 19. A. D. 270.

e) Gibbon, vol. II. p. 75.

f) Id. p. 132.

g) Id. p. 84.

hieß, kämpften die Gothen, Vandalen, Burgunder und Allemannen unter sich blutige Schlachten, ein erfreuliches Schauspiel den Römern. h)

Unter Konstantins Regierung von Neuem furchtbare Einbrüche der Barbaren, sie werden zurückgeschlagen, viele Tausende kommen durch Hunger und Elend um, i) gegen das Ende seiner Regierung werden in Pannonien, Thrazien, Mazedonien und Italien gegen dreimalhunderttausend Sarmaten Wohnpläze angewiesen. k)

Der kriegerische Julian hatte es mit neuen Schwärmen von Franken und Allemannen zu thun, die aus den Wäldern Deutschlands hervorströmten und den größten Theil Galliens eroberten und verwüsteten, aber Julian besiegte sie nicht nur zu wiederholten Malen, l) sondern er verfolgte sie auch und siehe, das mächtige Mutterland solcher ungeheuren Heere bot fast keine andern Schwierigkeiten als die der unwegsamen Wälder dar. m)

Ungeachtet aller Siege Julians schoß die Hydra nach kurzer Zeit mit neuer Wut empor und Valentinians ganze Tapferkeit ward erfodert, um das Reich gegen die Angriffe der Allemannen, Burgunder, Sachsen, Gothen, Quaden und Sarmaten zu vertheidigen. n)

h) Id. p. 150.

i) Gibbon, vol. III. p. 125.

k) Id. p. 127.

l) Gibbon, vol. III. p. 228. vol. IV. p. 17.

m) Gibbon, vol. IV. p. 17. vol. III. p. 229.

n) Id. vol. IV. c. XXV.

Endlich ward das Schicksal Roms entschieden durch den unwiderstehlichen Heereszug der Hunnen, o) die sich mit solchem Ungestüm auf die Gothen stürzten, daß allesammt, gezwungen, ihre Wälder und Sümpfe den wilden Ankömlingen aus Osten zu überlassen, mit vereinter Kraft auf die südlichern Provinzen einbrachen. Vierhunderttausend Mann zogen allein von den Ufern des Baltischen Meeres aus. p) Die geschlagenen Heere wurden immer von neuem ersezt. In immer dunklern Wolken zog das Ungewitter vom Nordpol herab, bis endlich die Sonne Italiens in Nacht verhüllt ward.

Die fürchterlichsten Verheerungen und eine beinah unglaubliche Niederlage des Menschengeschlechts, vorzüglich auch durch Hungersnoth und pestartige Epidemieen, die ganz Europa überfielen, waren mit diesen ungeheuern Kämpfen verknüpft. Die Geschichtschreiber jener Zeiten, welche Augenzeugen aller der Greuel und des unendlichen Elends waren, finden keine hinreichenden Worte, sich auszudrücken, aber sprechender, als auch das beredteste Gemälde seyn könnte, ist die auf diese Szenen erfolgte gänzliche Umwandlung Europas. q) Alle diese furchtbaren Ereignisse, die das Schicksal der schönsten Provinzen des Erdbodens auf Jahrhunderte bestimmt haben, können nur von der einfachen Wahrheit abgeleitet werden, daß die

o) Id. vol. IV. p. 382. seq.

p) Id. vol V. p. 214.

q) Robertson's Charles V. vol. I. p. 10. 11. 12.

Volksvermehrung unverhältnißmäßig mit der Zunahme der Nahrungsmittel fortschreitet.

Machiavell sagt im Anfang seiner Florentinischen Geschichte „die Völker, die zwischen dem Rhein und der Donau wohnen, eines gesunden Himmelsstrichs und fruchtbaren Bodens genießend, vermehren sich oft in dem Maaß, daß ein großer Theil derselben genöthigt wird, das Vaterland zu verlassen, sich neue Wohnpläze zu suchen. Wenn in einem Lande die Bevölkerung zu sehr zunimmt, daß eine Entleerung nothwendig wird, so verfährt man auf folgende Art. Erstlich theilen sich die Bewohner in drei gleiche Haufen, von denen jeder aus gleich viel Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen besteht. Hierauf wird gelooßt, welche Rotte r) nun das Loos trift, diese verläßt die Heimath, daß die Uebrigbleibenden mehr Nahrung und freiern Athem haben. Diese Sitte ward das Verderben Roms.“ ſ)

Gibbon meint, Machiavell irre, wenn er diese Auswanderungen als Folgen regelmäßiger Verhandlungen und Beschlüsse darstelle, t) ich möchte aber glauben, daß er doch wol nicht so ganz Unrecht habe und daß wirklich bei den Germanen jenes Gesez, dessen Cäsar und Tacitus erwähnen, kraft dessen Niemandem der Besiz eines Ackers

---

r) In der ursprünglichen Bedeutung ist Rotte durchaus nicht unedel und wegwerfend.

ſ) Istoria Florentina Machiavelli l. I. p. 1. 2.

t) Gibbon, vol. I. p. 360. nota.

länger als ein Jahr verstattet war, aus der Voraussicht der Nothwendigkeit solcher Auswanderungen gegeben war. u)

Die Gründe, die Cäsar für dies Gesez angiebt, sind für sich allein durchaus nicht einleuchtend, sezen wir aber die Auswanderungen als unvermeidlich und wurden sie wirklich auf die erzälte Weise beschafft, dann erscheint dies Gesez sehr passend und läßt sich sehr wohl begreifen, was Cäsar sagt, es geschähe, damit sie, wenn länger an denselben Fleck gewöhnt, nicht minder willig die Geräthe des Friedens mit denen des Kriegs vertauschten. v)

Gibbon verwirft mit vollem Rechte so wie Hume und Robertson die unwahrscheinliche Annahme, daß der Norden in jenen Zeiten bevölkerter gewesen sey als er heut zu Tage ist, w) aber er meint zu gleicher Zeit die starke Vermehrung der Nordischen Völker läugnen zu müssen, als wenn diese beiden Dinge so nothwendig mit einander verbunden wären. Aber es ist ein großer und wol zu beachtender Unterschied zwischen a b s o l u t und r e l a t i v großer Volksmenge. Das Schottische Hochland ist wahrscheinlich relativ bevölkerter, als irgend ein anderer Theil von Großbrittannien. Obgleich es nun eine offenbare Ungeräumtheit wäre, anzunehmen daß Nord-Europa, damals ganz bedeckt von unendlichem Wald und bewohnt von Völkerschaften, die hauptsächlich von ihren Heerden lebten, zu

u) Tacitus de morib. Germ. c. XXVI. Caesar de bello Gall. VI. 22.

v) Caesar de bello Gall. VI. 22.

w) Gibbon, vol. I. p. 361.

jener Zeit volkreicher gewesen seyn sollte, als es jezt ist, so bleibt doch die Geschichte der Völkerwanderung schlechthin unbegreiflich, wenn wir nicht eine außerordentliche Vermehrung dieser Völker annehmen, wodurch sie in Stand gesezt wurden, solche Heere aufzustellen und sich von den größten Niederlagen auf das schnellste wieder zu erhohlen. Seit dem ersten Zuge der Cimbrer bis zum endlichen Sturz des Westlichen Throns dauerten die Heereszüge der Germanischen Völkerschaften gegen Süden und Westen ununterbrochen fort. Der Verlust an Menschen, durch Krieg, Hungersnoth und Krankheiten war ganz unberechnbar und konnte nur von einem Lande aus ersezt werden, wo die Quelle der Volksvermehrung mit ungewöhnlicher Kraft floß. Sagt man, die Germanen erhielten Zufluß aus den nordöstlichen Ländern, deren Flüchtlinge sie sich einverleibten, so wird die Schwierigkeit des Räthsels nur ein wenig weiter hingeschoben, man läßt die Erde auf einer Schildkröte ruhn, ohne daß man die Unterlage dieser angeben kann.

Die Art, wie Montesquieu unser Problem lösen will, möchte schwerlich unsern Beifall verdienen. Die Römer, sagt er, hatten, je mehr sie sich ausbreiteten, die Völker gegen Norden zurückgedrängt, wo sie eingeengt blieben, so lange der Römische Staat mächtig war, sobald aber dieser kraftlos ward, strömte der Norden seine Schwärme wiederum auf den Süden aus. Ebendasselbe geschah, da Karl der Große die Grenzen seines Reichs so sehr erweiterte, daß es späterhin auf dieselbe Weise fallen mußte. Ja wenn heut zu Tage, sagt Montesquieu, ein Fürst ähnliche Verheerungen anrichtete, so würden die Völker gegen

Norden getrieben werden und dort an dem Rande der Welt harren, x) bis sie von Neuem Europa erobern könnten. In einer Note bemerkt er: wir sehn worauf das berühmte Räthsel hinausläuft — offenbar ist der Norden jezt nicht mehr so bevölkert, als in der Vorzeit.

Wer das berühmte Räthsel oder vielmehr die Lösung desselben so aufstellt, behauptet schier ein Wunder — denn nur ein Wunder konnte die so zusammengedrängten Nazionen in dem unfruchtbaren Norden ernähren, oder haben sie da, wärend der ganzen Blütezeit des Römischen Reichs am Rande der Welt gestanden und ihren Mut mit Eis gekühlt?

Die ganze Schwierigkeit der Sache wird aber gehoben, sobald wir auf die Germanischen Völker jener Zeit eine Thatsache, die jezt in Amerika vor aller Augen liegt, anwenden und annehmen, daß sie sich in der Regel alle fünf und zwanzig oder dreißig Jahr verdoppelten. Die Wahrscheinlichkeit, ja vielmehr die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Annahme erhellt ganz offenbar aus dem vortreflichen Sittengemälde, das uns Tacitus von den alten Deutschen hinterlassen hat. Sie wohnen nicht in Städten oder Dörfern, sondern jedes Haus steht wie eine Insel. Sie begnügen sich fast ohne Ausnahme mit einem Weibe. Heilig ist ihnen die Ehe, Verlezung derselben äußerst selten, keine Schonung für die Entehrte, niemand

x) Les nations adossées aux limites de l'univers y tiendroient ferme. Grand. et decad. des Romains c. XVI. p. 187.

lacht dort über Verbrechen. Die Zal der Kinder beschränken oder gar das Blut seiner eignen Kinder vergießen, wird für schändlich gehalten, tugendhafte Sitten wirken dort mehr, als anderswo gute Geseze. Jede Mutter säugt ihr Kind an eigner Brust. Spät geschieht die Vereinigung der Geschlechter und der Mann beschreitet das Ehebette mit unerschöpfter Kraft. So vererbt sich die Stärke der gleichrüstigen Eltern auf ihre Kinder. Je zalreicher die Nachkommenschaft und Verwandtschaft, desto angenehmer das Alter des Vaters, Kinderlosigkeit hat keinen Vortheil.

Fügen wir diesen Sitten den Geist der Unternehmung und der Auswanderung hinzu, der jede Furcht der Versorgung einer Familie wegräumte, so ist schwerlich eine Gesellschaft denkbar, in der noch stärkere Triebfedern der Vermehrung stattfinden könnten. Offen liegt er da vor unsern Augen, der Schooß unzälbarer Heere, die dem Römischen Reich so schwierige Kämpfe, endlich seine Existenz kosteten.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß mehrere Menschenalter hintereinander, daß auch nur in einem sich die Volksmenge Deutschlands wirklich verdoppelt habe. Die unaufhörlichen Kriege, der unvollkommne Zustand des Ackerbaus und die sonderbare Gewohnheit der meisten Stämme, ihre Grenzen durch weitläuftige Striche öden Landes zu bezeichnen, mußten nothwendig eine wirkliche bedeutende Volkszunahme hindern. Aber wenn auch das Land nie starkbe=

völkert genannt zu werden verdiente, so war es doch oft relativ zu stark bevölkert.

Ihre ungeheuern Wälder durchstreiften sie nur als Jäger, den bedeutendsten Theil des übrigen Landes benuzten sie als Weide, hie und da nur bebauten sie einen Fleck mit nicht sonderlichem Eifer und wenn dann öfters eintretender Mangel sie ernstlich an das Unzureichende dieser geringen Nahrungsquellen mahnte, beschuldigten sie die Unfruchtbarkeit des Landes, das nicht im Stande sey, die Menge der Einwohner zu ernähren, aber anstatt den Wald zu lichten, den Sumpf auszutrocknen und durch bessern Anbau die Erzeugnisse des Landes zu vermehren, fanden sie es ihrem ungeduldigen und kriegerischen Sinn angemessener, in andere Länder zu ziehn „um Nahrung, Beute oder Ruhm zu suchen." Diese Abenteurer nun gewannen entweder Landeigenthum für sich, kraft ihres Schwerts, oder unterlagen dem Misgeschick des Kriegs, oder sie wurden aufgenommen unter die Römischen Heere oder vertheilt in die Römischen Provinzen oder sie kehrten vielleicht auch mit Beute beladen heim, um verstärkt von Neuem auszuziehn. Und so gieng es ohne Unterlaß, unversiegbar quoll der Norden Menschen hervor.

Nach dieser Ansicht konnte der Norden niemals erschöpft werden, wenn also Dr. Robertson, indem er das durch diese Wanderungen verursachte Elend beschreibt, sagt, es habe nicht eher aufgehört, als bis der Norden durch die fortgesezte Aussendung solcher Heereszüge von

Menschen entblößt und außer Stand gesezt worden sey, fernere Werkzeuge der Zerstörung zu liefern, so ist klar, daß er in denselben Irthum verfallen ist, dem er vorhin widersprochen hatte, daß er sich einbildet, der Norden sey effektiv unmäßig bevölkert gewesen. y)

Was in der That den Einfällen der Barbaren gegen Süden ein Ziel sezte, war nichts anders, als die Unmöglichkeit, in die wünschenswerthesten Provinzen Europas ferner einzubrechen. Diese hatten jezt die Nachkommen der unternehmendsten und tapfersten der Germanen inne und es war nicht wahrscheinlich, daß sie so gar schnell entarten sollten. War ihnen die Tapferkeit und die Armut der südlichen Nachbarn ein Damm, so versuchten jezt die Skandinavischen Völker ihrem Mut und ihrer überfließenden Volksmenge zur See Luft zu machen. Von der Zeit an sehn wir sie auf den Meeren herumschwärmen und gleich Gewittern bald auf diese, bald auf jene Küste der Nordsee sich stürzen. Aber sie begnügten sich nicht nur, die Küsten zu verheeren, sie zogen den Rhein hinauf bis gegen Mainz, sie drangen ins Innere Frankreichs, verbrannten die Städte, empfiengen ungeheure Schazungen von den Königen, ja sie erlangten endlich, daß eine der schönsten Provinzen ihnen als Eigenthum abgetreten ward. Nicht weniger furchtbar machten sich die kühnen Abenteurer in Spanien, Italien und Griechenland. Bald kämpften sie auch unter sich selbst, bald wiederum errichteten sie Pflanzörter in fernen, unbekannten oder unbewohnten Gegenden, als ob

---

y) Robertson Charles V. vol. I. p. 11.

sie Willens gewesen wären, die Niederlagen, die sie hier angerichtet hatten, dort wieder gut zu machen. z)

Auch England blieb nicht frei, zwei hundert Jahre hindurch seufzte es unter den beständigen Einfällen der Skandinavier. Genug, wärend des ganzen achten, neunten und zehnten Jahrhunderts waren alle Meere Europens mit ihren Schiffen bedeckt und alle die jezt in den Künsten des Kriegs, wie des Friedens sich auszeichnenden Völker waren die Schlachtopfer dieser wilden Seeräuber. Endlich machte die zunehmende Stärke dieser Länder allen Einfällen ein Ende. Vielleicht möchten wir dem Schießpulver, das der neuern Kriegskunst solches Uebergewicht giebt über die Anzal und die Körperkraft der Barbaren, die endliche Sicherung der kultivirten Nazionen vor den Einbrüchen von Norden und Osten her verdanken. Zulezt fanden sich die Nordischen Völkerschaften gezwungen, wiewol höchst ungern und langsam, sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten, dem Nomadenleben und somit der Leichtigkeit der Wanderungen und beutereicher Ueberfälle zu entsagen und sich an die mühsamern und sich später belohnenden Arbeiten des Ackerbaus zu gewöhnen. Mithin verwandelten sich Sitten und Charakter des Volks.

Im ehemaligen Skandinavien, zur Zeit der ewigen Auswanderungen und Kriege mag schwerlich die Furcht, seiner Familie nicht hinreichenden Unterhalt verschaffen zu können, irgend jemanden vom Heirathen abgehalten ha-

---

z) Mallet Introd. à l'histoire de Dannemarc, tom. I. p. 221. seq. 12mo. 1766.

ben. Heutiges Tages aber finden gerechte Bedenklichkeiten der Art in den Ländern des alten Skandinaviens, wie überhaupt in ganz Europa, gar häufig statt. Wie sehr dies ganz vorzüglich mit Norwegen der Fall ist, davon weiter unten.

Mallet bemerkt in der vortreflichen Uebersicht der Nordischen Völkergeschichte, die seiner Dänischen Geschichte als Einleitung voransteht, daß er keine Beweise habe auffinden können, daß diese Auswanderungen aus Mangel an Raum in der Heimath entstanden seyn und giebt unter andern den Grund an, daß nach einer großen Auswanderung oft ganze Strecken auf längere Zeit wüst und unbewohnt gelegen hätten. a) Ich sollte aber glauben, daß dies höchst selten der Fall war. Bei dem Unternehmungs- und Wanderungsgeist jener Zeiten war es nicht unmöglich, daß ein Volk sich unterweilen ganz und gar aufmachte, sich fruchtbarere Wohnsize zu suchen. Das vorhin von demselben bewohnte Land mußte natürlich eine Weile öde liegen und wenn es grade sehr schlechtes Land war, so mochten die Nachbarn es leicht für gerathener finden, sich, wenns noth that, mittelst ihres Schwerts besseres Land zu verschaffen, als das so eben verlassene und verworfne. Solche allgemeine Auswanderung ist ein Beweis, daß die Gesellschaft sich ungern trennen wollte, aber nicht daß es ihnen wirklich an Raum und Nahrung gebrach.

---

a) Hist. Dan. tom. I. p. 206.

Der andre Grund, den Mallet anführt, ist, daß in Sachsen sowol, als in Skandinavien ungeheure Strecken Landes vollkommen unurbar lagen und daß aus den gleichzeitigen Beschreibungen von Dännemark erhelle, daß blos die Küsten bewohnt gewesen seyn, das Innre des Landes hingegen einen ununterbrochenen Wald ausgemacht habe. b) Hier ist es klar, daß er in den gewöhnlichen Irthum verfällt, den Ueberfluß der Einwohner mit der absolut großen Volksanzal zu verwechseln. Das Hirtenleben dieser Völker sowol, als der unternehmende und kriegerische Geist derselben hielt sie ab, mehr Land urbar zu machen c) und dann trugen eben diese großen Wälder, indem sie die Masse der Nahrungsmittel so sehr beschränkten, zum relativen Ueberfluß an Menschen bei, das ist zu einer solchen Volkszal, die von dem geringen Ertrag des Landes unmöglich ernährt werden konnte.

Es giebt noch eine andre, freilich oft übersehene Ursache, warum arme, kalte und sparsam bewohnte Länder in der Regel eine verhältnißmäßig größere Menge Menschen hervorbringen und dann zu Auswanderungen Gelegenheit geben. In den wärmern und volkreichern Gegenden, vorzüglich da, wo es viele große Städte und Manufakturen giebt, zieht Mangel an Nahrung weit leichter verhee-

---

b) hist. Dan. tom. I. p. 207.

c) Nec arare terram aut expectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostes et vulnera mereri, pigrum quinimo et iners videtur sudore acquirere quod possis sanguine parare. Tacitus de mor. Germ.

rende Krankheiten nach sich, seys, daß sie als allgemeine Seuchen sich zeigen, seys, daß sie langsamer, aber andaurender Opfer fodern. Weit seltner ist dies der Fall in kalten, armen und sparsambewohnten Gegenden. d)

Uebrigens will ich durchaus nicht behaupten, daß die Nordischen Völkerschaften niemals Heereszüge unternahmen, als wenn sie wirklich Mangel der Nahrungsmittel drängte.

Mallet erzält, was auch nicht durchaus unwahrscheinlich ist, daß sie die Sitte hatten, jedes Frühjahr eine Versammlung zu halten, um zu berathschlagen und festzusezen, wohin sie für das Jahr ihre Waffen wenden sollten. e) Außer dieser Liebe zum Kriege an und für sich, mögen bisweilen auch innere Zwistigkeiten, oder der Andrang eines zu mächtigen Feindes, oder die Sehnsucht nach einem südlichern Klima Veranlassungen zur Auswanderung geworden seyn, im Allgemeinen aber kann ich nicht umhin, diesen Zeitraum der Geschichte als den sprechendsten Beleg der über Volksvermehrung aufgestellten Grundsäze zu betrachten. Das so leicht eintretende Misverhältniß der Volksmenge zur Masse der Nahrungsmittel, worauf ich aufmerksam zu machen mich bemüht habe, dies halt ich für die eigentliche Quelle der großen Völkerbewegungen, wodurch das Römische Reich fiel, dies für die Triebfeder, welche die Bewohner des gar nicht gedrängtbewohnten

d) Short, history of air, seasons etc. vol. II. p. 344.

e) Hist. Dan. c. IX. p. 209.

Dännemarks und Norwegens mehr als zwei Jahrhunderte lang den größten Theil Europas als Seeräuber heimsuchen ließ. Ohne die Annahme einer beinah eben so raschen Volksvermehrung, als heut zu Tage in Amerika stattfindet, seh ich keine Möglichkeit, die vor uns liegenden Thatsachen zu begreifen, f) nehmen wir sie aber an, so können wir nicht verlegen seyn wegen der Vernichtungsmittel dieses Anwuchses, wenn wir die unerträgliche Geschichte aller der unendlichen Kriege lesen, welche jene barbarische Periode bezeichnen.

Kapitel 7.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung bei den heutigen Nomaden.

Die Asiatischen Nomaden, die unter Zelten und in beweglichen Hütten wohnen, sind noch weniger an feste Wohnpläze gebunden, als es die Nordeuropäischen Hirtenvölker waren. Das Lager, nicht der Boden ist die Heimath des eigentlichen Tartaren. Sobald eine Strecke abgeweidet ist, geht es weiter, im Sommer nach Norden, im Winter gegen Süden, auf die Art werden sie mitten

f) Gibbon, Robertson und Mallet scheinen allesammt das Epitheton, welches Jornandes (Iornandes de rebus Geticis p. 83.) dem Norden beilegt, vagina gentium, als übertrieben zu tadeln, mir hingegen scheint es vollkommen anpassend.

im Frieden mit einer der größten Schwierigkeiten des Kriegs vertraut. Dies unstete Leben allein schon mußte bei diesen herumwandernden Horden Auswanderungslust und Eroberungssucht veranlassen. Und wirklich ist die Hoffnung der Beute, oder die Furcht vor einem zu mächtigen Nachbarn, oder die geringe Ergiebigkeit der Weiden zu allen Zeiten hinreichend gewesen, die Skythischen Horden zum Einbruch in fremde Länder zu bewegen. g) Allemal, vorzüglich aber bei den Angriffen auf die kultivirten, südlichen Nazionen haben die Skythen einen besondern wilden Geist der Verheerung verrathen. So z. B. ward, als die Moguln die nördlichen Provinzen Chinas erobert hatten, in ruhiger Rathsversammlung vorgeschlagen, alle Einwohner dieses volkreichen Landes umzubringen, damit das Land in Triften für ihr Vieh verwandelt werden könnte. h) Die Ausführung unterblieb, aber schon der bloße Vorschlag ist ein Beweis, nicht nur der Unmenschlichkeit, mit der sie das Eroberungsrecht übten, sondern auch von der großen Macht der Gewohnheit bei Hirtenvölkern und der daraus entspringenden Schwierigkeit eines Uebergangs aus dem Hirtenleben zum Ackerbau. Eine Uebersicht zu geben, auch nur von den hauptsächlichsten Wanderungen und Kämpfen in jener Weltgegend, würde mich zu weit führen.

Welche Hemnisse der Bevölkerung entgegenstrebten zur Zeit jener gewaltigen Bewegungen der Hunnen und

---

g) Gibbon, vol. IV. p. 348.

h) Id. vol. VI. p. 54.

Moguln, jener rasenden Heerführer, Tamerlan und Dschingiskan, deren Reiche unter eben so allgemeinen Erschütterungen zerfielen, als unter welchen sie errichtet waren, liegt vor Augen. Wenn wir von den ungeheuern Niederlagen des Menschengeschlechts in jenen Zeiten lesen, da oft die unbedeutendste Kleinigkeit, eine Grille des Heerführers die gänzliche Vertilgung eines ganzen Volks nach sich zog, da dürfen wir nicht nach den Ursachen fragen, welche die Zunahme der Volksmenge hinderten, vielmehr müssen wir erstaunen über die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts, welche für die Sichel jedes neuen Eroberers neue Schlachtopfer in Menge schuf. Nüzlicher möchte es seyn, den gegenwärtigen Zustand der Tartarischen Nazionen zu untersuchen, zu untersuchen, welches die gangbaren Hemnisse ihrer Vermehrung sind, wenn keine so ungeheuern Zerrüttungen stattfinden.

Die ungeheure Strecke Landes, welche die heutigen Nachkommen der Moguln und Tartarn bewohnen, die noch ganz die Sitten ihrer Väter beibehalten haben, nimmt den ganzen mittlern Theil von Asien ein. Das Klima ist vortreflich, der Boden durch die Bank ungemein fruchtbar. Was man Steppen zu nennen pflegt, sind unabsehbare Ebnen, freilich ohne Baum oder Strauch, aber mit üppigem Grase versehn, vortreflich für zalreiche Heerden. Das Hauptgebrechen dieses weitläuftigen Gebiets ist Mangel an Wasser, aber man behauptet, daß die mit Wasser gehörig versehenen Gegenden, wenn sie ordentlich bebaut würden, viermal so viel Einwohner würden ernähren kön=

nen. i) Jeder Stamm hat seinen eigenthümlichen Bezirk, der Sommer- und Winterweide einschließt, ohne Zweifel aber ist die Bevölkerung dieses ungeheuren Erdstrichs je nach der größern oder geringern Fruchtbarkeit der verschiednen Gegenden vertheilt.

Volney beschreibt diese nothwendige Vertheilung sehr richtig, wenn er von den Bedouinen in Syrien bemerkt, „in den unfruchtbarern Gegenden sind die Horden schwächer und weiter von einander entfernt, wie in der Wüste von Suez, nach dem rothen Meere hin, und in der großen Wüste; wo die Vegetation besser ist, wie zwischen Damaskus und dem Euphrat, da sind die Horden stärker und sich näher, und wo der Boden angebaut werden kann, wie im Paschalik Aleppo, in der Gegend von Gaza u. s. w. da wimmelt es von Hütten." k) Eine ähnliche Vertheilung der Bewohner je nach der Masse der Nahrungsmittel, die ihre gegenwärtige Industrie eben produzirt, müssen wir für die große Tartarey, eben so gut als für Arabien und Syrien annehmen, dieselbe gilt eigentlich für die ganze Erde, wenn gleich wegen des Handels und der Gewerbe der kultivirten Völker die Sache nicht immer so in die Augen springt, als bei den einfacher lebenden Völkern.

Die Mahomedanischen Tartarn, welche den westlichen Theil der großen Tartarey einnehmen, treiben wol etwas Ackerbau, aber auf eine so nachlässige Weise, daß sie kei-

---

i) Geneal, Hist, of Tartars, vol. II, sec. I. 8vo, 1730.

k) Voy. de Volney, tom. I. p. 351, 8vo, 1787.

nen hinreichenden Unterhalt dadurch finden können. l) Kriegerisch und arbeitsscheu, wie Barbaren überhaupt, mögen sie lieber plündern als pflügen. So oft die Annalen der Tartarey nicht durch auswärtige Kriege und Umwälzung fremder Staaten bezeichnet sind, fanden sicher innere Zwistigkeiten und Kämpfe der Beute wegen statt. Von den Tartarn, die sich zum Mahomedanischen Glauben bekennen, wird versichert, daß sie fast durchaus von den steten Räubereien und Plünderungen ihrer Nachbarn leben. m)

So überlassen die Usbecken den ihnen zinsbaren Turkomannen den ergiebigsten Theil ihres Landes, blos weil die Grenznachbarn auf jener Seite weniger Aussicht reicher Beute versprechen. All ihr Trachten geht auf Raub und ihre Einfälle in Persien und die große Bucharey sind ohne Ende. Eben so oft streiten die Usbecken und die Turkomannen sich unter sich. Mit den Turkomannen sind in stetem Kampf die Kurden und Araber begriffen, welche sie oft überfallen, ihrem Vieh die Hörner abschlagen und ihre Weiber und Töchter wegschleppen. n)

Die Usbecken der großen Bucharey werden zu den gebildetsten unter den Mahomedanischen Tartarn gerechnet, aber ihre Raubsucht ist die nämliche, ihr Land ist ganz ungemein fruchtbar, aber sie mögen doch lieber mit dem Schwert als mit der Pflugschaar Unterhalt suchen.

---

l) Geneal. Hist. Tart. vol. II. p. 382.

m) Geneal. Hist. Tart. vol. II. p. 390.

n) Genealog. Hist. Tart. vol. II. p. 426.

Die Casatschia Tartarn in Türkestan führen unaufhörliche Fehden mit ihren nördlichen und östlichen Nachbarn, mit den Kalmucken, den Yaik-Kosacken, den Nogai Tartarn. Obgleich sie auf ihren Streifereien nicht selten gar übel wegkommen und meistens unbedeutende Beute heimbringen, so ziehn sie doch die unendlichen Beschwerden eines solchen Lebens dem ernstlichen Ackerbau vor. Die Lebensart der übrigen Mahomedanischen Stämme ist gerade dieselbe, man sehe die Geneaologische Geschichte der Tartarn und die reichhaltigen Anmerkungen der Verfasser dieser Geschichte selbst. Ein Chan von Chowarasm giebt den sprechendsten Beweis von der Barbarischen Art, wie in jenen Gegenden Krieg geführt wird. Er machte öftere Einfälle in die große Bucharey, zerstörte die Dörfer, verwüstete ganze Provinzen: hinderte die große Anzal der Gefangenen seine Bewegungen, so ließ er sie ohne Anstand niederhauen: als er die Turkomannen, die ihm zinsbar waren, zu schwächen beschlossen hatte, lud er die Vornehmern zu einem Fest und erschlug ihrer an zwei tausend, er verheerte ihr Land weit und breit mit solcher Wut, daß er mit seinem siegreichen Heere am Ende selbst Mangel leiden mußte. o)

Die Mahomedanischen Tartarn verabscheun im Allgemeinen den Handel und lassen es sich besonders angelegen seyn, alle Kaufleute, die in ihre Hände fallen, zu plündern. Blos den Sklavenhandel treiben sie und mit Eifer. Sklaven machen in der Regel den vorzüglichsten

o) Gen. H. T. vol. I. ch. XII.

Theil ihrer Beute und ihres Reichthums aus. Die sie als Knechte für ihre Heerden, als Weiber oder Beischläferinnen brauchen, behalten sie für sich, die übrigen verkaufen sie. Dieser Sklavenhandel ist wahrscheinlich eine Hauptursache der beständigen Kriege dieser Völker. Können sie auf dem gewöhnlichen Wege keine Sklaven erlangen, so stehlen sie sie einer dem andern oder verkaufen sogar ihre eignen Weiber und Kinder. q)

Die heidnischen Tartarn, die Kalmucken und Moguln halten keine Sklaven, leben auch ruhiger vom bloßen Ertrag ihrer Heerden, ohne in fremde Länder der Plünderung wegen zu streifen. Aber sie sind deswegen nicht frei von Krieg und Kampf, die häufigen Angriffe der Mahomedanischen Tartarn fodern sie zur Vertheidigung und Rache auf und zwischen den verschiedenen Stämmen weiß die arglistige Politik der Chinesen solche stete

p) Geneal. Hist. Tart. vol. II. p. 412.

q) Id. vol. II. p. 413 und ch. XII. Chardin erzält: „Sie behaupten, es sey gut, viele Weiber zu haben, denn, sagen sie, diese können uns viele Kinder gebären, die wir für baares Geld oder sonstige Bedürfnisse verkaufen können; wenn sie aber nicht genug für ihren Unterhalt haben, so halten sie es für Barmherzigkeit, die neugebornen Kinder umzubringen; so auch tödten sie die kranken Kinder, wenn sie an ihrer Besserung verzweifeln, denn sie meinen, ihnen dadurch viel Elend zu ersparen." Sir John Chardin's travels. Harris's Coll. b. III. c. II. p. 865.

und bittre Feindschaft zu unterhalten, daß sie unter sich selbst die wütendsten Vertilgungskriege führen. r)

Die Bedouinen in Arabien und Syrien leben nicht viel friedlicher als die Mahomedanischen Tartarn. Das Hirtenleben an und für sich scheint schon eine Menge Streitigkeiten unvermeidlich mit sich zu führen. Die Weiden, die eine Horde zur Zeit wirklich besezt hält, machen nur einen geringen Theil der ganzen Landstrecke aus, die sie im Verlauf des Jahrs benuzen, da aber die ganze Strecke zum Unterhalt ihrer Heerden nothwendig ist, so werden sie jede Verlezung ihres Gebiets, auch in weiter Entfernung, für eine gerechte Ursache des Kriegs halten. ſ) Ist einmal Blut vergossen, so kann Blut nur durch Blut gesühnt werden. Bei dieser leichten Entstehung der Streitigkeiten ist es kein Wunder, wenn fast alle Stämme und Horden in stetem Kampf gegeneinander begriffen sind. t) — Aus der Geschichte der Araber vor Mahomet haben sich Nachrichten von nicht weniger als siebzehnhundert Schlachten durch Ueberlieferung erhalten.

Der Menschenverlust, den diese Lebensweise unmittelbar nach sich ziehn muß, könnte schon allein ein hinreichendes Hemniß der Volksvermehrung scheinen, wahrscheinlich aber ist diese verheerende Art, Krieg zu führen, noch nachtheiliger dadurch, daß durchaus jede Industrie,

---

r) Geneal. Hist. Tart. vol. II. p. 545.

ſ) Montesquieu espr. des loix l. XVIII. c. XII.

t) Voy. de Volney. tom. I. p. 361. 362. 363.

jeder Fortschritt in denjenigen Künsten gehindert wird, welche am meisten zur Vermehrung der Masse der Nahrungsmittel beitragen. Wer wird sich die Mühe geben, einen Brunnen zu graben, wenn er jeden Augenblick fürchten muß, daß er von einem Feinde überfallen werden wird, der die Arbeit seines Schweißes spottend verschüttet? Es ist ein unglücklicher Zirkel, Mangel an Nahrung reizte vielleicht zuerst zum Kriege und die Gewohnheit des Kriegs beschränkt die Quellen der Nahrungsmittel. Manche der Stämme, die in den Wüsten hausen, scheinen nothwendig zum Hirtenleben verdammt zu seyn, aber auch bei denen, die in fruchtbaren Gegenden wohnen, kann der Ackerbau wenig gedeihn, so lange sie, von raubgierigen Nachbarn umgeben, nie sicher seyn können, die Früchte ihrer Arbeit zu erndten. Ein gewisser Grad der Sicherheit ist vielleicht noch nothwendiger, als die Ergiebigkeit des Bodens, um den Uebergang aus dem Hirtenleben zum Ackerbau zu bahnen, wo diese fehlt, ist der Zustand des fleißigen Landmanns fast noch zweifelhafter, als der der Nomaden, der mit leichter Mühe alles das Seine mit sich fortführt. u) Unter der eben so schwachen als drückenden Türkischen Regierung ist es nicht ungewöhnlich, daß die Bauern ihr Dorf auf immer verlassen und das Nomadenleben ergreifen, um sowol den Erpressungen der Türken, als den Angriffen der Araber leichter ausweichen zu können. v)

---

u) Voy. de Volney. tom. I. p. 354.

v) Id. p. 350.

Wenn übrigens Mangel allein hinreichte, alte Gewohnheiten zu entwurzeln, so müßte es keine Hirten, keine Jägervölker mehr geben. Ungeachtet die ewigen Kriege der Bedouinen ein so mächtiges Hemniß der Volksvermehrung sind, so steht doch die vorhandne Volksmenge mit der Masse der Nahrungsmittel in solchem Verhältnisse, daß die ärmern unter ihnen ein so kärgliches, elendes Leben führen, daß nur frühzeitige Gewohnheit es erträglich machen kann. w) Die Stämme, die in der Wüste hausen, läugnen, daß die Mahomedanische Religion für sie bestimmt sey, denn, sagen sie, was sollen wir den Monat Ramadan hindurch fasten, da wir, nothgedrungen, das ganze Jahr hindurch fasten. x)

Besondere Beförderungsmittel der Volksvermehrung in Arabien sind: das Interesse jedes Chaiks und jedes Stamms, je größer die Familie eines Chaiks, je zahlreicher seine Verwandte, desto sicherer, desto größer sein Einfluß, je stärker der Stamm ist, desto furchtbarer ist er, desto gewisser ist ihm der Sieg, ist ihm sein Unterhalt; die Sitte der Polygamie, welche da, wo der Krieg viele Männer hinwegraft, wol die Volksvermehrung begünstigen mag; Niebuhr bemerkt, daß vermöge der Polygamie die Familien so sehr vermehrt werden, bis endlich manche Zweige derselben in das tiefste Elend sinken; y) endlich die Mahomedanischen Religionsgeseze, welche gebieten, Kinder

---

w) Voy. de Voln. p. 359.

x) Id. p. 380.

y) Niebuhr's travels, vol. II. p. 207.

zu zeugen, damit der Schöpfer gepriesen werde, welche dem Vater von zehn Kindern den Himmel versprechen. Glücklicher Weise wird hier, wie oft der Fall ist, ein absurdes Gesez durch dringende Umstände korrigirt, der arme Araber muß schon, er mag wollen oder nicht, seinen religiösen Gehorsam nach seinen Vermögensumständen abmessen. Die Nichtigkeit und Ungereimtheit solcher direkten Auffoderungen zur Fruchtbarkeit erhellt aus dem Zustande dieses Landes aufs deutlichste. Die Zal der Einwohner hat sich im Ganzen nach dem übereinstimmenden Zeugnisse Aller nicht vermehrt, nothwendig also müssen diejenigen Familien, welche sich besonders stark vermehrt haben, andere verdrängt und gänzlich vertilgt haben. Gibbon sagt von Arabien: „die Zal der Volksmenge wird bestimmt durch die Menge der Nahrungsmittel, daher können die Einwohner dieser großen Halbinsel leicht durch die Bewohner einer fruchtbaren und industriösen Provinz aufgewogen werden.“ z) Aller Aufmunterungen zur Heirath ungeachtet kann doch das durch die Menge der Nahrungsmittel gesezte Maaß nicht überschritten werden. Solange das Land nicht besser kultivirt wird, kann es nicht besser bewohnt werden, Aufmunterungen zur Hei-

---

z) Sonderbar, daß die Wahrheit eines so wichtigen Sazes schon so oft vollkommen anerkannt worden ist und dennoch sich bis jezt noch niemand die Mühe genommen hatte, die Folgen desselben näher zu betrachten. Es ist doch nicht alle neun Monate Hungersnoth. Auf welche Weise denn wird die Zal der Volksmenge nach Maßgabe des Vorraths an Nahrungsmitteln gehandhabt?

rath, wenn wirklich dadurch die Erzeugung mehrerer Kinder erzielt wird, der Zustand des Ackerbaus aber derselbe bleibt, können bloß, indem sie die Anzal der Zehrer vermehren, größeres Elend hervorbringen, zu öftern Plünderungen anreizen und die Anlässe zum Krieg vervielfältigen. a)

Professor Pallas hat uns von mehrern, dem Russischen Szepter unterworfenen, Tartarischen Stämmen genauere Nachrichten geliefert. Da ist es denn interessant zu sehn, wie, nach der mehr oder minder verschiednen Lebensweise der einzelnen Horden, diese oder jene Hemnisse der Bevölkerung eintreten und wirksam sind. Die Kirgisen, z. B., eine mutige, sehr kriegerisch gesinnte Horde lebt von dem steten Raube reicher Nachbarn in ziemlichem Ueberflusse. Ihr Verlust in den unaufhörlichen Gefechten ist bedeutend genug, um keine Opfer für Noth und Elend zurückzulassen. Dagegen führt ein zu den Kalmücken gehöriger Stamm, der bis 1771 unter Russischem Schuz in den Steppen längst der Wolga haußte, ein verhältnißmäßig friedliches Leben. Sie büßen nicht so viele Mannschaft ein im Kriege, da sie sich nur auf ihre Vertheidigung einschränken, auch sind ihre Weiber ungewöhnlich fruchtbar, was Wunder denn, wenn bei ihnen die Aermern ein gar elendes Leben führen und jährlich eine Menge von ihnen durch Hunger und Elend weggerafft wird. Krankverstorbnes Vieh nicht nur, sondern auch halbverfaulte Leichname sind dem nur zu oft gänzlichen

a) Voy. de Volney. tom. I. p. 364.

Mangel leidenden Kalmucken ein Fest. Wann aber nun gar ein besonders kalter Winter dem größten Theil ihrer Heerden, wie nicht selten der Fall ist, das Leben kostet, dann ist, nachdem die vorhandnen Leichname verzehrt worden sind, der größte Theil von ihnen wirklicher Hungersnoth ausgesezt. Auch bösartige Fieber herschen nicht selten, durch den Genuß des faulenden Fleisches erzeugt. b)

Jemand, der wärend der Sommermonate in der Tartarei reiste und ungeheure Steppen sähe, deren herrliches Gras unabgeweidet verdorrt, möchte verleitet werden, zu glauben, daß das Land noch bei weitem mehr Einwohner, wenn sie auch bei ihrem Nomadenleben beharrten, zu ernähren fähig sey. Aber der Schluß wäre übereilt. Was hilfts, wenn ein Pferd rüstige Vorderschenkel hat, wenn die Hinterschenkel kraftlos sind, was hilfts, wenn das Land zu einer Jahrszeit mehr produzirt, als zum Unterhalt der Menschenmenge dient, die sich mit dem, was der Winter liefert, kaum befriedigen kann. Mit Industrie und Vorsorge kann die Bevölkerung eines Landes dem mittlern Ertrag desselben, das ganze Jahr hindurch gerechnet, gemäß emporgetrieben werden. Das Thier aber und der unzivilisirte Mensch bleibt weit unterhalb der, durch diesen mittlern Ertrag gesezten Grenze. Der Tatar würde es äußerst schwierig finden, für all sein

---

b) Umständliche Nachrichten von dem Zustande und dem Haushalte der Tartarn findet man in Decouvertes Russes B. 4 Lausanne 1781 und Tooke's view of the Russian Empire.

Vieh hinreichend Heu auf den Winter zu bereiten und aufzubewahren. Jeden Augenblick muß er ja eines feindlichen Ueberfalls gewärtig seyn, der ihm an einem unglücklichen Tage die Arbeit des ganzen Sommers rauben, oder, nach ihrer abscheulichen Art Krieg zu führen, was er nicht fortschleppen könnte, verbrennen und vernichten würde. c) Der Tartar sammelt daher nur dürftigen Vorrath für wenig ausgesuchte Thiere seiner Heerde, die übrigen müssen sich den Winter durch behelfen mit dem bischen Grünen, was sie hie und da auffinden. Auf die Art kostet ihnen jeder Winter eine Menge Vieh, die Anzal der Horde aber richtet sich nach der Anzal des Viehs, mithin beschränkt der Winter die Tartarn, wie die in der Wüste wild herumlaufenden Pferde, so, daß sie nicht hinreichen, den Ueberfluß des Sommers zu verzehren. Pallas und andere Russische Reisenden versichern auch, daß Viehseuchen nicht selten in diesen Gegenden herschen, die übeln Folgen einer Viehseuche sind aber noch weit andauernder, als die einer mißlungenen Ernte.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Tartarn die Sitte haben, ihre Töchter zu verkaufen. Es ist eben so ehrenvoll, als einträglich bei den Tartarn, eine Familie zu haben, wegen der Dienstleistungen der Weiber bei den Heerden, aber der Arme mag wol nicht immer im Stande seyn, sich ein Weib zu kaufen. Der Bruder Ru=

---

c) Wie verheerend die Kriege der Tartarn sind, davon siehe die memoires du Baron de Tott. tom. I, p. 272.

bruquis d) versichert, daß die Mädchen, da sie so lange bei ihren Eltern bleiben müßten, bis sie verkauft werden könnten, häufig alt und ledern würden, bevor sie verheirathet würden; durch die Polygamie der Reichen wird der Preis der Mädchen noch erhöht, so, daß diese Sitte wahrscheinlich nicht selten die Aermern vom Heirathen abhält.

Kapitel 8.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in verschiedenen Gegenden Afrikas.

Die Gegenden von Afrika, die Park bereist hat, sind weder gut angebaut, noch gut bevölkert. Er fand weitläufige Strecken des schönsten Landes ganz menschenleer, vorzüglich waren die Grenzen aller der kleinen Königreiche öde, oder doch nur dünn bevölkert. Die Ursachen aber werden sehr begreiflich, wenn man hört, was Park von dem Haushalt der Negernazionen erzält. Das Land ist in tausend kleine, unabhängige Staaten getheilt die, wegen der unbedeutendsten Veranlassungen, sich einander bekriegen. Die Kriege der Afrikaner sind von doppelter Art, entweder offen und erklärt, dies heißt Killi, oder sie bestehn in heimlichem Ueberfall, im Plündern und Stehlen,

d) Travels of Wm. Ruhnquis. Harris's Coll. of Voyages b. I. p. 561.

welches sie Tegria nennen. Diese leztere Methode ist gar häufig, besonders ist sie nach vollbrachter Ernte an der Tagesordnung. Jeder Geplünderte aber sucht sich zu rächen, so gut er kann. e) Die Unsicherheit des Eigenthums bei dieser steten Gefahr der Plünderung muß natürlicher Weise jede Industrie hemmen. Sprechend genug ist die Menschenleere in allen Grenzprovinzen. Das Klima erschwert alle besondere Anstrengungen, wenig Gelegenheit ist da, von dem etwanigen Ueberfluß seiner Arbeit Vortheil zu ziehn, was Wunder denn, daß jeder höchstens nur so viel Land bearbeitet, als für seinen Bedarf hinreicht. f) Diese Umstände machen den geringen Anbau des Landes schon begreiflich.

Die beständigen Kriege müssen eine Menge Menschen aufzehren. Ueberdies stimmt Park mit Büffon darin überein, daß, auch abgesehn von gewaltsamen Todesarten, die Lebensdauer der Neger kurz sey.

Mit vierzig Jahren, sagt er, werden sie grau und runzlicht und wenige nur scheinen das fünf und funfzigste oder sechzigste Jahr zu überleben. g) Büffon will diese geringe Lebensdauer der allzu frühzeitigen Vermischung der Geschlechter und dem Unmaaß in den Geschlechtsverrichtungen überhaupt zugeschrieben wissen. h) Mögen sei-

e) Park's Interior of Africa p. 291. seq.

f) Id. p. 280.

g) Park's Africa p. 274.

h) Hist. nat. de l'homme. Vol. VI. p. 235. ed. 5. 12mo.

ne Beschuldigungen immerhin übertrieben seyn, so scheint es doch der Natur gemäß, daß der Mensch, der in heißen Ländern früher in die Periode der Mannbarkeit tritt, dort auch früher umkomme als in kältern Ländern.

Nach Büffon sind die Negerinnen ganz außerordentlich fruchtbar, aber Park bezeugt, daß die Mutter ihr Kind zwei bis drei Jahre lang säugt und daß der Mann sich mittlerweile an die übrigen Frauen hält, mithin ist die Zal der Kinder einer und derselben Mutter selten groß. i) Polygamie ist unter den Negern allgemein verstattet, wenn daher nicht ein ganz besonderes Misverhältniß der Weiber zu den Männern stattfindet, so muß eine Menge Männer unverheirathet bleiben, vorzüglich aber wird die Ehelosigkeit das Loos der Sklaven seyn, deren Verhältniß zu den Freien, nach Park, wie drei zu eins seyn soll. Kein Herr darf die in seinem Hause gebornen Sklaven verkaufen, ausgenommen zur Zeit der Hungersnoth, es läßt sich daher leicht denken, daß er keine größere Vermehrung derselben, als für seine Geschäfte passend ist, gestatten wird. Wahrscheinlich werden wenig oder gar keine Frauenzimmer Jungfrauen bleiben, aber im Verhältniß der vie=

---

i) Park's Africa p. 265. Parks Nachrichten und diejenigen, worauf Büffon sich stützt, sind aus verschiednen Zeiten, mögen auch verschiedne Völkerschaften betreffen, wir dürfen daher aus ihrem Widerspruch nicht auf die Unglaubwürdigkeit des einen oder des andern schließen. So weit Parks Berichte gehn, ist er ohne Zweifel ein besserer Gewährsmann als seine Vorgänger.

len Verheiratheten scheint der Zustand der Gesellschaft der Fruchtbarkeit derselben nicht günstig zu seyn.

Afrika ist von jeher der hauptsächlichste Sklavenmarkt gewesen, der Verlust, den es auf diesem Wege an Menschen erlitten hat, ist ohne Zweifel beträchtlich. k)

---

k) Aus einer neulich mitgetheilten authentischen Angabe der Schiffe, welche seit zehn Jahren von Liverpool, London und Bristol auf den Negerhandel ausliefen und von der Zal der Sklaven, welche jedem Schiffe, nach Verhältniß der Größe, gesezmäßig einzunehmen, verstattet wurde, erhellt, daß die mittlere Anzal der von 1795 bis 1804 jährlich von den Engländern weggeführten Sklaven einige dreißig tausend beträgt. (s. London Chronicle sept. 1. 1806. die Listen werden mitgetheilt vom Generalinspektor des Zollamts.) Bedenkt man aber, wie die Habsucht der Capitains ihre Schiffe gesezwidrig anpfropft, so kann man wol 40 bis 50,000 jährlich rechnen. D. Uebers.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote mitzutheilen, die, wie ich glaube, die Scheuslichkeit des Negerhandels (ich sage nicht, des Sklavenhandels überhaupt) besser vors Gemüt führt, als Seitenlange Tiraden. Als vor zwei Jahren am Bord eines Amerikanischen Negerschiffes die Blattern ausbrachen, ließ der Capitain zwei blatternde Neger lebendig ins Meer werfen. Als er sich zu Hause dieser That rühmte, schossen einige Quäcker zusammen, um ihm den Prozeß zu machen, er kam vor Gericht und — ward frei gesprochen. Ich habe diese Anekdote von meinem Bruder, welcher sie vorigen Herbst in der Havannah von einem glaubwürdigen Manne erfuhr.

nichtsdestoweniger möchte es, wie Dr. Franklin bemerkt, l) schwer seyn, die Lücke zu finden, die durch hundertjährige Ausfuhr von Sklaven veranlaßt ist, womit halb Amerika sich geschwärzt hat. Denn, ungeachtet dieser beständigen Auswanderungen, ungeachtet der zalreichen Schlachtopfer des Kriegs und den fortdauernden, tadelnswerthen Gewohnheiten, welche die Volkszunahme hindern, ist es offenbar, daß die Volksmenge beständig die, durch die Masse der Nahrungsmittel gesezte Grenze überschreitet. Nach Parks Zeugnisse sind Jahre des Mangels und eigentliche Hungersläufte häufig. Unter den vier Hauptursachen der Sklaverei in Afrika erwähnt er der Hungersläufte gleich nach dem Kriege m) und das ausdrückliche Gesez, daß die Haussklaven nur wegen vorhandner Hungersnoth zu verkaufen erlaubt, giebt deutlich genug zu verstehn, daß dieser Fall unterweilen eintrete. Als in der Gegend des Gambia drei Misjahre nach einander einfielen, wurden eine Menge freier Leute Sklaven. Dr.

Es ist wahr, der Amerikanische Capitain hatte keinen Wundarzt, keinen Medizinkasten am Bord. Die Amerikanischen Rheder, die, wie die Amerikaner überhaupt, vor allem andern die Habsucht ihrer Stammeltern geerbt zu haben scheinen, streben durch alle mögliche Ersparnisse die wolfeilste Fracht zu erlangen. Wenn es so fortgeht, wie es den Anschein hat, so wird in wenigen Menschenaltern alle Schiffarth in allen Meeren der Welt sich einzig in den Händen der Amerikaner befinden. D. Uebers.

l) Franklin's Miscell. p. 9.

m) Park's Africa p. 295.

Laidley versicherte Park, daß damals viele Freigeborne gekommen wären und ihn dringend gebeten hätten, sie an seine Sklavenkette zu schließen, damit sie dem Hungertode entflöhn. Wärend Parks Aufenthalt in Manding herschte unter den ärmern Klassen dringender Mangel, wie folgender Vorfall hinreichend beweißt. Jeden Abend bemerkte er, daß fünf oder sechs Weiber nach des Mansa's Hause kamen und eine Porzion Getraide empfiengen. „Siehst du jenen Knaben?“ sprach der Mansa zu ihm, indem er auf einen artigen Buben von fünf Jahren wieß, „seine Mutter hat ihn mir verkauft für vierzigtägigen Unterhalt für sich und ihre Familie. n)

In Soqsenta war es Park unmöglich, Lebensmittel zu erlangen, weil, wie man ihm versicherte, in der ganzen Gegend Mangel an Korn herschte. In Erwartung der Ernte hatten die Einwohner nun schon neun und zwanzig Tage ohne alles Getraide gelebt und ihr Leben blos durch das gelbe Pulver, das in den Hülsen einer Art Mimosa gefunden wird und durch Samen des Bambusrohrs gefristet. o)

Man wird vielleicht sagen, es fehle, da ja so viel Land nach Parks eignem Bericht wüst liege, an Menschenhänden, wenn aber wirklich Mangel an Menschen stattfände, so möchte schwerlich alle Jahr eine so große

n) Park's Africa p. 248.

o) Id. p. 536.

Menge außer Landes geschickt werden. Was den Negervölkern eigentlich fehlt, ist Sicherheit des Eigenthums und die, ohne diese unmögliche Industrie, ohne diese würde ein Zuwachs der Bevölkerung gewiß nur dazu beitragen, ihr Elend zu vermehren. Sezen wir, daß man, um dem vermeinten Menschenmangel abzuhelfen, die Erzeugung der Kinder durch Aufmunterungen und Belohnungen beförderte, was würde die Folge seyn? noch häufigerer und blutigerer Krieg, größere Sklavenausfuhr und Vermehrung des Elends, aber schwerlich wirkliche Vermehrung der Volksmenge.

Die Gewohnheiten einiger Nazionen und die Vorurtheile fast aller wirken gewissermaßen, wie eine Prämie der Art wirken würde. Gar sonderbar ist, was Bruce von den Shangalla Negern erzält. Eingeschlossen von allen Seiten von kriegslustigen, mächtigen Feinden, den ganzen Tag die schwersten Arbeiten verrichtend und Tag und Nacht voll steter Besorgnisse, fühlen die Männer nur wenige Lust zum Frauenzimmer. Die Weiber und nicht die Männer geben zur Polygamie Veranlassung. Ihre Stämme sind nämlich nach den Familien eingetheilt und jede Familie macht wieder ein Ganzes aus; in der Schlacht kämpft jede Familie für sich, eine der andern gegenüber, jede greift allein an, hat sich selbst zu vertheidigen, jeder bleibt, was sie an Beute gewann. Daher geben sich die Mütter, welche die Nachtheile einer schwachen Familie vor Augen haben, alle mögliche Mühe, die ihrige zu vermehren, durch ihre Anspornungen

wird endlich die Apathie der Männer besiegt. p) Das erste Weib ladet selbst ein zweites zur Verbindung mit ihrem Manne ein und der Hauptgrund ist: damit ihre Familien vereinigt und stark seyn mögen, damit ihre Kinder durch ihre geringe Anzal am Tage der Schlacht nicht ein leichter Raub der Feinde werden mögen. q) Wahrscheinlich aber möchte ein so übertriebner Wunsch nach zalreichen Kindern den Endzweck selbst vernichten, denn die Armut und das Elend, das ohne Zweifel durch ein Uebermaaß von Kindern veranlaßt wird, werden unter diesen eine größere Sterblichkeit hervorbringen, als bei wenigern, die der ganzen Sorgfalt der Eltern genossen hätten, stattgefunden haben würde.

Bruce ist ein großer Freund der Polygamie, und er vertheidigt sie, wie sie sich einzig vertheidigen läßt, durch die Behauptung, daß in denjenigen Ländern, wo sie herscht, das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen, wie zwei auch drei zu eins ist. Eine so außerordentliche Thatsache bedarf aber besserer Bewährung. Daß in jenen Gegenden bedeutend mehr Weiber als Männer sind, ist mehr als wahrscheinlich; selbst in Europa, wo doch, wie erwiesen ist, mehr Knaben als Mädchen geboren werden, giebt es mehr Erwachsene des weiblichen als des männlichen Geschlechts und es läßt sich begreifen, daß die Männer in heißen, ungesunden Ländern, in barbarischen Staa-

p) Bruce's Travels to discover the fource of the Nile. vol. II. p. 556. 4to.

q) Id. vol. II. p. 225.

ten verhältnißmäßig noch mehrern Schädlichkeiten ausge- sezt sind. Die Weiber führen mehr ein ruhiges, sizendes Leben, sind also vor den ärgsten Angriffen des Klimas mehr geschüzt, sie werden weniger an den üblen Folgen der Unmäßigkeit leiden, vor Allem aber wird ihr Geschlecht dem Kriegsgott weniger Opfer bringen. In einem Lande, wo die Kriegsflamme nie erlöscht, noch mehr, in einem Lande, wo es Brauch ist, alle besiegte Feinde männlichen Geschlechts umzubringen, einzig der mannbaren Frauenzimmer zu schonen, da muß hierdurch allein schon ein großes Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern begründet werden. Dies wirklich eingetretne Mißverhältniß gab ohne Zweifel zuerst Veranlassung zur Polygamie und hat uns vielleicht verführt, zu glauben, das Verhältniß der Knaben und Mädchen sey in heißen Ländern verschieden von demjenigen, was in gemäßigtern stattfindet.

Daß die Sitte der Polygamie die Anzal der verheiratheten Weiber vermehre, mithin wenigere als Jungfraun veralten, ist klar, ob aber wirklich hierdurch die Volksmenge vermehrt werde, ist eine andre Frage. Wenn wir auch zugeben, daß die Volksmenge dadurch näher, bis an die, durch die Masse der Nahrungsmittel gesezte Grenze getrieben wird, so ist doch gewiß, daß die schmuzige und hoffnungslose Armut, welche bei einer relativ so großen Bevölkerung unvermeidlich ist, die Industrie auf keine Weise begünstigt, ja man darf wol mit Recht argwöhnen, daß in einem Klima, wo so viel gelegenheitliche Krankheitsursachen herschen, dieser Zustand des Elends und der Noth

nicht wenig zu der außerordentlichen Sterblichkeit, die man hier beobachtet hat, beiträgt.

Die besondern Zeugnisse, die Bruce von der Ungesundheit und der Häufigkeit schlimmer Seuchen an verschiednen Orten in Jiddar, in Gondar, in Siré u. s. w. gegeben hat, anzuführen, möchte überflüssig seyn.

Was Abyßinien betrift, so liegt das daselbst herschende Hemniß der Volksvermehrung, wenn Bruce's Schilderung auch nur einen Schatten der Aehnlichkeit und Wahrheit hat, am Tage. Der Krieg ist es, der hier eben so unmenschlich geführt wird, als er frequent ist, der in diesem Lande als ein Menschenverschlingendes Ungeheuer wütet. So wie Bruce Abyßinien betrat, sah er weit und breit die Dörfer in Trümmern, die Ras Michael auf seinem Zuge nach Gondar zerstört hatte. Auf seiner weitern Reise hatte er öfters Gelegenheit, brennende Dörfer zu sehn, das Geschrei niedergemezelter Männer, Weiber und Kinder zu hören, ja in Garigana, einem verödeten Dorfe, mußte er einst eine Nacht unter Menschengebeinen zubringen. r) — Keine leere Stelle war zu finden. — In Maitscha, einer Abyßinischen Provinz, versicherte man ihm, daß jeder alte Mann, der ihm etwa begegnen möchte, ganz zuverläßig ein Fremder wäre, denn alle Eingebornen fänden in ihren besten Jahren ihren Tod durch die Lanze. ſ)

Uebrigens behauptet noch Bruce, als ganz zuverläßig, daß, ungeachtet alles dessen, was die Jesuiten von

r) Bruce vol. IV. p. 349.

ſ) Bruce vol. IV. p. 14.

Heirath und Polygamie erzält haben, dennoch schlechterdings keine eigentliche Ehe bei den Abyßiniern hersche. t) Dem sey wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß wenig oder gar keine Weiber die Umarmung des Mannes entbehren, daß also alle Quellen der Fruchtbarkeit fließen, wiefern sie nicht durch die Regellosigkeit der Vermischung geschwächt werden.

Daß nun in diesem Lande der Barbarey eine noch größere Anzal von Kindern, wenn nicht zugleich Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und Industrie festgesezt und eingeführt würde, das Elend nur noch vermehren, die Zal der Volksmenge aber auf keine Weise vergrößern würde, wird, wie ich hoffe, von selbst einleuchten. u)

Ebendasselbe läßt sich mit gleicher Wahrheit von dem ehemals so blühenden, so volkreichen Egypten sagen. Der gegenwärtige elende Zustand ist nicht durch etwanige Abnahme der Produktivität der Einwohner veranlaßt, sondern durch die Abnahme der Industrie, durch die Unsicherheit des Eigenthums, die Folge einer drückenden, tyrannischen Regierung. Die Fruchtbarkeit der Einwohner ist möglichst groß, sie erhält die Volksmenge auf dem Punkt, daß alle vorhandnen Lebensmittel verzehrt werden und wären sie zehnmal größer, sie könnte nichts mehr thun.

---

t) Bruce vol. III. p. 306.

u) Daß ich die ganze Stelle, wo Bruce des Verfassers Gewährsmann ist, sehr abgekürzt habe, wird man mir nicht übel nehmen. Ich wenigstens kann, wenn ich mir auch noch so viel Mühe gebe, dem Bruce keinen Glauben beimessen.
D. Uebers.

Die Ueberbleibsel großer Werke des Alterthums, die Kanäle, die künstlichen Seeen, mittelst deren der Nil gezähmt ward, welche bei hoher Flut ableiteten, in trocknen Jahren durch ihren Vorrath den Mangel des Stroms ersezten, beweisen hinreichend, daß die Alten eine weit größere Strecke Landes durch künstliche Ueberschwemmung zu befruchten suchten, als heutiges Tages geschieht, wo nicht selten Mangel eintritt, wegen übermäßiger oder unzureichender Ueberschwemmung des Nils.

Vom Statthalter Petronius wird versichert, daß er es durch Kunst dahin brachte, daß Ueberfluß in Egypten herschte, selbst dann, wann der Nil so wenig stieg, daß vorhin unter solchen Umständen allemal Mangel eingetreten war. v) Nicht weniger hatten die Alten durch mühvolle Werke dafür gesorgt, daß die übermäßige Flut, welche den Aeckern nicht minder als Dürre nachtheilig seyn konnte, abgewandt ward; auf den durstigen Lybischen Sand ließ man sie hinströmen, daß selbst die Wüste bewohnbar ward. Alle diese Werke liegen jezt zertrümmert. Die Ursache dieser Nachlässigkeit und folglich des verminderten Unterhalts liegt offenbar in der Unwissenheit und Rohheit der Regierung, und in dem elenden Zustande des Volks.

Die Mamelucken, die vornehmsten Machthaber trachten einzig sich zu bereichern und ergreifen den Weg, der ihnen der nächste zum Ziel scheint, zu nehmen, wo sie etwas finden, mit Gewalt sich den Erwerb Anderer zuzueig=

---

v) Voy. de Volney. tom. I, p. 33. 8vo.

nen, unaufhörlich neue und willkürliche Schazungen aufzulegen. w)

Sie sind zu unwissend, zu roh und führen ein zu unstetes Leben, als daß sie darauf denken sollten, das Land sich bereichern zu lassen, damit sie desto mehr Beute fänden. Oeffentliche Werke also darf man schlechterdings nicht erwarten, aber ebensowenig wagt der Einzelne irgend eine Verbesserung des Landes zu unternehmen, die Auslagen fodert, er würde nur dadurch zu seiner schleunigen Plünderung reizen. Was Wunder denn, wenn die Werke der Alten in Trümmern liegen, wenn der Boden heut zu Tage schlecht gebaut wird, wenn der Ertrag des Landes und folglich die Bevölkerung so sehr abgenommen hat.

So groß aber ist die freiwillige Fruchtbarkeit des Delta wegen der Ueberschwemmungen des Nils, daß, ungeachtet keiner kostspieligen Kultur, ungeachtet kein Erbrecht gilt, mithin so gut als gar kein Eigenthumsrecht stattfindet, nichts destoweniger eine, im Verhältniß des Umfangs, beträchtliche Volksmenge dort Unterhalt findet. Könnte Industrie wieder eintreten, bald würde die Provinz in ihrem alten Glanze wieder dastehn.

Die unmittelbaren Hemnisse der Volksvermehrung, wodurch die Volksmenge dem jezigen geringen Ertrag des Landes gemäß zusammengeschnürt wird, sind nur zu offenbar. Dem Bauer wird nur soviel Getraide verstattet, als eben zu seinem Unterhalt erfodert wird. x) Elendes, ge-

---

w) Voy. de Volney. tom. I. p. 170.

x) Voy. de Volney. tom. I. p. 172.

schmackloses Brod, ohne Sauerteig gemacht, einige rohe Zwiebeln und kaltes Wasser, daraus besteht seine ganze Nahrung. Fleischspeisen, die der Egypter sehr liebt, kommen nur bei hohen Gelegenheiten und selbst dann nur auf den Tischen der Wohlhabendern vor. Ihre Wohnungen bestehn in Erdhütten, wo ein Fremder vor Hize und Rauch umkommen möchte und wo die Unreinlichkeit, nebst Feuchtigkeit und elender Nahrung oft verheerende Krankheiten erzeugt. Hierzu rechne man die stete Unsicherheit und Furcht vor der Plünderung der Araber, oder vor den Besuchen der Mamelucken, die Rachgier, die sich bei ihnen forterbt, die unaufhörlichen innern Kriege, endlich die Pest. Auch Hungersnoth ist nicht unerhört, 1784 und 1785 herschte eine schlimme Hungersnoth in Egypten wegen der unzureichenden Ueberschwemmung des Nils. Volney giebt ein trauriges Bild des damaligen Elends. Die Straßen von Cairo, die vorhin von Bettlern wimmelten, wurden bald davon entleert, manche flohn bis nach Syrien, manche kamen um. Alle Straßen und öffentlichen Plätze waren mit abgemagerten und sterbenden Gerippen angefüllt. Man nahm seine Zuflucht zu den niedrigsten und eckelhaftesten Hülfsmitteln, um den rasenden Hunger zu befriedigen. Volney erzält, wie er selbst gesehn habe, daß zwei Elende neben den Wällen des alten Alexandrias über dem Leichnam eines Kameels lagen und sich mit den Hunden um das faulende Fleisch stritten. y)

---

y) Volney. tom. I. c. XII. f. II.

Man schäzte die Zal der, wärend dieser zwei Jahre Verhungerten auf ein Sechstheil der Bevölkerung.

Kapitel 9.

Von den Hemnissen der Bevölkerung im nördlichen und südlichen Siberien.

Die Bewohner des nördlichsten Asiens leben fast blos von der Jagd und von der Fischerei, wir dürfen daher annehmen, daß hier ungefähr die nämlichen Hemnisse obwalten, als bei den Nordamerikanern, ausgenommen, daß Krieg hier seltner ist, der Mangel an Nahrung aber weit größer, als in den gemäßigtern Gegenden Amerikas. Lesseps, der die Papiere des unglücklichen Perouse von Kamtschatka nach Petersburg brachte, giebt eine betrübende Schilderung von dem Elende, worin die Einwohner jenes Landes bei dem häufig eintretenden Mangel an Lebensmitteln schmachten. Es war die Absicht des Russischen Offiziers, der Herrn Lesseps führte, an der westlichen Seite der Halbinsel hinaufzureisen, aber die, durch heftige Regengüsse angeschwollnen Ströme hatten die Fische mit fortgerissen, Alles hatte sich, um nicht vor Mangel umzukommen, aus der ganzen Gegend wegbegeben und war an den Kamtschatkastrom gezogen, der Reiseplan mußte daher abgeändert werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, unterwegs zu verhungern. Man nahm seinen Weg durch die

jenigen Gegenden, wo man den besten Vorrath an Lebensmitteln erwartete, aber doch kamen im Verlauf der Reise fast alle Schlittenhunde aus Mangel an Nahrung um und wie einer todt hinstürzte, ward er alsbald von den hungrigen Uebriggebliebenen verschlungen. z)

In Ochotzk, schon einer ziemlichen Handelsstadt, erwarteten alle Einwohner mit hungriger Ungeduld den Aufbruch des Okhotaflusses. Als Lesseps ankam, war der Vorrath an gedörrten Fischen fast gänzlich aufgezehrt, Mehl war so theuer, daß das gemeine Volk nicht im Stande war, einiges zu kaufen. Wie man das Zugnez mit einer ungeheuern Menge kleiner Fische emporzog, erscholl ein lautes Geschrei der Freude.

„Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten" sagt Lesseps „beim Anblick der Gierigkeit dieser armen Ausgehungerten. — — man stürzte über die Fische her, man stritt sich und verschlang sie roh vor meinen Augen." a)

In ganz Nordsiberien sind die Blattern ganz ungemein verheerend. Lesseps meint, sie hätten wol drei Viertheil der Kamtschadalen hinweggerafft.

Dasselbe bestätigt Pallas, welcher, da er von den Ostiacken am Obi redet, versichert, man könne die Blattern als das vorzüglichste Hemniß ihrer Vermehrung betrachten. b) Die ungewöhnliche Tödtlichkeit der Blattern

z) Lesseps Travels in Kamtschatka vol. I. 264.

a) Id. vol. II. p. 252. 253.

b) Voy. de Pallas. tom. IV. p. 68. 4to 5 vols. 1788. Paris.

bei diesen Völkern ist sehr begreiflich, wenn man die ungeheure Hize, den Schmuz, und die verdorbne Luft ihrer unterirdischen Wohnungen bedenkt. Nie fällt es ihnen ein, sich zu waschen, sondern sie gehn sorglos umher, ihre Hände voll von Spuren faulender Fische, von den Exkrementen der Kinder u. s. w. Auch ist die Sterblichkeit unter den Kindern in diesen Jurten sehr ungewöhnlich groß, äußerst selten ist es, eine Mutter mit drei oder vier Kindern zu treffen. Pallas sucht die Ursache dieser Seltenheit der Kinder in der schlechten Nahrung, ferner möchte noch die unglückliche Lage der Weiber, die zu steter schwerer Arbeit verdammt sind, in Betracht kommen.

Die Samojeden, meint Pallas, wären nicht völlig so unreinlich, als die Ostiacken, weil sie den Winter über sich mit der Jagd mehr Bewegung machen, aber er schildert den Zustand der Samojedischen Weiber noch elender und bedauerungswürdiger, e) mithin müssen sie noch weniger fruchtbar seyn.

Die meisten andern Völkerschaften dieses unwirthbaren Landes führen ein ähnliches kärgliches Leben. Ueberflüssig würde es seyn, dieselbe Schilderung jedesmal zu wiederhohlen. Aus dem Gesagten wird es ohne Zweifel schon klar seyn, wie in diesen öden Gegenden die Volksmenge, sich nach dem elenden Ertrag derselben zu richten, gezwungen wird.

Einige der südlichsten Provinzen Siberiens neben der Wolga werden von den Russischen Reisenden als ganz auf-

e) Voy. de Pallas tom. IV. p. 92.

ßerordentlich fruchtbar gerühmt. Hier besteht der Boden aus einer schwarzen fetten Dammerde, die keine Bearbeitung verlangt, ja nicht einmal verträgt. Dünger macht das Korn zu üppig in Halme schießen, daß es sich niederlegt und verdirbt. Statt das Land zu düngen, läßt man es blos alle drei Jahr brach liegen, mit diesen kurzen Zwischenräumen dauert, wie man versichert, die Fruchtbarkeit desselben unerschöpflich fort. d) Aber ungeachtet der Leichtigkeit, mit der, wie es scheint, jeder sich hier ein reichliches Auskommen verschaffen kann, ist der größte Theil dieses Landes gar dünn bevölkert und nirgends vielleicht hat die Bevölkerung den Grad erreicht, den man nach der Natur des Bodens, dem Anschein nach, mit Recht erwarten könnte.

In solchen Ländern scheint die moralische Unmöglichkeit der Vermehrung zu herschen, von der Sir Jakob Stouart sehr gut gehandelt hat. e) Wenn auch wirklich bisweilen Menschen erzeugt werden, ohne daß sie eigentlich erfoderlich sind, so kann doch keine beträchtliche Vermehrung und glückliches Fortkommen derselben stattfinden, wo nicht wirklich ein Bedürfniß von Menschenhänden ist, und der wahre Grund, warum in jenen Ländern die Volksvermehrung so träge vor sich geht, ist kein andrer, als der, daß man dort so wenig Menschen bedarf. Die Art des Ackerbaus ist so ungemein einfach, daß gar wenig Menschenhände dazu nöthig sind. An manchen Orten streut man den

d) Voy. de Pallas. tom. IV. p. 5.

e) Polit. Econ. b. I. p. 30. 4to.

Saamen gradezu aufs Brachfeld aus. f) Häufig wird Haidekorn gebaut, wovon eine Aussaat auf fünf bis sechs Jahre dauert und jährlich zwölf bis funfzehnfältig trägt. Der Saame, der wärend der Ernte ausfällt, ist hinreichend fürs nächste Jahr, man braucht nur das Feld einmal überzueggen. Auf die Art fährt man fort, bis die Fruchtbarkeit des Bodens endlich abnimmt. Sehr richtig wird bemerkt, daß die Kultur keiner andern Kornart so passend seyn könne für die Indolenz der Bewohner dieser Ebnen. g)

Wo der Ackerbau so gar leicht ist, wo wenig oder keine Manufakturen sind, da muß die geringe Nachfrage nach Arbeitern leicht befriedigt werden. Das Getreide wird ohne Zweifel sehr wolfeil seyn, aber der Lohn der Arbeit wird verhältnißmäßig noch wolfeiler seyn. Obgleich der Landeigenthümer mit leichter Mühe für sich und seine Kinder Nahrungsmittel in Fülle erlangt, so wird der Lohn seiner Arbeiter doch nicht hinreichen, eine Familie gemächlich davon unterhalten zu können.

Wenn wir in Betracht der geringen Bevölkerung, in Betracht des fruchtbaren Bodens, dadurch zu helfen vermeinten, daß wir Belohnungen für die Erzielung der Kinder aussezten und dadurch den Arbeitsmann in Stand sezten eine größere Anzal zu erziehn, was würde die Folge davon seyn? Niemand würde der Arbeit dieser überflüssigen Hände, die auf die Weise zu Markt gebracht würden, be-

---

f) Voy. de Pallas, tom. I. p. 250.

g) Decouv. Ruff. vol. IV. p. 329. 8vo. 4. vols. Berne.

dürfen. Gesezt auch ein Mann könnte seinen täglichen Unterhalt für einen Pfennig kaufen, so würde sich doch niemand finden, der ihm einen Farthing Taglohn geben wollte. Der Landeigenthümer kann alle nothwendige Arbeit oder wenigstens, die er für nothwendig hält, mit seinen Kindern oder vielleicht den paar Arbeitern, die er vorher schon hielt, verrichten. Da also diese überflüssigen Menschen, deren Existenz wir auf einen Augenblick angenommen haben, ihm nichts verschaffen können, das ihm mangelt, so läßt sich nicht erwarten, daß er seine natürliche Indolenz überwältigen und ein größeres und beschwerlicheres Wesen unternehmen sollte, blos in der Absicht, den Nothdürftigen Verdienst zu geben. Wenn man nun auch die wenigen Hände, die das geringe Manufakturwesen erfodert, abzieht, was sollen die Uebrigen anfangen? Sie sind in der That eben so übel daran, als säßen sie mitten in der Sandwüste. Sie müssen entweder irgendwohin auswandern, wo man ihrer Arbeit bedarf, oder elendiglich vor Mangel umkommen. Würden sie auch dem eigentlichen Hungertode dadurch entgehn, daß ihre Arbeit gelegentlich dann und wann verlangt und kärglich belohnt würde, so könnten sie doch unmöglich, wenn sie auch ihr eignes trauriges Daseyn fristeten, sich verheirathen und die Bevölkerung ferner vermehren.

Aber, wird man vielleicht sagen, wenn so viel gutes Land noch unbenuzt liegt, so würde natürlich die überflüssige Volksmenge sich darüber hermachen, dieses anzubaun, und sich selbst seinen Unterhalt schaffen. Aber, wenn es auch viele Länder giebt, wo gutes Land unbebaut liegt,

so giebt es doch wenige, wo der erste, beste sich dessen bemächtigen darf. Und wäre dies auch wirklich der Fall, so blieben doch noch große Schwierigkeiten. Die überflüssigen Arbeiter, von denen wir geredet haben, besitzen nicht das geringste Vermögen, um sich ein Haus zu baun, um sich Feldgeräth und Vieh anzuschaffen und um sich zu erhalten, bis sie ihr neues Land in Ordnung gebracht haben und nun wirklich ernten können. Selbst den Kindern der Landeigenthümer würde es schwer werden, diese nothwendigen Auslagen aufzubringen. In einem Zustande der Gesellschaft, wo es nur Wenige giebt, die ihr Getreide kaufen müssen, wo mithin der Preis des Getreides sehr niedrig seyn muß, da ist der Landmann immer arm und wenn er gleich seine Familie reichlich mit den nothwendigsten Nahrungsmitteln versehn kann, so ist es ihm doch unmöglich, ein Kapital zu sammeln, das, unter seine Kinder vertheilt, jeden in Stand sezt, die Kultur eines neuen Stück Landes vorzunehmen. Mag immerhin das nothwendige Kapital sehr gering seyn, so kann er doch auch dieses nicht zusammenbringen, denn, was hilfts ihm, wenn er eine größere Menge Getreide produzirt, er findet doch keine Käufer, h) er begnügt sich daher nur so viel zu baun, als er nebst seiner Familie grade bedarf und als die wenigen Käufer, die er etwa bisher hatte, verlangen. Hat er nun eine Menge Kinder, so werden wahrscheinlich meh-

h) Il y a fort peu de débit dans le pays, parceque la plupart des habitants sont cultivateurs et élevent aux mêmes des bestiaux. Voy. de Pallas tom. IV. p. 4.

rere derselben unter die Taglöhner zurücksinken müssen, deren fernere Vermehrung dann, wie vorhin erwähnt ist, verhindert werden wird. i)

Es ist daher keine direkte Aufmunterung zur Erzielung der Kinder in diesen Ländern nöthig, um die Volksmenge zu vermehren, aber solche Veranstaltung ist nöthig, daß die Produkte des Landes wirklich mehr gefodert werden. Dies kann nur geschehn durch Errichtung von Manufakturen oder durch Unterstüzung neuer Kolonisten oder der Söhne der schon ansässigen Landleute mittelst Vorschusses, daß sie eine Strecke nach der andern wirklich bebaun können.

Katharina, die zweite, suchte auf beiden Wegen die Bevölkerung ihres Reichs zu fördern, sie munterte Manufakturwesen und Ackerbau auf und bot kundigen Ausländern zinsenfreies Kapital auf mehrere Jahre. k) Ihre Bemühungen, so wie die Peters des ersten, waren nicht unwirksam, vielmehr scheinen die Russischen Provinzen, deren Bevölkerung seit mehrern Jahrhunderten in Stillstand

---

i) Außer den hier angeführten Ursachen findet, wie mir kürzlich von wolunterrichteten Männern versichert worden ist, noch eine andere statt, warum in jener Weltgegend so große Strecken ergiebigen Landes unbenuzt liegen und dies ist keine andre, als die ungeheuern Heuschreckenschwärme, welche zu gewissen Jahrszeiten herabfallen und die vielversprechende Ernte, ohne daß irgend Schuz möglich wäre, gänzlich verheeren.

k) Tooke's view of the Russian Empire, vol. II. 242.

gerathen schien, in neuern Zeiten rasche Fortschritte in Ansehung der Bevölkerung gemacht zu haben.

Vorzüglich haben sich im südlichen Siberien, das ja vor wenig hundert Jahren noch eine gänzliche Wildniß war, die Zal der Russen bedeutend vermehrt.

Als Pallas sich in Siberien aufhielt, waren in den fruchtbarern Gegenden die Produkte ganz erstaunend wolfeil. Ein Pud d. i. vierzig Pfund Weizenmehl kostete ungefähr dritthalb Pfennige, ein Ochs fünf oder sechs Schillinge u. s. w. 1) Diese unnatürliche Wolfeilheit, die ohne Zweifel von Mangel an Käufern herrührte, war vermutlich das vorzüglichste Hemniß der Bevölkerung. Späterhin sind die Preise beträchtlich gestiegen, woraus wir wol schließen dürfen, daß wirklich die Bevölkerung rasch zunimmt.

Uebrigens klagt Pallas, daß die Absicht der Kaiserin, die Bevölkerung von Siberien nemlich zu verstärken, durch die, das Kolonistenwesen besorgenden Agenten nicht immer gehörig erfüllt worden sey, da sie Leute als Kolonisten aufnahmen, die durch Alter, Krankheit oder Mangel an Industrie untauglich waren. Dies leztere ist das Wichtigste. Denn unstreitig ist die Einführung der Industrie für ein Land bedeutender, als die Ansiedlung noch so vieler Kolonisten. Könnte man die Gewohnheiten eines Volks mit einem Male umschaffen und ihm plözlich Geschmack an Industrie einflößen, keine Regierung würde je die Nothwendigkeit fühlen, Fremdlinge ins Land zu rufen. Aber Sit-

---

1) Voy. de Pallas, tom. IV. p. 5.

ten und Gewohnheiten eines ganzen Volks lassen sich nur langsam umändern, am meisten wirkt freilich besseres Beispiel.

Die Bevölkerung kann nie schnell steigen, als wo der gewöhnliche Taglohn sehr hoch ist, so lange aber in diesen Provinzen des Russischen Reichs nicht Anstalten getroffen werden, daß die Produkte des Fleißes nicht bessern Abgang finden, kann dieser hohe Arbeitslohn, der in der Regel in neuen Kolonien stattfindet und wesentlich zu ihrem Wachsthum beiträgt, nebst seinen Folgen unmöglich eintreten.

Kapitel 10.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in den Türkischen Besizungen und in Persien.

Die Grundursache, warum die Volksmenge in dem Türkischen Gebiete nach Umfang und Fruchtbarkeit desselben so gering ist, liegt ohne Widerrede in dem Geiste der Regierung. Sie ist eben so tyrannisch, als schwach, die schlechten Geseze werden noch schlechter gehandhabt, daher die stete Unsicherheit des Eigenthums, daher immer größere Schwierigkeiten des Ackerbaus, so daß der Ertrag des Landes, mithin die Zal der Einwohner jährlich abnimmt. Das Miri oder die allgemeine Landtare, die dem Sultan zukommt, ist an sich nicht unmäßig, m) aber

m) Voy. de Volney. tom II, p. 373.

durch die Misbräuche der Paschas und deren Untergeordneten, Misbräuche, gegen welche die Türkische Konstitution kein Heilmittel bietet, ist sie für den Landmann erdrückend geworden. Sie dürfen freilich nicht gradezu die vom Grosherrn festgesezte Taxe erhöhn, aber sie wissen tausend andere Mittel, denselben Zweck zu erreichen. In Syrien, wo es, nach Volney, dem Pascha zukommt, mit dem größten Theil des Landes zu schalten und zu walten, überlassen sie das Land nur unter den drückendsten Bedingungen, verlangen für sich die Hälfte, ja zwei Drittel der Ernte. Mag der Vertrag nun auch seyn, wie er will, nach der Ernte nehmen sie doch, unter diesem oder jenem Vorwande, so viel ihnen gefällig ist. Mislingt die Ernte, sie bestehn auf der Foderung und entreißen dem Bauer alle geringe Habseligkeit. Sie allein haben ja alle Macht in Händen. Außerdem noch bei jeder Gelegenheit neue Erpressungen. Oft wird einem ganzen Dorfe schwere Schazung auferlegt wegen der Vergehung eines Einzelnen, wegen bloßen Verdachts. Jeder neue Statthalter fodert große Geschenke, er fodert allerlei Bedürfnisse für sein Gefolge, seine Pferde u. s. w., alle Aufträge werden vervielfältigt, damit die bewaffneten Vollstrecker der Befehle, so viel als möglich, von dem Vorrath des verhungernden Landmanns zehren, der mit der äußersten Ungerechtigkeit und Geringschäzung behandelt wird. n) Die Folge dieser Plünderungen ist, daß eine Menge von Leuten zu Grunde gehn und unfähig, den Kopf-

n) Voy. de Volney. tom. II. c. XXXVII.

schaz ferner aufzubringen, im Dorfe als Bettler bleiben oder in die Stadt fliehn. Der Ort aber muß, wie sehr auch die Zal der Einwohner abnehmen mag, immer noch dieselbe Schazung aufbringen, folgt daher ein Misjahr auf ein anderes, so sind Alle zu Grunde gerichtet, das ganze Dorf wird verlassen. Dafür dann werden die Auflagen der benachbarten Oerter erhöht. o)

Der Kopfschaz der Christen wird immer gesteigert, von drei, fünf und eilf Piastern, die er anfangs betrug, ist er lauf fünf und dreißig und vierzig vermehrt, eine zallose Menge verarmt durch diese unmäßige Steuer und sieht sich gezwungen, das Land zu verlassen. Vorzüglich sollen seit den lezten vierzig Jahren die Steuern, so wie die Entvölkerung des Landes zugenommen haben.

Der Bauer hat allenthalben nichts, als dünne Gerstenfladen, Linsen und einige Zwiebeln zu seiner Nahrung, sein Getränk ist Wasser, meistens läßt er den Saamen allerley Unkrauts unter seinem Getraide, oft zum großen Nachtheil seiner Gesundheit, in manchen Gegenden nimmt er in schlechten Jahren seine Zuflucht zu Eicheln. p) Bei diesem Elend kann der Ackerbau nicht anders, als in einer kläglichen Verfassung seyn. Der Pflug ist höchst unvollkommen, ohne Räder sogar. Man pflügt mit Eseln und Kühen, selten mit Ochsen, die schon zuviel Wohlstand verrathen würden. In den Gegenden, die den Einfällen der Araber ausgesezt sind, muß der Landmann mit

---

o) Voy. de Volney tom. II. p. 375.

p) Id. p. 377.

bewaffneter Hand säen, und kaum gilbt sich das Korn, so wird es schon zusammengerafft und in unterirdische Höhlen versteckt. Niemand säet mehr, als er gerade bedarf, niemand strebt nach mehr, als einem Stück Brod, ein paar Zwiebeln, einem blauen Hemde und einem Stückchen Wollenzeug. „Der Bauer lebt höchst elend, aber er bereichert doch wenigstens seine Tyrannen nicht und die unersättliche Habsucht der Despoten straft sich selbst.“ q)

Diese Schilderung, die Volney von dem Zustande des Landvolks in Syrien macht, wird von allen andern Reisenden bestätigt und nach Eton's Zeugniß paßt sie so ziemlich auf den Zustand der Bauern in den bei weitem meisten Provinzen des Türkischen Reichs. r) Alle Aemter im Türkischen sind feil, Geld ist die Haupttriebfeder bei den Intriguen des Serails. Jeder, der ein Amt erhält, sucht daher seine Untergebnen zu brandschazen, theils um sein Ausgelegtes wieder zu erhalten, theils um sich durch Geschenke und Bestechungen der Obern in seinem Amte zu behaupten, oder höher zu steigen. Ungewiß aber, ob er nicht morgen schon gestürzt werde, sucht jeder Pascha so schnell als möglich Schäze zu häufen und da er als Stellvertreter des Sultans die unumschränkteste Gewalt übt, so wählt er diejenigen Mittel, welche am schnellsten seinen Beutel füllen, die Provinz immer nur als ein vorübergehendes Eigenthum betrachtend.

---

q) Voy. de Volney tom. II. p. 379.

r) Eton's Turkish Empire, c. VIII. 2 d. ed. 1799.

Nothwendig ist der Landmann allen solchen Erpressungen mehr ausgesezt, als der Städter. Jener ist gebunden an einen Fleck, die Produkte, in denen sein ganzes Vermögen besteht, lassen sich nicht verbergen, er kann nicht damit fliehn, außerdem ist sein Besizthum wegen der ungewissen Erbfolge noch unsichrer. Nach dem Tode des Vaters fällt das Land allemal an den Sultan zurück und kann von den Kindern nur gegen eine beträchtliche Summe wieder eingelößt werden. Unter solchen Umständen ist Landeigenthum wenig begehrungswerth, man verläßt das Land und eilt in die Stadt, um ein Vermögen zu erwerben, das sich leichter vor den Augen der raubgierigen Gebieter verbergen läßt. f)

Um den Ruin des Ackerbaus ganz und gar zu vollenden, wird bisweilen ein Maximum festgesezt und der Landmann gezwungen, die Stadt um einen gewissen Preis mit Getraide zu versehn. Es ist eine Maxime der Türkischen Polizei, die von der Erbärmlichkeit der Regierung, die sich vor Volkstumulten fürchtet, zeugt, in den größern Städten den Preis des Getraides immer niedrig zu erhalten. Misräth die Ernte, so muß jeder, der Korn besizt, es zu einem gewissen Preise, bei Todesstrafe, verkaufen, und giebt es kein Korn in der Nähe, so werden oft ganze Distrikte davon entblößt. Wenn in Konstantinopel Mangel ist, läßt man vielleicht zehn Provinzen verhungern, um nur dorthin Vorrath zu schaffen. t)

---

f) Voy. de Volney. tom. II. p. 369.

t) Id. p. 345.

Die Wirkung, die eine solche Regierung auf den Ackerbau haben muß, bedarf keines Fingerzeiges, die Masse der Produkte wird vermindert, mithin muß die Volksmenge abnehmen, zu deren Verminderung nun in der That fast jede Art des Lasters, jede Art des Elends mit vereinten Kräften wirkt.

Man will im Allgemeinen beobachtet haben, daß die Christlichen Familien mehr Kinder erzielen, als die Mahomedanischen, vielweibischen Ehen. u) Dies wäre eine sehr befremdende Thatsache, denn, obgleich Polygamie, wegen der dadurch veranlaßten, ungleichen Vertheilung der Weiber, der Volksvermehrung eines ganzen Landes ungünstig seyn muß, so sollte man doch denken, daß die Einzelnen nun, welche im Stande sind, sich eine Menge Weiber zu halten, mehr Kinder erlangen würden, als die, welche an eine einzige Frau gebunden sind. Volney führt als Grund an, daß die Türken eben durch die zu große Anzal der Weiber und durch die frühen Heirathen zu sehr geschwächt würden, so, daß Impotenz im dreißigsten Jahre sehr häufig sey. v) Eton erwähnt eines unnatürlichen Lasters, als sehr herschend unter dem gemeinen Volke und hält dieses für ein nicht unbedeutendes Hemniß der Volksvermehrung. w) Als die hauptsächlichsten Ursachen der Entvölkerung der Türkischen Staaten giebt er an, die Pest, die nie ganz im Türkischen Reiche ausgeht,

u) Eton's Turkish Empire c. VII. p. 275.

v) Voy. de Volney tom. II. p. 445.

w) Eton's Turkish Empire c. VII. p. 275.

mehrere epidemische und endemische Krankheiten, die in Asien eben so verwüstend sind, als die Pest, Hungersnoth und die Seuchen, die allemal auf eine Hungersnoth folgen und noch verheerender sind. x) Er giebt nachher noch genaue Nachricht von der, durch die Pest an verschiednen Orten verursachten Sterblichkeit und hält diese schon für eine hinreichende Ursache der Abnahme der Mahomedaner, ja er meint sogar, daß, wenn es so fortgienge, alle Türken nach Verlauf noch eines Jahrhunderts verschwunden seyn müßten. y) Dies möchte nun wol etwas übertrieben seyn.

Zoroaster, der Persische Gesezgeber, lehrte, einen Baum pflanzen, das Feld baun, Kinder zeugen, seyn verdienstliche Handlungen, aus den Nachrichten der Reisenden erhellt aber, daß die untern Volksklassen sich das leztere Verdienst nicht sogar leicht erwerben können, hier, wie so oft der Fall ist, verbessert das Interesse des Einzelnen den Irthum des Gesezgebers. Sir Johan Chardin sagt, daß die Ehe in Persien eine kostspielige Sache sey und daß nur vermögende Männer sich damit befassen. z) Dasselbe bestätigen die Russischen Reisenden, sie bemerken, die untern Klassen müßten die Heirath sehr lange aufschieben, nur die Begüterten könnten frühzeitig in die

---

x) Eton's Turkish Empire c. VII. p. 264.

y) Id. p. 280.

z) Sir John Chardin's Travels, Harris's Collect. b. III. p. 870.

Ehe treten. a) Die gewaltsamen innern Zerrüttungen, an denen Persien seit Jahrhunderten leidet, müssen nothwendig den Ackerbau völlig zerstört haben. Die friedlichen Zwischenräume sind immer nur augenblicklich gewesen und selbst dann sind die Grenzen vor den Einfällen der Tartaren nicht sicher. Die Folgen dieses unruhigen Zustandes sind, wie sie sich erwarten ließen. Sir Johann Chardin sagt, daß das Verhältniß des wüstliegenden Landes zu dem angebauten, wie zehn zu eins sey b) und die Art, wie die Beamten des Schachs oder die Privatlandeigenthümer den Pachtern Land überlassen, ist nicht darauf berechnet, Industrie zu wecken. Die Pest erstreckt sich nicht bis Persien, aber die Blattern richten, wie es heißt, arge Verwüstungen an. c) Uebrigens werden die Hemnisse in Persien die nämlichen, als in der Türkey seyn, die Pest der Türken möchte wol durch die häufigern innern Kriege der Perser aufgewogen werden.

---

a) Decouv. Ruff. tom. II. p. 293.

b) Chardin's Travels Harris's Coll. b. III. p. 902.

c) Decouv. Ruff. tom. II. p. 377.

Kapitel 11.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Hindostan und Tibet.

Menu, der Indische Gesezgeber, dessen Gebote Sir Wilhelm Jones übersezt hat, d) sagt:

„Ein Sohn macht den Vater zum Sieger, ein Enkel giebt ihm Unsterblichkeit, und ein Großenkel hebt ihn zu den Sternen."

„Weil der Sohn seinen Vater von der Hölle erlößt, welche Put heißt, darum nannte ihn Brama selbst Puttra." e)

Den verschiednen Heirathsformeln hat Menu verschiedne Wirksamkeit beigelegt:

„Ein Sohn von einer Brahmi d. i. einem, durch die erste Formel geehlichten Weibe, erlößt von der Sünde, wenn er tugendhaft handelt, zehn Vorfahren, zehn Nachkommen und sich selbst, die ein und zwanzigste Person."

„Ein Sohn, geboren von einem Weibe, das Dir durch Daiva verbunden ist, erlößt sieben und sieben in

d) Unter dem Titel Institutes of Hindu Law.

e) Sir Wm. Jones Works vol. III. p. 354. Der Abbé Raynal sagt von den Indischen Gesezen: la population est un devoir primitif, un ordre de la nature si sacré, que la loi permet de tromper, de mentir, de se parjurer pour favoriser un mariage. Hist. des Indes tom. I. l. I. p. 81. 8vo. Paris 1795.

auf und absteigender Linie, der eines Arshaweibes drei und drei, der eines Prajapatyaweibes sechs und sechs" f)

Ein Hausvater wird als ein höheres Wesen betrachtet. „Die göttlichen Weisen, die Abgeschiednen, die Götter, die Geister und die Gäste beten für das Heil der Hausväter." g) Ein älterer Bruder, der nicht vor seinem jüngern verheirathet ist, wird zu den Personen gezält, die man vorzüglich meiden soll. h)

Solche Gebote mußten natürlich bewirken, daß man die Heirath als eine Religionspflicht ansah, doch scheint es eigentlich mehr um die Erzielung eines männlichen Erben, als um eine sehr zalreiche Nachkommenschaft zu thun zu seyn.

„Der Vater, der einen Sohn erzeugt, hat entrichtet seine Schuld an die Vorväter."

„Der Sohn allein, durch den er diese Schuld entrichtet und durch den er die Unsterblichkeit erlangt, ward pflichtmäßig erzeugt, alle übrigen betrachtet der Weise als aus Lust erzeugt." i)

Eine Wittwe darf in gewissen Fällen dem Bruder oder einem andern bestimmten Verwandten ihres verstorbenen Ehemannes beiwohnen, um einen Sohn zur Welt zu bringen, auf keinen Fall aber darf sie einen zweiten

---

f) Sir W. Jones W. vol. III. c. III. p. 124.

g) Id. p. 130.

h) Id. p. 141.

i) Id. p. 540.

Mann nehmen. „Sobald der Zweck erreicht worden ist, nach dem Gesez, so müssen der Bruder und die Schwester ferner als Vater und Tochter leben.“ k)

Bei jeder Gelegenheit tadelt Menu die Lust des Fleisches mit Ernst und dringt auf Keuschheit, als eine gottgefällige Tugend.

„Wer seine Gliedmaaßen sinnlicher Lust hingiebt, der sündigt, wer aber alle sinnliche Lust besiegt hat, der erlangt dadurch die Freuden des Himmels.“

„So jemand alle Lüste genießt, ein andrer aber sich aller enthält, warlich der gewinnt, denn Enthaltsamkeit ist besser denn Genuß.“ l)

Durch solche Stellen scheinen die vorigen Aufmunterungen zur Vermehrung eingeschränkt zu werden. Wirklich scheint absolute Keuschheit von der Verbindlichkeit, Nachkommen zu hinterlassen, zu befrein, da es heißt: „Viel tausend Braminen, die von ihrer frühesten Jugend die Lust meideten und keine Söhne nachließen, sind nichts desto weniger gen Himmel gestiegen.“

„Und gleich diesen enthaltsamen Männern mag auch ein tugendhaftes Weib in den Himmel gelangen, obgleich sie nicht gebar, wenn sie nach dem Tode ihres Herrn sich frommer Eingezogenheit widmet.“ m)

Die Erlaubniß, daß ein Bruder für den Verstorbnen einen Erben erzielen darf, von der vorher die Rede

---

k) Sir W. Iones W. vol. III. c. III. p. 343.

l) Id. vol. III. p. 96.

m) Id. p. 221.

war, gilt bloß für die dienenden Klassen. n) Die Wittwen vornehmerer Männer dürfen nicht einmal den Namen eines andern Mannes aussprechen, sondern müssen bis in den Tod ein strenges, demütiges Leben führen.

Außer diesen Ermahnungen, die Leidenschaften zu unterdrücken, giebt es noch andre Dinge, welche dazu beitragen mögen, daß die Geseze, welche die Heirath so sehr empfehlen, nicht durchaus wirksam sind.

Die Eintheilung des Volks in Kasten so, daß dieselbe Beschäftigung sich in den Familien forterbt, muß jedem Einzelnen die Aussicht auf seinen künftigen Unterhalt klar machen, leicht werden die Söhne aus dem Verdienst des Vaters abnehmen können, ob sie hoffen dürfen, durch eben das Gewerbe eine Familie unterhalten zu können. Es ist, wenn gleich schwierig, doch allerdings nicht unmöglich, aus einer Kaste in die andre überzutreten, aber wenige möchten doch so heirathslustig seyn, daß sie deswegen in eine niedere Kaste sinken wollten. Hiezu kommt, daß es nicht immer so ganz leicht seyn wird, ein Weib zu finden, wie sie seyn soll. Hierin ist das Gesez besonders eigensinnig. Mädchen mit zu wenigem oder zu vielem Haar, solche, die zu geschwäzig sind, die schlechte Augen oder einen unangenehmen Namen haben, deren Vater nicht wohl bekannt ist, die irgend eine Krankheit an sich haben, alle die bruderlos sind, u. s. w. sind ausgeschlossen; es muß ein Mädchen seyn, „deren Gestalt ohne Fehl ist, die einen angenehmen Namen hat,

---

n) Sir W. Jones W. vol. III. p. 345.

welche die Glieder gefällig bewegt, wie ein Phönikopteres oder ein junger Elephant, deren Haut sanft ist u. s. w." o)

Ein Bramin oder ein Eshatriya hat nie ein Weib aus der untersten Kaste genommen, wenn er auch noch so verlegen war, ein ebenbürtiges Weib zu finden, p) also findet solche Verlegenheit doch bisweilen wirklich statt.

Ein andres Hinderniß der Heirathen scheint in der Sitte der Hindus zu liegen, daß ein älterer Bruder, der sich der Heirath enthält, auch seine Brüder davon abhält, denn ein jüngerer Bruder, der vor dem ältern verheirathet ist, wird unter die Personen gezält, die man meiden soll. q)

Die Schilderung, die der Gesezgeber von den Weibern macht, ist sehr ungünstig, unter andern sagt er: „sie sind so mannssüchtig, so unstet, so verkehrt, daß sie, wenn sie auch in dieser Welt noch so gut verwahrt werden, dennoch bald ihrem Manne abwendig werden" r) Ist dies wahr, so ist es gewiß Folge des Mangels an Freiheit, Folge der, durch die Polygamie bewirkten Erniedrigung und Verderbtheit, auf jeden Fall beweisen solche Stellen hinreichend, daß unerlaubte Vermischung der Geschlechter, ungeachtet aller Verbote gegen den Ehebruch, nicht unhäufig war. Diese leztern erstrecken sich auch nicht

o) Sir W. Iones W. vol. III. p. 120.

p) Id. p. 121.

q) Id. p. 141.

r) Id. p. 337.

auf die Weiber der öffentlichen Tänzer und Sänger und solcher Elenden, die von den Künsten ihrer Weiber leben, r) ein Beweis, daß Ausschweifungen nicht ungewöhnlich und gewissermaaßen erlaubt sind. Hiezu kommt noch, daß die Polygamie der Reichern es den Aermern oft schwer machen muß, Weiber zu erhalten, am schwierigsten muß dieses gar den Sklaven werden.

Aus allem diesen wird es wahrscheinlich, daß die zuvorkommenden Hemnisse in Indien wol nicht so ganz unwirksam seyn mögen, indeß erhielt der Hang zum Heirathen und zwar zum frühen Heirathen doch von jeher die Oberhand und zwar so sehr, daß die untern Klassen wegen ihrer ungemeinen Anzal auf die einfachste und kärglichste Kost eingeschränkt sind. Diese große Mäßigkeit und Nüchternheit ward auch nicht wenig dadurch befördert und selbst auf die höhern Klassen ausgedehnt, weil man sie allgemein für ausgezeichnete Tugenden hält. t) In der That werden die Produkte des Landes den bei weitem meisten Einwohnern in so kleinen Quantitäten zugemessen, als irgend zur Fristung des Lebens hinreichen. Unter diesen Umständen muß jeder Miswachs höchst empfindlich seyn und in Indien, dem fruchtbaren Indien, haben von jeher die fürchterlichsten Hungersläufte geherscht.

Ein Theil der Gebote des Menu bezieht sich ausdrücklich auf das, in Zeiten des Mangels zu beobachtende Betragen, jeder Klasse werden verschiedne Vorschriften

r) Sir W. Iones W. vol. III. p. 325.

t) Id. p. 153.

gegeben. Häufig ist die Rede von Braminen, die mit Hunger und Mangel kämpfen u) und mehrere ältere Tugendhelden werden erwähnt, welche unreine und gesezwidrige Handlungen begiengen, aber wegen der äußersten Noth, die sie drängte, entschuldigt werden. So heißt es z. B.

„Ajigarta, umkommend vor Hunger, vernichtete seinen eignen Sohn, indem er ihn für einiges Vieh verhandelte, dennoch machte er sich keines Verbrechens schuldig, denn er suchte nur ein Mittel gegen den jämmerlichen Hungerstod."

„Vamadeva, der wol zu unterscheiden wußte, was Recht ist und Unrecht, befleckte sich nicht dadurch, daß er, vor Hunger verschmachtend, Hundefleisch zu essen begehrte" u. s. w. v)

Wenn diese großen und tugendhaften Männer vom vornehmsten Range zu solchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen mußten, so kann man sich leicht das Elend der Aermern denken.

Solche Stellen beweisen hinlänglich, daß schon in der Vorzeit, da dies Gesezbuch verfertigt ward, Zeiten der Noth und des Mangels nicht ungewöhnlich waren, aus guten Gründen können wir annehmen, daß sie seitdem nicht seltner geworden sind. Unter andern haben wir von den Jesuiten die traurigsten Schilderungen der beiden

u) Sir W. Iones's W. c. IV. p. 165. c. X. p. 397.

v) Id. vol. III. p. 397. 398.

Hungerjahre 1737 und 1738. w) Ein andrer Jesuit sagt im Allgemeinen: „jährlich taufen wir wol gegen tausend Kinder, welche ihre Eltern nicht mehr im Stande sind, zu ernähren, oder die, dem Tode schon nahe, uns von den Müttern verkauft werden, um ihrer los zu werden." x)

Mangel und Elend wird hauptsächlich, wie sich von selbst versteht, das Loos der Sudraklasse seyn und jener noch unglücklichern Geschöpfe, die den Auswurf aller Kasten ausmachen und nicht einmal innerhalb der Städte geduldet werden. y)

Unter diesen werden ohne Zweifel allerlei Seuchen, die unvermeidlichen Folgen des Elends, die größten Verheerungen anrichten, unter ihren Kindern wird die größte Sterblichkeit herschen, und tausende dieser elenden Geschöpfe werden zu Anfang eines Misjahrs umgekommen seyn, eh noch die andern Klassen der Gesellschaft einigen Mangel spüren. Der Abbé Raynal sagt, seine Autorität aber ist mir unbekannt, daß die Landleute, sobald die Reisernte mislingt, die Hütten dieser elenden Auswürflinge in Brand stecken, ja die Fliehenden verfolgen und niederschießen, aus Furcht, sie möchten, nothgedrungen, ihren Vorrath angreifen. z)

Die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, selbst unter den mittlern und höhern Klassen, oder die Furcht,

---

w) Lettres edif. tom. XIX. p. 178.

x) Id. tom. XIV. p. 284.

y) Sir W. Jones's W. vol. III. p. 390.

z) Hist. des Indes tom. I. p. 97.

in eine niedrigere Kaste zu sinken, hat in manchen Gegenden Indiens die grausamsten Gewohnheiten veranlaßt, um einer zu zalreichen Kinderschaft zuvorzukommen. So z.B. ist es erwiesen, daß es in einem Theil der Provinz Benares allgemeine Sitte war, bei weitem die meisten neugebornen Mädchen vor Hunger umkommen zu lassen. Die Ostindische Kompagnie nöthigte diese Leute, einen Vertrag einzugehn, wodurch sie dieser unmenschlichen Sitte entsagten. a)

Auf der Küste Malabar leben die Nayrs schlechterdings ohne alle eheliche Verbindungen, das Erbrecht geht daher immer nur auf die mütterlichen Verwandten über, der Vater des Kindes wird immer als ungewiß betrachtet.

Bei den Braminen heirathet immer nur der älteste Bruder, der folgende nur im Fall der ältere keinen Sohn erzielt. Die jüngern Brüder behelfen sich damit, regellose Vermischung mit den Nayr Weibern zu treiben.

Bei den Nayrs ist es Gebrauch, daß zwei, vier oder noch mehrere Männer sich an ein Weib halten. Manche aus den untern Klassen, vorzüglich Handwerker, sind hierin dem Beispiele ihrer Obern gefolgt, mit dem Unterschiede, daß sich mehrere Brüder oder männliche Blutsverwandte mit einem Frauenzimmer begnügen, damit die Erbschaft weniger zerstreut werde. b)

Montesquieu erwähnt auch der sonderbaren Sitte der Nayrs und meint, sie sey eingeführt, um die Familienbande in dieser Kaste zu schwächen, damit sie als Krieger

---

a) Asiatic Researches vol. IV. p. 354.

b) Asiat. Res. vol. V. p. 14.

desto williger ihrem Beruf folgen möchten, ich glaube aber vielmehr, daß sie von der Furcht vor der Armut, die mit einer großen Familie verknüpft ist, herzuleiten sey, vorzüglich da, wie wir gesehn haben, auch andre Kasten diesem Beispiele folgen. c)

In Tibet ist eine ähnliche Sitte, zufolge Turners jüngstem Bericht, ganz allgemein üblich. Mr. Turner will nicht unternehmen, den Ursprung derselben mit Gewißheit anzugeben, scheint aber doch geneigt, denselben in der Furcht vor einer unverhältnißmäßigen Volksmenge, in einem wenig fruchtbaren Lande zu suchen. Mehrjährige Reisen im Orient haben ihn ohne Zweifel aufmerksam gemacht auf die Nachtheile einer unverhältnißmäßig großen Bevölkerung, so daß er wirklich einer der wenigen Schriftsteller ist, welche über diesen Gegenstand richtig urtheilen. Er drückt seine Meinung sehr kräftig aus, wenn er bei Gelegenheit der in Tibet herschenden Vielmännerei sagt: „Es ist gewiß, daß eine übermäßige Volksmenge in einem unfruchtbaren Lande das größtmöglichste Uebel ist, daß sie ewigen Krieg oder ewigen Mangel bewirken muß. Entweder die thätigsten und gescheidtesten Bürger müssen auswandern und als Krieger oder Kaufleute einem glücklichen Ungefähr nachrennen, oder sie müssen, wenn sie zu Hause bleiben, sobald einmal die Ernte misräth, verhungern. Durch diese Verkettung mehrerer Familien in ein Ehejoch ward die Zunahme der Volksmenge gehemmt und die ängstliche Verlegenheit abgewandt, die

c) Esprit des loix liv. XVI. c. 5.

nicht selten in den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens herscht und eben in den fruchtbarsten und bevölkertsten Ländern die unnatürlichsten und unmenschlichsten Gewohnheiten veranlaßte. Ich denke in diesem Augenblick an China, wo die Mütter, kein Mittel vor sich sehend, ihre zalreiche Familie zu ernähren, die Frucht ihres Leibes auf dem Felde liegen lassen, ein Verbrechen, das, wie ich sicher weiß, eben so häufig, als empörend ist." d)

Es giebt wol keinen Staat in der Welt, wo nicht dieser und jener aus Rücksicht auf seinen eignen Vortheil die Geschlechtslust unterdrückt, oder so befriedigt, daß wenig oder keine Vermehrung der Volksmenge zu erwarten ist, aber Tibet ist wol der einzige, wo die Regierung solche Gewohnheiten, die zur Verminderung der Volksmenge beitragen, befördert und auf die Verringerung derselben überhaupt ernsthaft bedacht ist.

Unter den höhern Klassen der Tibetaner ist fortdauernde Enthaltsamkeit ganz nothwendig für den, der geachtet seyn und auf höhere Staatsämter Anspruch machen will. Die Vornehmern besorgen den Gottesdienst und die Regierung, überlassen dafür gänzlich dem Ackerer die Sorge für die Fortpflanzung. Auf die Art wirken der Bevölkerung die beiden mächtigsten Triebfedern, Religion und Ehrgeiz entgegen. e) Viele bringen daher ihr Leben in betrachtender religiöser Einsamkeit hin, Klöster giebt es die Menge, sowol Männliche als Weibliche und die größte

---

d) Turners's Embassy to Tibet part. II. c. X. p. 351.

e) Id. p. 172.

Strenge herscht in beiden. Aber auch die, welche mit dem Gottesdienst nichts zu thun haben, sondern sich den Weltlichen Geschäften widmen, betreiben das Zeugungsgeschäft sehr gleichgültig. Alle Brüder, wie groß ihre Anzal, wie verschieden ihr Alter auch seyn mag, treten mit einem Weibe in Verbindung, das von dem ältesten gewählt wird, unter ihnen ist Gemeinschaft der Güter. f) In Teschoo Loomboo ward Mr. Turner aufmerksam gemacht auf eine Familie, welche aus fünf Brüdern bestand, welche sehr glücklich mit einem einzigen Weibe unter demselben Dache lebten, eine noch größere Anzal von Ehemännern möchte selten seyn, da die Familien selten zalreich sind. Uebrigens ist diese Methode nicht nur unter den Aermern, sondern auch in den reichsten Familien gewöhnlich. g)

Wie sehr diese Sitte und nächstdem die große Menge von ehelosen Geistlichen als Hemnisse der Volksvermehrung wirken müssen, ist offenbar. Nichtsdestoweniger scheint es nach Mr. Turners Bericht, daß die Volksmenge beinah noch die vorhandne Masse der Nahrungsmittel übersteigt. Dies scheint aus der ungeheuren Menge von Bettlern, vorzüglich in Teschoo Loomboo, zu erhellen. Mr. Turners Bemerkung hierüber ist so wahr und so wichtig, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier zu wiederholen.

---

f) Turner's Embassy to Tibet part. II. p. 348. 350.

g) Id. p. 349.

„So entdeckte ich in einem ruhig arbeitsamen Lande eine Masse von Armut und Müssigkeit, von der ich vorher keinen Begriff hatte. Doch meine Ueberraschung verlor sich, sobald ich mich erinnerte, daß es der unüberlegten Wohlthätigkeit nie an Bittenden fehlen kann, daß sie vielmehr stets eine größere Menge Dürftiger an sich ziehn wird, als sie möglicher Weise befriedigen kann. In Teschoo Loomboo darf kein Mensch Mangel leiden. Auf diese Gutmüthigkeit verlassen sich eine Menge Musulmänner, so knochigt und fleischigt gebaut als möglich, die ihr träges Leben durch milde Gaben hier erhalten, ja man versicherte mir, daß außer diesen nicht weniger als dreihundert Hindus Goseins und Suniaßer täglich hier von der Güte der Lamas gespeißt wurden." h)

Kapitel 12.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in China und Japan.

Die neueste Nachricht über die Bevölkerung Chinas ist so außerordentlich, daß die meisten, ungläubig, einen Irthum, etwa durch Unkunde der Sprache veranlaßt, oder geflissentliche Uebertreibung des Mandarins, den Sir Georg Staunton befragte, aus Nazionaldünkel argwöhnen,

h) Turner's Emb. p. 330.

der in andern Ländern auch nicht ungewöhnlich, doch nirgends so auffallend ist, als in China.

Beides wäre allerdings leicht möglich, auf der andern Seite aber ist es gewiß, daß Sir Georg Stauntons Bericht nicht nur nicht so gar verschieden ist, von dem, was andere zuverlässige Männer gemeldet haben, ebensowenig einen Widerspruch in sich enthält, sondern vielmehr nach den einstimmigen Versicherungen aller Reisenden von der Fruchtbarkeit und Kultur Chinas nicht so ganz unwahrscheinlich ist.

Nach Dühalde's Zeugniß ergaben unter der Regierung des Kang — hi die Register wegen des Kopfschazes 11,052,872 Familien und 59,788,364 Waffenfähige Leute, doch waren hierunter weder die Prinzen, noch die Hofbediente, noch die Mandarine, noch die verabschiedeten Soldaten, noch die Gelehrten, die Lizenziaten, die Bonzen, noch junge Leute unter zwanzig Jahren begriffen, ebensowenig waren die vielen Menschen, die auf den Schiffen und Barken leben, mitgezählt. i)

Insgemein nimmt man das Verhältniß der Waffenfähigen Mannschaft zur ganzen Volksmenge, wie eins zu vier an. Viermal 59,788,364 giebt 239,153,456, in den gewöhnlichen Berechnungen der Art sieht man aber auch schon Viele unter zwanzig Jahren als waffenfähig an, wir müßten daher einen größern Multiplikator nehmen, ferner begreifen die angeführten Ausnahmen fast alle obern Klassen der Gesellschaft und eine Menge aus den

---

i) Duhalde's Hist. of China 2 vols. fol. 1738. vol. I. p. 244.

niedrigsten. Nimmt man alles dies zusammen, so wird Dühalde's Angabe nicht so gar weit entfernt seyn von Sir G. Stauntons 333,000,000. k)

Die geringe Anzal von Familien, im Verhältniß der Waffenfähigen Leute, ist sehr befremdend, Sir G. Staunton hat uns Aufklärung darüber gegeben. In China leben oft alle Glieder einer Familie von drei Generazionen in demselben Hause. Die Schlafzimmer sind abgesondert, aber das Speisezimmer ist allen gemeinschaftlich. l) Außerdem giebts eine außerordentliche Menge von Sklaven in China, m) die natürlich mit zu der Familie, deren Eigenthum sie sind, gezält werden. Diese beiden Umstände räumen das, was anfangs in obigen Angaben im Widerspruch zu seyn scheint, hinweg.

Es wird nicht nöthig seyn, um diese außerordentliche Bevölkerung zu erklären, mit Montesquieu eine spezifische, durch das Klima begünstigte Fruchtbarkeit der Chineserinnen anzunehmen, n) folgende Thatsachen werden diese Erscheinung begreiflich machen.

Zuerst nenne ich die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens und das, allen möglichen Produkten, so günstige Klima. Man lese das weitläuftige Kapitel beim Dühalde, worin von Chinas Reichthum an Produkten gehandelt

---

k) Embassy to China vol. II. App. p. 615. 4to.

l) Id. p. 155.

m) Duhalde's China vol. I. p. 278.

n) Esprit des loix liv. VIII. c. XXI.

wird, fast Alles ohne Ausnahme, sagt er, was andere Länder hervorbringen, findet man in China, aber unendlich viele Dinge kommen demselben ausschlüßlich zu. Diesen Reichthum schreibt er sowol der Fruchtbarkeit des Erdreichs an sich, als auch dem mühsamen Fleiße der Bewohner und den unzäligen Seeen, Flüssen, Bächen und Kanälen, womit das Land bewässert wird, zu. o)

Zweitens die großen Aufmunterungen, welche seit der Stiftung des Reichs dem Ackerbau zu Theil geworden sind, wodurch die Anstrengungen des Volks auf die Erzielung der größtmöglichsten Menge von Nahrungsmitteln gerichtet worden ist. Dühalde sagt, daß nicht nur der eigne Vortheil, sondern vornämlich auch die Ehre und die Achtung, die man dem Landmann zollt, die die Kaiser selbst ihm bezeugen, die Triebfeder der unglaublichsten Anstrengungen ist. Einer der berühmtesten Kaiser ward vom Pfluge genommen und auf den Thron gesezt. Ein andrer schrieb über den Ackerbau nach eigner Erfahrung und machte wesentliche Verbesserungen. p) Ganz vorzüglich aber trug zur Hochschäzung des Ackerbaus der Kaiser Ven — ti bei, welcher 179 Jahre vor C. G. regierte. Da er sein Land durch Krieg verwüstet sah, beschloß er den Landbau zu fördern und pflügte mit eigner Hand, seinem Beispiele mußten alle Großen und Vornehmen folgen. q)

---

o) Duhalde's China vol. I. p. 314.

p) Id. p. 274.

q) Id. p. 275.

Dies soll der Ursprung des großen Festes seyn, das noch jezt jährlich mit großen Feierlichkeiten begangen wird. Zu Anfang des Frülings pflügt der Kaiser öffentlich einige Furchen, um den Landmann aufzumuntern, die Prinzen vom Geblüt und andre hohe Personen folgen ihm nach. In jeder Provinzialstadt vertritt der vornehmste Mandarin die Stelle des Kaisers. Der zu Dühaldes Zeit regierende Kaiser begieng dies Fest mit ganz außerordentlichen Feierlichkeiten und bezeugte außerdem noch auf mancherlei Weise seine Vorliebe für den Landbau durch ausgesezte Preise u. s. w. r)

Bei der Patriarchalischen Regierungsform in China, wo der Kaiser als der Vater seines Volks verehrt wird, mußten diese Auffoderungen zum Ackerbau von obenher den besten Erfolg haben. In der Chinesischen Rangordnung steht der Ackerer über dem Kaufmann und Handwerker, s) daher das allgemeine Trachten einen Fleck Landes zu besizen. Jede Spanne Landes wird zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln verwandt, da giebts keine Wiesen, keine Felder mit Futterkräutern. Die Wege nehmen wenig Land weg, sie sind so schmal als möglich, auch sind ihrer wenige, da man in der Regel auf Flüssen und Kanälen reist. Da giebts keine Gemeinländereien, die wegen Nachlässigkeit oder Eigensinn wüst liegen, keine unbebaute Jagdreviere zur Belustigung großer Eigenthümer, kein Fußbreit Landes, der möglicherweise anzubaun

r) Duhalde's China p. 276.

s) Id. p. 272.

ist, liegt brach. Unter dem günstigsten Himmelsstrich, bei dieser sorgfältigsten Bearbeitung und möglichsten Verbesserung des Landes, durch Vermischung verschiedner Erdarten, durch Bewässerung u. s. w. verstatten die meisten Aecker eine zweimalige Ernte. Wenige Hände nur werden dem Landbau entzogen, um allerlei selbstgeschaffne Bedürfnisse des Luxus zu befriedigen, selbst die Soldaten, wenn sie nicht die Wache beziehn, oder sich in den Waffen üben, baun das Feld. Endlich vermehrt man die Masse der Nahrungsmittel auch noch dadurch, daß man mehrere Arten von Thieren sowol als Pflanzen hier als eßbar betrachtet, als anderswo. t) Drittens, die außerordentlichen Aufmunterungen zum Heirathen, wodurch endlich der ungeheure Ertrag des Landes in so kleine Porzionen hat getheilt werden müssen, daß in China die Bevölkerung, im Verhältniß der Nahrungsmittel, vielleicht größer ist, als in irgend einem andern Lande in der Welt. Die Chinesen haben einen doppelten Endzweck bei der Heirath, u) erstlich damit die Opfer in dem Tempel ihrer Väter fortdauren, zweitens damit das menschliche Geschlecht sich mehre. Dühalde sagt, daß die Ehrerbietung und die Unterwürfigkeit der Kinder gegen die Eltern, die Norm nach der die Chinesische Regierung gebildet ist, auch noch nach dem Tode fortdauert, daß man fortfährt auch den verstorbnen Eltern dieselben Ehrenbezeugungen zu erweisen. Darum ist ein Vater nicht eher ruhig, als bis

t) Embassy to China, Staunton vol. II. p. 545.

u) Lettres Edif. et Cur. tom. XXIII. p. 448.

er alle seine Kinder verheirathet hat und der älteste Bruder ist verpflichtet, wenn er auch nichts von seinem Vater erbt, die jüngern zu erziehn und zu verheirathen, damit nicht die Familie aussterbe und die Vorfahren der Ehrenbezeugungen verlustig gehn, die ihnen von ihren Nachkommen gebühren. v)

Sir Georg Staunton bemerkt ganz richtig, daß jeder dringend empfohlne und lang geübte Gebrauch endlich als eine religiöse Pflicht angesehn werde, und daß in China, wo man die Heirath so betrachte, wo nur irgend eine Aussicht der Subsistenz ist, ein Paar sich einfindet. Doch nicht immer werden die Hoffnungen der Neuvermählten erfüllt, oft sehn sich die unglücklichen Eltern gezwungen, die elenden Früchte ihrer Verbindung auszusezen. w) Aber eben das Gesez, das den Eltern ihre Kinder auszusezen erlaubt, erleichtert die Heirathen und dient im Ganzen ohne Zweifel dazu, die Volksmenge zu vermehren, wie schon früher gezeigt worden. Außerdem ist die Heirath bei den Aermern noch eine Klugheitsmaasregel, da die Kinder, vorzüglich die Söhne verpflichtet sind, ihre Eltern zu unterhalten. x)

Und was sind die Folgen dieser übertriebnen Aufmunterungen zur Heirath? Theilung und wiederum Theilung des Eigenthums, wodurch wiederum die Bevölkerung sehr befördert wird. In China herscht weniger Ungleichheit

---

v) Duhalde's China vol. I. p. 303.

w) Embassy to China vol. II. p. 157.

x) Ibid.

des Vermögens als des Ranges. Das Land ist wegen der öftern Unterabtheilungen in die kleinsten Porzionen zerstückelt, die frühen Heirathen machen die Erbschaft durch Seitenverwandtschaft ziemlich selten. y) Wenige nur sind so begütert, daß sie aller körperlichen Arbeit überhoben seyn könnten, und wenn es jemandem gelingt Reichthümer zu sammeln, so pflegen sie mit der dritten Generazion schon wieder zu verschwinden. z)

Für die ärmeren Klassen hat die stete Aufmunterung zur Heirath die Wirkung, daß der Lohn der Arbeit möglichst gering bleibt, daß sie also beständig im äußersten Grade der Armut versunken bleiben. Sir G. Staunton bemerkt, daß der Arbeitslohn allenthalben so gering ist, als der nothwendigste Bedarf des gemeinen Mannes es erlaubt und daß, ungeachtet des vortheilhaften gemeinschaftlichen Haushaltens mehrerer Familien und der möglichsten Sparsamkeit, dennoch die Menge auf sehr mäßige, vegetabilische Kost beschränkt ist und selten einiges Fleisch zu schmecken bekommt. Dühalde, nachdem er die mühsame Industrie der Chinesen und ihre in andern Länder unbekannten beschwerlichen Arbeiten, um etwas mehr zu ernten, beschrieben hat, fährt fort „dennoch muß man gestehn, daß, ungeachtet der beispiellosen Anstrengung und Mäßigkeit der Chinesen, die ungeheure Menge derselben viel unvermeidliches Elend veranlaßt. Viele sind so arm, daß es ihnen durchaus unmöglich wird, ihre Kinder

y) Embassy to China vol. II. p. 151.

z) Id. p. 152.

zu ernähren, die sie dann in den Straßen liegen lassen. — — In den größern Städten wie Pekin und Canton sieht man dies sehr häufig. a)

Der Jesuit Premare schreibt seinem Freunde b) „Ich will dir eine Thatsache erzälen, welche unglaublich scheinen mag, aber nichtsdestoweniger gewiß ist. Der reichste und blühendste Staat in der Welt ist zugleich der ärmste und elendeste von allen. So groß und fruchtbar das Land auch ist, so kann es doch nicht alle seine Bewohner ernähren. Canton allein möchte wol ohne Uebertreibung eine Million Einwohner haben und wenig Meilen von hier ist eine noch größere Stadt, wer könnte alle Seelen dieser Provinz zälen und ihrer sind funfzehn, alle gleich volkreich. Die Menschenmenge ist gar zu ungeheuer, der dritte Theil davon würde kaum schon Reis genug finden, um sich recht satt zu essen. Es ist bekannt, zu welchen Fürchterlichkeiten die äußerste Noth treibt. Wer sich genau umsieht, der wird sich nicht wundern, daß in China viele Mütter ihre Kinder umbringen, oder aussezen, daß Eltern ihre Töchter für eine Kleinigkeit verkaufen, daß jeder auf seinen Vortheil bedacht ist, daß Räuber so häufig sind. Es ist vielmehr ein Wunder, daß nicht noch schrecklichere Dinge vorgehn, daß in Hungersläuften, die hier nur gar zu oft vorkommen, Hunderttausende schier verhungern, ohne solche blutige Auftritte zu erregen, als in der Europäischen Geschichte vorkommen. Man kann den Chinesischen Ar-

---

a) Duhalde's China vol. I. p. 277.

b) Lettres edif. et cur. tom. XVI. p. 394.

men nicht vorwerfen, wie den Europäischen, daß sie arbeitsscheu sind und ihren Unterhalt verdienen könnten, wenn sie sich nur anstrengen möchten. Die mühsamen Tagewerke dieser armen Leute übersteigen allen Begrif. Ein Chinese, der den ganzen Tag über gegraben hat, vielleicht bis über die Knie in Wasser stehend, ist glücklich, wenn er des Abends einen Löffel voll Reis zu essen hat und das geschmacklose Wasser trinken kann, worin er abgekocht ist. Dies ist in der Regel ihre einzige Nahrung."

Ebenso schildert Dühalde den Zustand der untern Klassen. Mag auch einige Uebertreibung stattfinden, so erhellt doch deutlich, daß die Bevölkerung von China übermäßig angewachsen ist und daß dies Uebermaaß die Quelle eines grenzenlosen Elends ist. Diejenige Volksmenge, die die Vortreflichkeit des Bodens und des Ackerbaus begründet hat, kann als wünschenswerth betrachtet werden, der Zuwachs, das Uebermaaß aber, das die beständigen Aufmunterungen zum Heirathen hinzugefügt haben, das ist vom Uebel, diese überflüßigen Menschen müssen nicht nur selbst ein elendes Leben führen, sondern sie haben auch das Glück zerstört, dessen die andern hätten genießen können.

Das Chinesische Gebiet schäzt man ungefähr achtmal so groß als Frankreich. c) Nehmen wir nun die Bevölkerung Frankreichs, seys nur zu 26 Millionen an, so giebt das achtmalgenommen 208,000,000, bedenkt man nun die drei mächtigen Ursachen der Volksvermehrung, von

c) Embassy to China vol. II. p. 456.

denen die Rede gewesen ist, so scheint es gar nicht so unglaublich, daß China 333,000,000 Einwohner haben soll d. i. daß sich die Bevölkerung von China zu der in Frankreich, nach Verhältniß des Flächeninhalts, wie drei zu zwei verhalte.

Aber die ungeheure Volksmasse in China könnte sich binnen 25 Jahren eben so leicht verdoppeln, als eine Nordamerikanische Familie, die Produktivkraft ist dieselbe, die Unmöglichkeit liegt vor Augen, wie denn, wird sie zurückgedrängt, welches sind die Formen des frühzeitigen Todes, wodurch die Volksmenge einigermaaßen im Gleichgewicht der Masse der Nahrungsmittel gehalten wird?

Ungeachtet der ungemeinen Aufmunterungen zur Heirath in China würden wir doch irren, wenn wir glauben wollten, es fände gar kein zuvorkommendes Hemniß statt. Dühalde versichert, die Zal der Bonzen betrage weit über eine Million, auch machen die gelehrten Hagestolzen eine beträchtliche Menge aus. d) Die Aermern werden gewiß, sobald irgend eine Hoffnung da ist, daß sie im Stande seyn werden, eine Familie zu unterhalten, heirathen, aber niemand wird doch gradezu auf das Gesez hinaus heirathen, das die Ermordung der Kinder erlaubt, niemand wird heirathen wollen mit der Gewißheit, seine Kinder oder sich selbst als Sklaven verkaufen zu müssen. Bei der grenzenlosen Noth unter den niedern Klassen möchte diese Gewisheit nicht selten seyn. Aber das offenbarste

---

d) Duhalde's China vol. I. p. 244.

Hemniß der Bevölkerung in China ist die Sklaverei. Eben wegen des unendlichen Elends, sagt Dühalde, giebt es ungeheure viele Sklaven in China. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Mann seinen Sohn verkauft, oder seine Frau, oder gar sich selbst und das für ein Unbeträchtliches. Am häufigsten ist es, daß sie sich auf bestimmte Zeit verpfänden, fast alle Dienstboten sind Sklaven. *) Hume, da er von der Sklaverei der Alten spricht, macht die ganz richtige Bemerkung, daß es im Allgemeinen wolfeiler seyn wird, einen ausgewachsenen Sklaven zu kaufen, als sich einen von Kind an zu erziehn. Dies scheint vorzüglich bei den Chinesen der Fall zu seyn. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß Hungersnoth gar häufig in China ist, bei der Gelegenheit wird ohne Zweifel eine Menge Sklaven für den bloßen Unterhalt feil seyn. Selten wird daher ein Herr seinen Vortheil dabei finden, seinen Sklaven die Vermehrung zu gestatten. Wir können also wol mit Recht annehmen, daß die größte Menge der Sklaven in China, wie der dienenden in Europa unverheirathet bleiben muß.

Unstatthafte Vermischung der Geschlechter scheint wenig im Gange zu seyn in China, die Weiber sind, wie es allgemein heißt, sittsam und eingezogen, Ehebruch ist selten. Einige halten sich zwar Beischläferinnen und in den größern Städten werden Verzeichnisse der öffentlichen Mädchen gehalten, aber ihre geringe Anzal entspricht blos

*) Lettres edif. tom. XIX. p. 145.

dem Bedürfniß der wenigen unverheiratheten oder von ihren Weibern entfernten Männern. f)

Verheerende Krankheiten scheinen bei weitem weniger zu herschen, als man von einem so dichtbevölkerten Lande erwarten sollte. Das Klima ist im Ganzen ungemein gesund. Indeß sind die Seuchen doch auch nicht so gar selten, als einer der Mißionarien gern glauben machen möchte, g) da mehrere andere derselben zu wiederhohlten Malen erwähnen, auch in angeführten Verordnungen der Mandarine und an die Mandarine verschiedentlich von Epidemieen die Rede ist. h)

Was die Zal der ausgesezten Kinder betrift, so ist jede Konjektur unmöglich, aber wir haben Zeugnisse von Chinesischen Schriftstellern selbst, aus denen erhellt, wie alltäglich dieser Gebrauch ist. i) Eine Stelle wird hinreichen „Wenn die zarte Frucht ohne Erbarmen ins Wasser geworfen wird, kann man da die Mütter, Mütter heißen, hat sie wirklich einem Kinde das Leben gegeben, wenn sie es ihm im Augenblick der Geburt schon raubt? Die Armut der Eltern ist Ursach dieses Verbrechens. Sie können kaum ihr eignes Leben fristen, vielweniger können sie den Aufwand eines Kindes bestreiten. Dies bringt sie zur Ver-

---

f) Embaſſy to China vol. II. p. 157.

g) Lettres edif. tom. XXII. p. 187.

h) Lettres edif. tom. XIX. p. 126. p. 100. Duhalde's China vol. I. p. 254. p. 127. p. 256.

i) Lettres edif. tom. XIX. p. 110. 111.

zweiflung, damit die ganze Familie nicht umkomme, willigt die Mutter lieber ein, ihr Kind aufzuopfern. Lange widerstrebt das elterliche Gefühl, aber endlich reift der Entschluß: wenn sie ihn irgendwo aussezten, da möchte das Schrein des Knäbleins ihr Erbarmen wecken, sie werfen es daher lieber in den Fluß, damit sie es gleich aus ihren Augen verlieren und des schnellen Todes desselben gewiß seyn können." k)

Sir G. Staunton meint, die Anzal von Kindern, die jährlich in Pekin ausgesezt werden, nach den besten Erkundigungen, die er einziehn konnte, auf ungefähr zweitausend bestimmen zu können, l) aber es ist höchstwahrscheinlich, daß diese Anzal sehr wechsle, je nach den wolfeilen oder theuren Jahren. Nach einer großen Epidemie oder einer verheerenden Hungersnoth wird die Zal ohne Zweifel gering seyn, wie das Gedränge der Volksmenge wieder zunimmt, wird sie steigen und ohne Zweifel am größten seyn, wenn ein Misjahr einfällt zu einer Zeit, wo der gewöhnliche Ertrag des Landes schon kaum hinreichend war, die zu große Volksmenge zu unterhalten.

Solche Zeiten des Mangels und des Hungers scheinen nicht selten zu seyn, Hunger ist das mächtigste Hemniß der Volksvermehrung in China, mehr als die innern Kriege und Unruhen, welche nicht selten allerdings bedeu-

---

k) Lettres edif. tom. XIX. p. 124.

l) Embassy to China. vol. II. p. 159.

tend sind. m) In den Annalen der Chinesischen Kaiser wird der Hungersläufte oft erwähnt und zwar als der wichtigsten Ereignisse, mitten unter den größten Begebenheiten und Staatsveränderungen. Sie werden veranlaßt durch zu große Dürre, übermäßigen Regen, Heuschreckenschwärme und Orkane. Eines verwüstenden Orkans gedenkt Meares und schildert die drauf folgende Noth im Jahr 1787 mit den lebhaftesten Farben. Unzälige Menschen in den südlichen Provinzen kamen um. Häufig sah man in Canton die Verhungernden mit dem Tode ringen, Mütter ihre Kinder umbringen und bejahrte Leute — aus Barmherzigkeit von den Jüngern erschlagen. n)

Der Jesuit Parennin sagt in einem Briefe an ein Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften: „eine andere Sache, die Ihnen schwer fallen möchte, zu glauben, ist, daß in China so häufig Hungersnoth herscht" o) weiterhin aber bemerkt er, daß, wenn das ungeheure Menschengedränge nicht dann und wann durch Hungersnoth gelüftet würde, China unmöglich in Ruh und Frieden leben könnte. Er bemüht sich die Ursachen dieses häufigen Mangels aufzusuchen und bemerkt zuförderst ganz richtig, daß China, wenn ein Mißjahr einfällt, von seinen Nachbarn keine Aushülfe zu erwarten hat, sondern einzig auf seine eignen Kräfte sich verlassen muß.

---

m) Annals of the Chinese Monarchs. Duhalde's China vol. I. p. 136.

n) Meares's Voyage. ch. VII. p. 92.

o) Lettres edif. tom. XXII. p. 174.

Ferner beschreibt er das Zaudern und die Betrügereien, wodurch nicht selten die Absicht des Kaisers, dieser oder jener Mangel leidenden Provinz aus den öffentlichen Kornmagazinen Hülfe zu leisten, vereitelt wird. Bald haben die obern bald die untern Beamten das Anvertraute veruntreut, da müssen Untersuchungen angestellt werden, man scheut sich dem Hofe solche unangenehme Nachrichten mitzutheilen, endlich wird es hinterbracht, da finden dann erst Versammlungen und Berathschlagungen statt, die Ausfertigung wird durch allerlei Zeremoniel verspätet u. s. w. mittlerweile haben eine Menge Menschen Zeit gehabt, Mangels halber umzukommen. Bleibt indeß die Hülfe zu lange aus, da sammeln sich Banden von Räubern in der Provinz, die mit Gewalt für ihren Unterhalt sorgen, dagegen läßt man Soldaten marschiren und immer mehr, weil man es wolfeiler findet, die Ruhe des Volks durch Soldaten, als durch Austheilung von Getreide zu sichern.

Zulezt giebt noch dieser Jesuit die große Menge von Korn, die zu starken Getränken verbraucht wird, als eine Hauptursache des häufigen Mangels an. Mehrere Schriftsteller haben dasselbe behauptet, allein dies ist ein sehr grober Irthum. Der Verbrauch des Korns zu spirituösen Getränken bewirkt gerade das Gegentheil. Jede andre Verwendung des Korns als zur Nahrung hemmt die Volksmenge, daß sie nicht den höchstmöglichsten Punkt erreiche, und da man zur Zeit der Noth die bisher, wenn man will, gemißbrauchte Quantität Korn zur Nahrung anwenden kann, so wird man daran den allerbedeutendsten Speicher haben. Wenn es einmal eingeführt ist, eine gewisse Men=

ge Getreide auf diese Weise zu verzehren, so ist es genau dasselbe, als ob man einen Theil des Landes sammt seinen Bewohnern von dem Uebrigen abgeschnitten hätte. Die Andern würden sich vollkommen so wol und so übel, als vorher befinden. In einem Mißjahr aber würde ihnen noch der Ertrag des abgesonderten Stück Landes zu Gute kommen, aber ohne die hungrigen Mäuler als Mitesser. China würde ohne seine Brennereien gewiß noch bevölkerter seyn können, aber eben so gewiß würden seine Hülfsquellen zur Zeit der Noth geringer seyn, als sie jezt sind, die Hungersläufte würden häufiger und noch viel verheerender seyn.

Japan kommt in den meisten Rücksichten so sehr mit China überein, daß es unnöthig wäre, es zum Gegenstand einer eignen Betrachtung zu machen. Montesquieu meint, es sey darum so bevölkert, weil dort mehr Mädchen als Knaben geboren würden, p) — sonderbar, wie ein Mann, der bisweilen die Grundgeseze für die Bevölkerung wolgefaßt zu haben scheint, ein andermal sich so vergessen kann. Wenn man die Vorrede zu Thunbergs Reisen nach Japan liest, möchte es äußerst schwer scheinen, die in einem Lande vorwaltenden Hemnisse der Bevölkerung aufzufinden, dessen Bewohner, wie versichert wird, in solchem Glück und Ueberfluß leben, aber im Verlauf des Werks geht dieser günstige Eindruck verloren. In Kämpfers geschäzter Beschreibung von Japan findet man hinreichenden Aufschluß über die daselbst wirkenden Hemnisse der Bevöl-

---

p) Esprit des loix. ch. XII.

ferung. Er giebt Auszüge aus zwei Japanischen Chroniken q) und da fehlt es dann nicht an verheerenden Seuchen, Hungersläuften und blutigen Kriegen. Im Allgemeinen scheint es, daß die Japanesen leidenschaftlicher sind als die Chinesen, geneigter zum Kriege und zu Ausschweifungen. In China möchte wol der Kindermord, in Japan öfterer Krieg und häufigere Unzucht der Bevölkerung nachtheiliger seyn, Krankheiten und Hungersnoth scheinen in beiden Ländern ungefähr gleich viele Opfer zu zälen.

Kapitel 13.

Von den Hemnissen der Bevölkerung bei den Griechen.

Man hat allgemein zugegeben und wirklich findet auch kein Zweifel statt, daß die gleichmäßigere Vertheilung des Eigenthums bei den Griechen und Römern, wärend der frühern Periode ihrer Geschichte und ihr besonderer Eifer für den Landbau ganz vorzüglich die Volksvermehrung befördert haben müsse. Der Ackerbau ist nicht nur, wie Hume meint, r) hauptsächlich diejenige Beschäftigung, wodurch der Unterhalt einer zalreichen Volksmenge möglich wird, er ist vielmehr die einzige, wahre Quelle ihres

q) Im zweiten Buche seiner Geschichte von Japan.

r) Essay XI. p. 467. 4to ed.

Unterhalts und alle die zallosen Handwerke und Künste der Neuern, wodurch dem Scheine nach so viele Menschen unterhalten werden, begünstigen die Volksvermehrung durchaus nicht anders, als inwiefern sie mittelbar die Vermehrung der Produkte des Ackerbaus bewirken, oder etwa zur leichtern Vertheilung derselben behülflich sind.

In solchen Ländern, wo, gewisser Umstände wegen, das Landeigenthum nur in größere Porzionen zerfallen ist, da sind diese Künste und Manufakturen unentbehrlich, damit eine beträchtliche Menge von Menschen existiren könne. Ohne dieselben würde das heutige Europa nur sparsam bevölkert seyn. Wo aber die Ländereien in recht kleine Porzionen zerschnitten sind, da kann eine starke Bevölkerung auch ohne dieselben statt haben. Das Land wird nicht nur zertheilt, sondern auch vertheilt seyn und jeder wird sich bemühn sein Eigenthum bestmöglichst zu baun, damit es recht viele Nachkommen ernähren könne.

Ein anderer Grund war die Kleinheit und Menge der Staaten zu Anfang der Griechischen und Römischen Geschichte. Wo das gemeine Wesen vielleicht nur aus zehn oder zwanzigtausend Bürgern bestand, da fühlte nothwendig jeder Einzelne den Werth seiner Anstrengungen deutlicher, jeder erkannte, daß das Wohl und die Sicherheit seines Vaterlandes, von neidischen Gegnern umringt, von der größern oder geringern Volksmenge abhieng, daß er durch Vernachlässigung seines Ackers seine Bürgerpflicht verleze. Hiedurch scheint der Ackerbau zur Genüge befördert worden zu seyn, ohne daß er der Aufmunterung durch künstliche Bedürfnisse der Reichen bedurft hätte.

Die Zunahme des Volks folgte dem wachsenden Ertrag des Landes mit zu raschen Schritten, wenn der Ueberschuß an Einwohnern nicht hinreichend durch Krieg oder Krankheit aufgerieben wurde, so versandte man ihn in Pflanzstädte. Diese Nothwendigkeit, häufige Pflanzstädte anzulegen, außerdem die Kleinheit der Staaten, welche die Sache einem jeden leicht begreiflich machte, zwang die damaligen Gesezgeber und Philosophen, auf Abwendung der, das Glück und die Ruhe der Gesellschaft so sehr gefährdenden Folgen des Misverhältnisses zu sinnen, das zwischen der Zunahme der Bevölkerung und der Nahrungsmittel stattfindet, welches unsre modernen Staatsmänner und philanthropischen Projektmacher so gänzlich aus den Augen verloren haben. Wenn wir auch die grausamen Wege, die sie einschlugen, um die Schwierigkeit zu umgehn, billig verabscheun, so können wir doch nicht umhin, ihrem Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit dem sie erkannten, wie unmöglich ihre schönsten Projekte von Republikanischer Gleichheit und Glückseeligkeit ohne vorhergehende Beseitigung dieses Grundübels wären. Die Anlegung von Pflanzstädten ist nicht immerfort möglich, je länger, desto schwieriger muß es nothwendig werden, besonders für weniger günstig gelegene Länder, einen günstigen, noch herrenlosen Fleck zur Niederlassung der Ausgewanderten zu finden. Es war daher schlechterdings nothwendig, auf andre Auswege zu denken. Wahrscheinlicher Weise war der Kindermord von den frühesten Zeiten her in Griechenland üblich gewesen. In Amerika scheint er seinen Ursprung in der Schwierigkeit zu

haben, mit der eine jagende, unstete Horde Kinder fortschleppt, ebendenselben mag er wol bei den Vorfahren der Griechen oder den ältesten Eingebornen gehabt haben. Es ist glaublich, daß Solon, als er das Aussezen der Kinder erlaubte, nur eine schon bestehende Gewohnheit genehmigte. Ohne Zweifel hatte er zwei Endzwecke vor Augen, da er diese Sitte genehmigte, zuerst den offenbaren, einer so übermäßigen Bevölkerung vorzubeugen, die allgemeines Elend und Unbehagen verursachte, zweitens aber auch den, die Bevölkerung immer der Masse der Nahrungsmittel entsprechend groß zu erhalten, indem er die Furcht einer zu zalreichen Familie, mithin das größte Hinderniß der Heirath, wegräumte. Nach den Folgen dieser Sitte in China zu schließen, haben wir Ursach zu glauben, daß der leztere Endzweck besser dadurch erreicht werde, als der erstere. Ob nun der Gesezgeber dies übersah, oder ob wirklich die Barbarei jener Zeit so groß war, daß die Eltern ohne Anstand die Ermordung ihrer Kinder der Armut vorzogen, genug, diese Methode ward verstattet, als ein Mittel, das gehörige Verhältniß zwischen den Nahrungsmitteln und den Hungrigen zu erhalten.

Von der Wichtigkeit dieses Verhältnisses und den schlimmen Folgen des Misverhältnisses, der unvermeidlichen Verweichlichung auf der einen, dem Elend auf der andern Seite, sind die Griechischen politischen Schriftsteller vollkommen überzeugt, sie schlagen daher allerlei Mittel vor, das gehörige Verhältniß daurend zu erhalten. Plato sezt die Anzal der freien Bürger und der Wohnungen in der Republik, die er in seinem Werke von

den Gesezen betrachtet, auf fünftausend und vierzig fest. Diese Zal will er unveränderlich gemacht wissen dadurch, daß jeder Hausvater, wenn er mehrere Söhne hat, einen derselben zum künftigen Besizer seines Landeigenthums bestimmt, die andern aber, wenn mehrere da sind, kinderlosen Bürgern zur Adoption überläßt. Wenn aber die Anzal der Kinder im Allgemeinen entweder zu groß oder zu gering ist, so soll die Obrigkeit solches in Betracht nehmen und Sorge tragen, daß die Zal der fünftausend und vierzig Familien nicht unerreicht bleibe, nicht überschritten werde. Dies kann auf mancherlei Weise, meint er, veranstaltet werden. Durch Ermahnungen der Aelteren, je nach den Umständen, durch Ehrenbezeugungen oder Beschimpfungen kann das Geschäft der Fortpflanzung, jenachdem es noth thue, gefördert oder gehindert werden. f) In seinem Ideal eines Gemeinwesens behandelt er diesen Gegenstand umständlicher, er schlägt vor, die ausgezeichnetsten Männer mit den ausgezeichnetsten Mädchen zu vermälen, den schlechtern Männern sollen die schlechtern Frauenzimmer zu Theil werden, die von jenen erzeugten Kinder sollen erzogen werden, die Brut der leztern nicht. An gewissen, durch die Geseze bestimmten Festtagen sollen die vorhin schon verlobten Paare feierlich verehelicht werden, aber die Anzal der Heirathen soll jedesmal von der Obrigkeit, nach Erwägung des durch Krieg, Krankheit oder andre Unglücksfälle veranlaßten

---

f) Plato de legibus lib. V.

Verlustes bestimmt werden, so, daß immer dieselbe Anzal von Bürgern dasey. Die Kinder der ausgezeichneten Bürger sollen unter öffentlicher Aufsicht von Ammen erzogen werden, denen ein eigner Bezirk der Stadt eingeräumt seyn soll, die Früchte der andern, so wie auch alle misgestaltete sollen an einem abgelegenen Orte verscharrt werden.

Er stellt ferner Untersuchungen an über das passendste Alter für die Ehe und bestimmt, als solches, das dreißigste Jahr für den Mann, das zwanzigste für das Weib. Das Weib mag gebären vom zwanzigsten Jahre bis zum vierzigsten, der Mann mag zeugen vom dreißigsten bis zum fünf und funfzigsten Jahre. Wenn ein Mann vor oder nach diesem bestimmten Alter ein Kind erzielt, so soll dies, als eben so sträflich und schimpflich geachtet werden, als hätte er solches außer der Ehe, lediglich aus Unenthaltsamkeit erzeugt. Wenn ein Mann von gesezmäßigem Alter einem Weibe von gleichfals vorschriftmäßigem Alter beiwohnt, aber ohne obrigkeitlich bestätigten Ehevertrag, dessen Nachkommenschaft soll als ungültig verworfen werden. Nach Ueberschreitung des, der Zeugung und Gebährung der künftigen Staatsbürger gewidmeten Alters verstattet Plato unbeschränkte, regellose Vermischung, doch darf kein Kind ferner erzielt werden. Sollten dennoch Früchte zum Vorschein kommen, so sollen sie ausgesezt werden, ebenso, als ob die Eltern es nicht unterhalten könnten. t)

t) Plato de Republica. lib. V.

Aus dem Gesagten erhellt deutlich genug, daß Plato die Schwierigkeiten vollkommen einsah, die aus dem Misverhältniß der Volksmenge und der Nahrungsmittel fließen. Seine vorgeschlagnen Hülfsmittel sind in der That verabscheuungswürdig, aber eben die Strenge und die Abscheulichkeit seiner Maasregeln beweißt, wie groß und schwierig er sich die Aufgabe vorstellte. Auf solche empörende Sazungen konnte ihn, außer der theoretisch eingesehenen Schwierigkeit, nur eine traurige Erfahrung von dem Nachtheil des erwähnten Misverhältnisses leiten.

Aristoteles scheint nicht weniger von der Nothwendigkeit, die Volkszunahme zu hemmen, durchdrungen zu seyn. Er bestimmt als das passendste Jahr zur Heirath das sieben und dreißigste Jahr der Männer und das achtzehnte der Weiber, auf die Art werden offenbar gar viele Weiber zur Ehelosigkeit verdammt, da es nie so viel sieben und dreißigjährige Männer geben kann, als achtzehnjährige Mädchen. Und doch befürchtet er noch eine zu große Menge von Kindern und schlägt vor, jedem Ehepaar nur eine gewisse Anzal derselben zu erlauben, den Weibern, die späterhin schwanger werden, soll man einen Umschlag bewirken. Die Männer sollen nicht länger Kinder für den Staat zeugen, als bis zum vier oder fünf und funfzigsten Jahre, weil die Früchte alter Männer ebensowol, als die der Jünglinge, unvollkommen an Körper und Geist sind. Nach dem bestimmten Alter erlaubt

er, wie Plato, regellose Vermischung, doch mit derselben Bedingung. u)

Aristoteles tadelt den Plato, daß er in seinem Ideal der Republik nicht hinreichend gesorgt habe für die Abwendung einer übermäßigen Volksmenge und beschuldigt ihn der Inkonsequenz, daß er die Anzal gleicher Loose des Besizthums festgesezt habe, ohne die Anzal der Kinder genau zu bestimmen. In einem Staat, bemerkt er ganz richtig, wo Gleichheit des Eigenthums herscht, da müssen die Geseze in Beschränkung der Anzal der Einwohner ganz vorzüglich genau seyn. In jedem andern Lande würde die Zunahme der Einwohner nur eine mehrere Vertheilung des Landeigenthums in kleinere Porzionen zur Folge haben, in Platos Gemeinwesen aber würden die Ueberzäligen gar übel daran seyn, da die Aecker in unveränderliche Loose getheilt sind. v)

Er behauptet, daß es in jedem Falle nothwendig sey, eine gewisse Anzal der Kinder zu bestimmen, nimmt aber, wie sich von selbst versteht, auf das Verhältniß der Sterblichkeit und der Unfruchtbarkeit Rücksicht. Wenn, wie gewöhnlich, Jedermann verstattet bleibe, Kinder nach Belieben zu erzielen, so sey Armut unvermeidlich, Armut aber sey die Mutter der Verbrechen und des Aufruhrs. Deswegen schlug Pheidon von Korinth, einer der ältesten politischen Schriftsteller, einen, dem Vorschlage Platons grade entgegengesezten Weg ein und beschränkte die An-

---

u) Aristotelis Opera de Republica lib. VII. c. XVI.

v) De Republica lib. II. c. VI.

zal der Einwohner, ohne das Eigenthum in gleiche Theile zu spalten. w)

Aus dem schon Angeführten erhellt, daß Aristoteles vollkommen die Nothwendigkeit einsah, der zu raschen Vermehrung des Menschengeschlechts durch scharfe Geseze Einhalt zu thun, wenn die Gleichheit der Güter Bestand haben soll, aber zuverlässig kann es keinen überzeugendern Beweisgrund gegen solche Gleichheitssysteme geben, als eben die Nothwendigkeit solcher Geseze, wie Aristoteles selbst vorschlägt.

Eine Bemerkung, die er späterhin über Sparta macht, beweißt noch deutlicher, wie er die richtigsten Begriffe vom Wesen der Bevölkerung hatte. Durch die, nicht vorsichtig genug berechneten Erbfolgegeseze war der größte Theil der Ländereien im Spartanischen in die Hände einiger Wenigen gekommen — die natürliche Folge war, daß die Zal der Einwohner bedeutend vermindert ward. Um diesem Uebel abzuhelfen und für die unaufhörlichen Kriege hinreichende Mannschaft zu haben, pflegten die Könige, vor Lykurgs Zeiten, Fremden das Bürgerrecht zu ertheilen. Aristoteles sagt sehr richtig, daß es besser gewesen wäre, wenn man mittelst gleichmäßigerer Vertheilung des Eigenthums die Vermehrung der Bürger befördert hätte. Aber die gleichmäßigere Vertheilung des Eigenthums ward durch gewisse, die Erzielung der Kinder betreffende Geseze noch erschwert. Der berühmte Gesezgeber wünschte auch Vermehrung der Bür-

w) De Repub. lib. II. c. VII.

ger, in dieser guten Absicht beförderte er das Anwachsen der Familien, drei Söhne sollten den Vater von der Nachtwache, vier aber von allen bürgerlichen Lasten befrein. Aber es ist offenbar, bemerkt Aristoteles sehr treffend, daß, solange die Vertheilung der Aecker dieselbe blieb, die Geburt mehrerer Kinder blos dazu dienen konnte, die Armut und das Elend zu vermehren. x)

Außer dem Lykurg sind aber noch gar viele Gesezgeber so verblendet gewesen, nicht zu sehn, daß die Aufmunterung zur Erzielung der Kinder, ohne für ihren gehörigen Unterhalt zu sorgen, nur eine geringe Vermehrung der Volkszal zu Wege bringt, theuer erkauft, durch bedeutende Zunahme der Noth und des Elends.

Der Gesezgeber der Kretenser hingegen y) und Solon und Pheidon und Plato und Aristoteles haben die Nothwendigkeit, die Volksvermehrung zu zügeln, als das einzige Mittel, allgemeiner Verarmung zuvorzukommen, richtig anerkannt, und da ohne Zweifel die Meinungen solcher Männer und die darauf begründeten Geseze von nicht unbedeutendem Einflusse waren, so dürfen wir wol annehmen, daß die zuvorkommenden Hemnisse, als späte Heirathen u. s. w. bei den freien Griechen nicht wenig wirksam waren.

Die direkten Hemnisse der Volksvermehrung brauchen wir nicht weit zu suchen, die Kriege, in welche diese kleinen Staaten unaufhörlich verwickelt waren, lösen schon

---

x) De Repub. lib. II. c. IX.

y) Id. c. X.

die Aufgabe. Außerdem fehlt es auch nicht an Nachrichten von verheerenden Krankheiten z. B. der Pest in Athen. Die Kriege jener Zeiten waren nicht nur ohne Ende, sondern auch außerordentlich blutig. In jenen Schlachten, wo Mann gegen Mann focht, wo Alles handgemein ward, mußten nothwendig mehrere fallen, als wenn heut zu Tage die Heere zusammenstoßen, wo der Sieg oft entschieden ist, eh der größere Theil wirklich am Kampf Antheil genommen z) hat. a)

---

z) Hume Essay. XI. p. 451.

a) Es thut mir leid, daß der Verfasser der Kolonisazionen der Griechen nur so obenhin erwähnt. Der Eindruck, den die bisherigen Kapitel, welche unausgesezt vom vielfachen Elende der Menschheit, und von der scheinbaren Nothwendigkeit desselben handeln, im Gemüt des Lesers zurücklassen, ist ohne Zweifel ein höchst unbehaglicher. Hier wäre die schönste Gelegenheit gewesen, dem düstern Gemälde eine angenehm beleuchtete Stelle einzuweben, aber es scheint fast, als wenn der Verfasser sich in Betrachtung der Schattenseite der Menschheit etwas zu sehr gefalle.

Kein Volk hat die Stufe der Bildung und des Glücks erlangt, auf der die Griechen standen, kein Volk hat sich durch so viele und solche Kolonieen ausgezeichnet. Griechenland, als glückliche Mutter im Kreise der blühenden, das Mittelmeer umkränzenden Tochterstaaten, warlich ein herzerfreuendes Schauspiel, wol einiges Lobes würdig! Nicht aus Eigennuz und Habsucht stiftete Griechenland die Pflanzstädte, nicht toller Religionseifer vertrieb die Auswandernden, nein, wie der Sohn dem glücklichen Bunde zweier Liebenden entsproßt, so giengen aus dem Schooß des

Kapitel 14.

Von den Hemnissen der Bevölkerung bei den Römern.

Der Menschenverlust in den Kriegen der kleinern Staaten in Italien, vorzüglich wärend der ersten Kämpfe Roms um die Oberherschaft, scheint noch größer gewesen zu seyn, als in Griechenland. „Es ist unbegreiflich" sagt Wallace b) „wenn man die umständliche Geschichte der Italiener in jener Periode liest, wie so zalreiche Heere immer und im-

---

glücklichen Griechenlands die Tochterstaaten hervor. Ein freies, frohes, lebendiges Leben lebten die Griechen, wo aber Freude befruchtet, da sproßt Vermehrung. Allerdings hat Malthus vollkommen recht, wenn er die Kolonisazion, sobald die Erde als Ganzes betrachtet wird, einen unstatthaften, unwegbaren Ausweg für die überfließende Volksmenge nennt, aber, wo er möglich ist, warlich da ist er der beste!

Möchte es doch Herrn Bankassessor Niebuhr gefallen, recht bald seine Geschichte der Griechischen Kolonieen herauszugeben! — sein Schriftstellerruhm, wenn er wollte, würde bald noch weiter fliegen, als sein Vater gereist ist.

Eben so ungern vermiß ich Malthus Bemerkungen über eine gewisse gar unsittliche und auffallende Sitte des vorleuchtenden Volks.

Anm. des Uebersezers.

b) A dissertation on the numbers of mankind p. 62. 8vo 1763. Edinburgh.

mer wieder aufstehn konnten, bis endlich die Römer Meister von ganz Italien wurden.“ Ebenfalls Livius bezeugt sein Erstaunen, wie die oft besiegten Volscer und Aequier immer von Neuem Heere aufbringen konnten. c) Aber diese Wunder werden sehr begreiflich, sobald wir annehmen, wie es wirklich sehr wahrscheinlich ist, daß eben durch den steten Menschenverlust im Kriege der Produktivkraft freier Lauf gelassen ward, mithin, in der That, mehr junge Mannschaft aufwuchs, als in andern Staaten, unter andern Umständen, der Fall zu seyn pflegt. Dieser rasche Anwuchs war es, ebenso wie bei den alten Germanen, der sie in Stand sezte, ihre Heere so schnell zu ergänzen, zur großen Verlegenheit künftiger Historiker.

Doch ist es glaublich, daß der Kindermord in Italien, wie in Griechenland von den ältesten Zeiten her üblich war. Ein Gesez des Romulus verbot, Kinder vor ihrem dritten Jahre auszusezen, d) also war es vorhin gebräuchlich, die Neugebornen auszusezen. Es versteht sich, daß man zu diesem Mittel nur dann seine Zuflucht nahm, wenn die Niederlagen des Kriegs noch nicht hinreichten, Raum zu machen für die Jugend, folglich diente diese Sitte, die an sich ohnstreitig die größtmöglichste Volksvermehrung hindert, unter den damaligen Umständen vielmehr die Vermehrung des Volks zu befördern.

Für die Römer selbst, welche vom Anfang ihrer Republik bis zu Ende in unaufhörliche und blutige Kriege

---

c) Lib. VI. c. XII.

d) Dionysius Halicarn. lib. II. 15.

verwickelt waren, muß der Krieg ein ungeheures Hemniß der Volksvermehrung gewesen seyn. Doch nie würde diese, wenn gleich mächtige Ursache hingereicht haben, den Mangel an Römischen Bürgern zu veranlassen, welcher August und Trajan antrieb, eigne Geseze zu geben, um zur Heirath und zur Erzielung der Kinder aufzumuntern, wenn nicht noch andre Dinge zur Entvölkerung mitbeigetragen hätten.

Als nach und nach die Gleichheit des Eigenthums, die früher einigermaaßen im Römischen Gebiet stattfand, vernichtet war und die Ländereien in die Hände einiger wenigen Großen gefallen waren, was blieb den Bürgern, die keinen Fleck mehr besaßen, ihren Unterhalt selbst zu baun, übrig? Ihre Arbeit den Reichen zu verkaufen, wie es heut zu Tage geschieht? Aber diesen Ausweg versperrte ihnen gänzlich die ungeheure Menge von Sklaven, welche der steigende Luxus immer vermehrte, durch die jedes Geschäft in der Stadt, wie auf dem Lande verrichtet ward. Wir müssen uns daher nicht über die Abnahme der Bürger wundern, vielmehr darüber, daß überhaupt noch welche, außer den Landeigenthümern, existirten. Viele hätten nun wirklich außer diesen auch nicht existiren können, wenn man nicht die sonderbare und verkehrte, vielleicht aber, bei der falschen Organisazion des Staats, nothwendige Gewohnheit gehabt hätte, unter die ärmern Bürger große Quantitäten Getraide umsonst auszutheilen. Unter Augustus genossen zweimal hunderttausend Bürger diese Wohlthat und es ist sehr wahrscheinlich, daß die meisten derselben außerdem wenig oder nichts zu leben hatten. Man

hat Ursach zu glauben, daß jeder Erwachsene eine Porzion erhielt. Die Porzion aber war zu wenig für eine Familie und zu viel für einen Einzelnen. e) Dies Geschenk erlaubte also nicht die Vermehrung, und die Art, wie Plutarch von der Sitte, die Kinder auszusezen, spricht, f) läßt vermuten, daß eine Menge derselben troz dem jus trium liberorum zu Grunde gerichtet wurde. Dasselbe giebt Tacitus deutlich genug zu verstehn. g) Wie konnte dies Gesez etwas fruchten bei Leuten, die so gänzlich aller Hülfsmittel und aller Gelegenheit, sich etwas zu verdienen, beraubt waren, daß sie kaum ihr eignes Leben fristen, geschweige denn ein Weib und drei Kinder ernähren konnten. Hätte man die Hälfte der Sklaven aus dem Lande gejagt und die Bürger mit dem Landbau oder in Manufakturen beschäf-

---

e) Hume Essay XI. p. 488.

f) De amore prolis.

g) De moribus Germanorum 19.
Wie sehr die Geseze, welche die Heirathen und die Erziehung der Kinder befördern sollten, verachtet wurden, erhellet unter andern aus einer Rede des Minucius Felix in Octavio, cap. 30. „Vos enim video procreatos filios nunc feris et avibus exponere, nunc adstrangulatos misero mortis genere elidere, sunt, quae in ipsis visceribus medicaminibus epotis originem futuri hominis extinguant et parricidium faciant, antequam pariant."
Dies Verbrechen war so alltäglich in Rom, daß selbst Plinius es zu entschuldigen versucht, „quoniam aliquarum fecunditas plena liberis tali venia indiget." Lib. XXIX. c. IV.

tigt, da hätte man seinen Zweck, die Zal der Römischen Bürger zu vermehren, sichrer und schneller erreicht, als durch tausend Geseze, die in gar schönen Worten zur Ehe und Erzeugung der Kinder aufmuntern.

Das jus trium liberorum und die andern Geseze der Art mögen höchstens bei den Vornehmern und Reichen etwas Weniges bewirkt haben, wie denn wirklich auch die versprochnen Belohnungen, die fast nur in gewissen Privilegien bestanden, hauptsächlich für diese Klasse berechnet zu seyn scheinen. Aber lasterhafte, der Bevölkerung nachtheilige Gewohnheiten aller Art h) scheinen um diese Zeit so vorherschend gewesen zu seyn, daß schwerlich irgend ein korrigirendes Gesez etwas ausrichten konnte. Montesquieu bemerkt sehr wahr: i) „das überhandnehmende Sittenverderbniß vernichtete das Amt eines Censors, welches errichtet war, dem Verderbniß der Sitten zu steuern. Denn, wo das Sittenverderbniß allgemein wird, da wird der Tadel ohnmächtig."

Vier und dreißig Jahre, nachdem das Gesez des Augustus, die Heirathen betreffend, durchgegangen war, verlangten die Römischen Ritter die Aufhebung desselben; es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß die Zal der unverheiratheten die der verheiratheten bei weitem übertraf, ein-

h) Sed jacet aurato vix ulla puerpera lecto,
Tantum artes hujus tantum medicamina possunt.
Quae steriles facit, atque homines in ventre necandos
conducit. Iuvenal. sat. VI. 593.

i) Esprit des loix liv. XXIII. c. 21.

sprechender Beweis, wie wenig jenes Gesez gefruchtet hatte.

In den meisten Ländern scheinen die der Bevölkerung hinderlichen, lasterhaften Gewohnheiten eher eine Folge, als eine Ursache der seltnen Heirathen zu seyn, in Rom dagegen scheint wirklich die Verderbtheit des Charakters das eigentliche Hinderniß der Heirathen, wenigstens unter den Vornehmern, gewesen zu seyn. Es ist unmöglich, die Rede des Censors Metellus Numidikus ohne Widerwillen und Ekel zu lesen „Wenn es nur möglich wäre" sagt er, „so möchten wir uns dieses Uebels gern mit einem male entladen. Da aber die Geseze der Natur schlechterdings so sind, daß wir weder glücklich mit ihnen leben, noch unser Geschlecht ohne sie fortpflanzen können, so müssen wir auf unsre fortdauernde Sicherheit mehr Rücksicht nehmen, als auf die vorübergehenden Vergnügungen." k)

Geseze, welche gradezu Heirathen befördern sollen, wenn sich nicht die Religion mit hineinmischt, wie z. B. in China, verfehlen fast allemal ihres Zwecks und zeugen im Allgemeinen nur von der Unwissenheit dessen, der sie gab; die scheinbare Nothwendigkeit derselben beweißt aber allemal einen hohen Grad der moralischen und politischen Verderbtheit; ebenda, wo man dergleichen Verordnungen am lautesten predigt, herschen zuverlässig, nicht nur die ärgsten Ausschweifungen, sondern auch politische Einrichtungen, welche der Bevölkerung höchst ungünstig sind.

---

k) Aulus Gellius lib. I. c. 6.

Darum kann ich nicht umhin, Wallace beizupflichten, wenn er Hume's Meinung, daß die Römische Welt wol am meisten, wärend des langen Friedens unter Trajans und der Antonine Regierung bevölkert gewesen sey, verwirft. 1) Es ist ausgemacht, daß der Krieg, wenn er auch vielen Menschen das Leben kostet, solange die Industrie nur im Lande rege bleibt, dasselbe nicht entvölkert und daß der Friede die Volksmenge nicht vermehrt, wenn die Leute ihren Unterhalt nicht finden können. Die Erneuerung der, die Beförderung der Heirathen beabsichtigenden Geseze unter Trajan beweißt, daß lasterhafte Gewohnheiten fortdauernd herschten, daß die Industrie fortwährend schmachtete, scheint überhaupt unverträglich mit der Annahme einer bedeutenden Zunahme der Volksmenge zu seyn.

Vielleicht wird man die Frage aufwerfen, ob denn nicht die ungeheure Menge der Sklaven den Abgang an Römischen Bürgern ersezte, aber wir wissen, daß die Arbeiten dieser Sklaven zu wenig auf den Ackerbau gerichtet waren, als daß eine starke Bevölkerung möglich gewesen wäre. Mit Ausnahme einiger Provinzen ist der allgemeine Verfall des Ackerbaus in jenen Zeiten unläugbar. Die verderbliche Gewohnheit, eine große Menge Getraide einzuführen und unter die Dürftigen umsonst auszutheilen, versezte dem Römischen Ackerbau einen Stoß, von dem er sich in der Folge nie wieder erhohlte. Hume bemerkt „wenn die Römischen Schriftsteller darüber klagen, daß Italien,

1) Dissertation Append. p. 247. Essay XI. p. 505.

welches früher Getreide ausführte, jezt seinen Provinzen das tägliche Brod verdanke, so schreiben sie diese Veränderung niemals der Zunahme der Einwohner, sondern der Verminderung des Ackerlandes und dem nachlässigern Landbau zu." m) An einem andern Ort sagt er, „alle Schriftsteller erzälen uns, wie die Sklaven unaufhörlich aus den entferntern Provinzen, vorzüglich aus Syrien, Cilicien, Kappadocien, aus Thrazien und Egypten nach Italien hinströmten und doch nahm die Volksmenge in Italien nicht zu, doch findet man stete Klagen über das Sinken der Industrie und des Ackerbaus." n) Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß der Friede unter Trajan und den Antoninen so schnell den Geist und die Sitten des Volks geändert haben sollte, daß eine beträchtliche Veränderung in der dadurch bedingten Bevölkerung hätte vor sich gehn können.

Was die Sklaven betrift, so kann es keinen unzweideutigern Beweiß geben, wie sehr die Sklaverei der Bevölkerung eines Landes, in dem sie vorherscht, nachtheilig seyn müsse, als die Nothwendigkeit der steten Zufuhr. Diese offendaliegende Nothwendigkeit enthält zugleich die gänzliche Widerlegung einer Behauptung des Wallace, daß nämlich die Sklaven der alten Welt die Fortpflanzung besser beschafft hätten, als es heut zu Tage die untersten

---

m) Essay XI. p. 504.

n) Essay XI. p. 433.

Menschenklassen thun. o) Es ist wahr, was er anführt, daß die meisten unsrer Tagelöhner unverheirathet bleiben, daß die Sterblichkeit unter den Kindern dieser Leute besonders groß ist, u. s. w. nichtsdestoweniger möchte schwerlich der Fall aufzuweisen seyn, wo die untern Klassen der Gesellschaft, wenn sie ihrer Freiheit genießen, sich nicht immer so stark vermehrt hätten, daß sie so viel Hände, als verlangt werden, liefern könnten.

Um einzusehn, wie der Zustand der Sklaverei der Bevölkerung besonders nachtheilig sei, warum beständige neue Zufuhr derselben nöthig sei, müssen wir, nach Wallace und Hume's Beispiel, einen Vergleich der Sklaven und des Viehs anstellen. Wallace macht diesen Vergleich in der Absicht, zu beweisen, daß es das Interesse des Herrn sei, für seine Sklaven und deren Kinder Sorge zu tragen, p) Hume, um zu beweisen, daß es in der Regel der Vortheil der Herren seyn werde, die Fortpflanzung der Sklaven nicht zu gestatten. Wenn Wallace recht hätte, so würde die vorhandne Anzal der Sklaven sich gemächlich immer selbst ergänzt haben, da aber dies nicht der Fall war, so ist Hume's Behauptung schon erwiesen. „Einen Knaben in London zu erziehn, bis er dienstfähig wäre, würde weit theurer kommen, als einen jungen Mann von demselben Alter in Schottland oder Irland zu

o) Dissert. on the numbers of mankind p. 91.

p) Id. p. 89.

kaufen, wo er in einer elenden Hütte, mit Lumpen bedeckt, bei Gerstenbrod und Kartoffeln groß geworden wäre. In den reichern, bewohntern und theurern Provinzen würde also jeder Herr die Schwangerschaft seiner Sklavinnen zu verhindern suchen und die Frucht vor oder bald nach der Geburt vernichten.“ q)

Außerdem führt Wallace selbst an, daß die Zal der Sklaven, die der Sklavinnen bei weitem überstieg, r) wodurch die Vermehrung derselben denn noch mehr erschwert werden mußte. Es ist daher klar, daß bei den Römischen und Griechischen Sklaven das zuvorkommende Hemniß vorzüglich stattfand, außerdem aber werden die direkten Hemnisse auch nicht gering gewesen seyn bei Menschen, die den häufigsten Mishandlungen ausgesezt waren, wahrscheinlich nur kärglich genährt wurden und oft in großer Anzal in ungesunden, nicht selten unterirdischen Arbeitshäusern oder Gefängnissen zusammengepreßt saßen. s)

Wenn es gleich ausgemacht ist, daß die Sklaverei der Volksvermehrung äußerst ungünstig ist, so ist damit noch gar nichts gegen die absolut große Bevölkerung eines Landes, in dem die Sklaverei herscht, erwiesen, noch

q) Hume essay XI. p. 435.

r) Append. to dissert. p. 182.

s) Hume essay XI. p. 430.

weniger ist dadurch die wichtige Frage entschieden, ob die Welt zur Zeit der Griechen und Römer oder heutiges Tages bevölkerter sei. Wir wissen, daß einige Provinzen eine große fortwährende Ausfuhr von Sklaven ertragen konnten, ohne entvölkert zu werden, wenn diese Sklaven aber genau nur in dem Verhältniß, wie man ihrer Arbeit bedurfte, nach Italien u. s. w. eingeführt wurden, so kommt die Frage nach der Bevölkerung Italiens, so gut wie die nach der Volksmenge der heutigen Staaten auf die Frage zurück: wie vielen Menschen kann das Land Arbeit und Unterhalt geben? Mag daher Sklaverei stattfinden oder nicht, der Saz bleibt unerschütterlich, daß ein Bezirk Landes, nur sei er von dem Umfange, daß er einige Breite und Ausgleichung der Ein- und Ausfuhr, des Luxus und der Mäßigkeit erlaubt, allemal nach dem Maß der Nahrungsmittel, die produzirt werden, bevölkert ist. Und keine, weder moralische noch physische Ursache, sie müßte denn mit ganz seltner Wut wirken, t) kann die Volksmenge beträchtlich und dauernd affiziren, als, inwiefern sie die Produzirung und Vertheilung der Nahrungsmittel modifizirt.

Diejenigen, welche den Streit über die größere Bevölkerung der ältern oder neuern Staaten führten, haben

---

t) Solche seltne Ausnahmen sind etwa: das beispiellos ungesunde Batavia, die grenzenlosen Ausschweifungen der Römer zur Zeit der Kaiser und der Otahiter. Solcher Ausnahmen giebt es aber wirklich wenige.

diesen Punkt nicht gehörig gewürdigt, sie haben allerlei physische und moralische hindernde und befördernde Momente gegeneinander vorgebracht, welche an sich keinen Schluß, für oder wider erlauben. Beiden Partheien scheint es völlig entgangen zu seyn, daß, je größer der Ertrag und die Bevölkerung eines Landes wirklich schon ist, desto geringere Wahrscheinlichkeit für die fernere Zunahme derselben stattfindet, mithin desto mehr Hemnisse thätig seyn müssen, um die Volksmenge der stillstehenden oder doch nur langsam zunehmenden Produktenmasse gemäß zu reguliren. Wo wir also auf solche Hemnisse stoßen, da gilt der Schluß noch gar nicht auf die absolute Volksmenge. Darum irren z. B. Hume u) und Wallace, v) wenn sie die, den Alten unbekannten Blattern und andre Krankheiten als ein Argument für oder wider die absolute Größe der Bevölkerung betrachten. Nicht weniger irrt Wallace, wenn er die Geseze der Alten, welche zur Heirath aufmuntern, zu Gunsten der Meinung anführt, die ältern Staaten sind volkreicher gewesen als die gegenwärtigen. Eben die Nothwendigkeit solcher Geseze beweißt vielmehr den Mangel als den Ueberfluß an Einwohnern. In einem gedrängtbewohnten Lande wird es keinem Gesezgeber einfallen, zur Erzeugung der Kinder aufzumuntern. Manche Säze, die Hume in diesem Streit aufstellt, sind nicht minder aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet. Er

---

u) Essay XI. p. 425.

v) Dissert. p. 80.

räumt ein, daß die Menge der männlichen und weiblichen Bedienten heut zu Tage, die meistens unverheirathet bleiben, gegen die stärkere Bevölkerung des heutigen Europas spreche. Aber grade das Gegentheil ist wahrscheinlicher. Wenn die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, sehr groß ist, mithin viele Menschen Hagestolzen bleiben müssen, so schließen wir sehr richtig, daß die Bevölkerung stille stehe, durchaus aber folgt nicht daraus, daß die Bevölkerung nicht absolut groß sei, denn die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, kann grade von der übergroßen Volksmenge verursacht werden, wiewol sie ebensogut in einem noch sparsam bevölkerten Lande, dessen Ertrag still steht, stattfinden kann. Das Verhältniß der unverheiratheten Personen zur ganzen Volksmenge kann uns anzeigen, ob dieselbe zunehme, stillstehe oder abnehme, berechtigt aber zu keinem Schluß auf die absolute Größe derselben. Und selbst das erstere läßt sich nicht immer gewiß behaupten. In manchen südlichen Ländern heirathet fast Alles und sehr früh, wenig oder keine Jungfraun verjähren und doch ist die Bevölkerung vielleicht gering. In diesem Falle wird die Abwesenheit des zuvorkommenden Hemnisses durch die besondere Heftigkeit dieses oder jenes direkten Hemnisses aufgewogen. Die Summe aller zuvorkommenden und direkten Hemnisse würde ohne Zweifel den richtigen Maßstaab zur Schäzung der wirklichen Volksmenge abgeben, diese läßt sich aber nie erwarten und aus zwei oder drei Datis auf die affektive Volksmasse zu schließen, ist höchst unsicher, da so oft ein Moment durch ein andres aufgewogen wird. Was

die Geburts- oder Sterbelisten affizirt, affizirt die Mittelzal der Einwohner nicht immer, was aber die Masse der Nahrungsmittel oder die Vertheilung derselben ändert, das zieht unfehlbar ein Steigen oder Fallen der Volksmenge nach sich und solche Data sind die einzigen, außer bestimmten Zälungen, welche zu sichern Resultaten führen.

Alle Hemnisse der Volksvermehrung, welche in der bisherigen Uebersicht menschlicher Gesellschaften betrachtet worden sind, lassen sich offenbar zurückführen auf moralische Enthaltsamkeit, auf Laster und Elend.

Moralische Enthaltsamkeit — es wäre zu gewagt, den Einfluß derselben ganz und gar läugnen zu wollen — scheint freilich am wenigsten wirksam gewesen zu seyn. Die andere Klasse der zuvorkommenden Hemnisse, lasterhafte Gewohnheiten nemlich, sind allerdings in der spätern Periode der Römischen Geschichte und in noch einigen andern Ländern von nicht unbeträchtlichen Folgen gewesen. Das meiste haben die direkten Hemnisse zur Mäßigung der allzugroßen Produktivkraft beigetragen. Unter diesen behauptet den Vorrang der Krieg, darnach mögen Hungersnoth und Seuchen kommen.

In den meisten der bisher betrachteten Länder scheint die Volksmenge selten so genau, wie sie sollte, Schritt gehalten zu haben mit dem sichern, mittlern Ertrag an Lebensmitteln, vielmehr immer von einem Extrem zum andern geschwankt zu haben. Stark gezeichnet ist die Diffe-

renz der Zeiten des Mangels und des Ueberflusses, wie sich von weniger zivilisirten Völkern nicht anders erwarten läßt.

Zweites Buch.

Versuch
über die
Bedingung und die Folgen
der
Volksvermehrung.

Zweites Buch.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in den verschiednen Staaten des heutigen Europas.

Kapitel I.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Norwegen.

Bei der Betrachtung der jezigen Europäischen Staaten kommen uns die Geburts- Sterbe- und Heirathslisten zu statten, aus denen sich, wenn sie vollständig und genau sind, mit ziemlicher Gewißheit schließen läßt, ob die zuvorkommenden oder die direkten Hemnisse die Oberhand haben. Die Europäischen Nazionen stehn in mancher Rücksicht so ziemlich in denselben Verhältnissen, man darf daher einigermaßen übereinstimmende Resultate der Listen in verschiednen Ländern erwarten. Die meisten politi-

schen Rechner sind aber in die größten Irthümer verfallen, wenn sie eine feste Norm für das Verhältniß der Gebornen und Gestorbenen, als durchgängig gültig annahmen, bei genauerer Untersuchung erhellt vielmehr, daß hierin die bedeutendsten Abweichungen stattfinden, je nach der Verschiedenheit der Länder, der Provinzen und solcher Umstände, deren Abänderung in der Macht des Menschen steht. Norwegen hat seit beinah hundert Jahren ungemein wenig Menschen durch Krieg verloren, das Klima ist vorzüglich gesund, Epidemieen kommen äußerst selten vor und die mittlere Sterblichkeit ist geringer als in den meisten andern Europäischen Ländern. Es stirbt den als genau anerkannten Listen zufolge jährlich der acht und vierzigste Mensch. a) Und doch scheint die Volkszunahme in Norwegen nie mit raschen Schritten vor sich gegangen zu seyn. In den lezten zehn oder funfzehn Jahren hat sich die Volksmenge ziemlich schnell gehoben, bis dahin aber muß die Bevölkerung nur langsam zugenommen haben, wir wissen, daß dies Land schon frühzeitig bewohnt war, doch betrug 1769 die Zal der Einwohner nur 723,141. b)

Bevor wir noch die Organisazion Norwegens betrachtet haben, dürfen wir überzeugt seyn, daß die zuvorkommenden Hemnisse, eben weil die direkten so gering sind,

---

a) Thaarups Statistik der Dänischen Monarchie. Theil 2. S. 4. Die Russischen Sterblisten, es ist wahr, geben ein noch geringeres Verhältniß an, aber sie sind schwerlich vollkommen genau.

b) Id. S. 5.

vorzüglich wirksam seyn müssen, in der That finden wir in den Registern auch nur eine Heirath auf 130 Menschen angegeben, welches, die Schweiz ausgenommen, in allen andern Ländern ein unerhört geringes Verhältniß ist.

Zu dieser Seltenheit der Heirathen hat unter andern die bis vor kurzem noch übliche Methode der Rekrutenaushebung nicht wenig beigetragen. Alle Söhne der Pächter sowol, als der Tagelöhner in Dännemark und Norwegen sind dienstpflichtig. Vorhin durften die Offiziere die Bauern ausheben, jung oder alt, wie es ihnen gut dünkte, insgemein aber zogen sie die fünf und zwanzig bis dreißigjährigen vor. Wer einmal in Dienst genommen war, durfte nicht heirathen ohne einen Schein des Pfarrers, daß er vermögend genug sey, Weib und Kind zu unterhalten, dann kam es doch noch auf die Erlaubniß des Offiziers an. Die Schwierigkeit und nicht selten die Kostspieligkeit, diesen Schein und die Erlaubniß zu erhalten, hielt die meisten, wenige sehr Wohlhabende ausgenommen, ab, sich vor Ablauf ihrer zehn Dienstjahre zu verheirathen. Jeder war dienstpflichtig bis ins sechs und dreißigste Jahr, die Offiziere nahmen die ältesten am liebsten, mithin dauerte es oft sehr lange, bis einer sich ruhig verheirathen konnte.

Obgleich der Pfarrer durch kein Gesez berechtigt war, den Nichtgezognen die Trauung zu verwehren, so scheint es doch, daß ihm dies Recht durch Gewohnheit eingeräumt

---

e) Im Sommer 1799 machte ich eine Exkursion nach Norwegen, daher hie und da etwas Spezielleres über dies Land.

war, nicht selten weigerte er sich, ein Paar zu traun, das nicht hinlängliche Aussicht hatte, eine Familie unterhalten zu können. Jezt sind alle Hindernisse der Art aus dem Wege geräumt, jeder darf heirathen, wenn er mag, ohne besondere Einwilligung des Geistlichen oder des Offiziers, bei der Aushebung werden zuerst die jungen Leute von zwanzig Jahren, dann die von zwei und zwanzig und so weiter, wenn es erfoderlich seyn sollte, in Anspruch genommen.

Die Offiziere sind mit dieser Veränderung nicht wol zufrieden, sie sagen, der Norweger sei im zwanzigsten Jahre noch nicht ganz tüchtig zum Soldaten. Viele meinen auch, die Bauern würden jezt zu früh heirathen und mehr Kinder erzeugen, als das Land ernähren könne.

Aber abgesehn auch von dem Militairwesen, so finden in Norwegen noch besondre, mächtige Hemnisse der frühen Heirathen statt. Es giebt keine große Manufakturstädte, die den Ueberschuß der Bevölkerung auf dem Lande an sich ziehn könnten, jedes Dorf produzirt für sich selbst Hände genug und fast mehr noch, als es bedarf, mithin darf sich niemand von Auswanderung Hülfe versprechen. Der Norwegische Bauer bleibt daher, wenn sich nicht eben günstige Gelegenheit darbietet, das Land gänzlich zu verlassen, in der Regel in dem Dorf, worin er geboren war, da aber alle Stellen nur langsam erledigt werden, wegen der geringen Sterblichkeit, so sieht er sich oft genöthigt, geraume Zeit zu warten, bis er in eine Lage versezt wird, die ihm erlaubt, Familienvater zu werden.

In Norwegen gehört zu jedem Hofe eine verhältnißmäßige Anzal verheiratheter Taglöhner, Käthner oder Häusler, sie erhalten eine Hütte und ein Stück Land, das freilich nicht ganz zum Unterhalt einer Familie hinreicht, wofür sie verpflichtet sind, so oft sie verlangt werden, für einen bestimmten, niedrigen Taglohn zu arbeiten. Wo nicht die Nähe einer Stadt oder die Seeküste andere Erwerbquellen bietet, da ist die Erledigung einer solchen Hütte fast die einzige Aussicht für einen heirathslustigen Mann. Wegen der geringen Anzal der sehr zerstreuten Einwohner und wegen der Einförmigkeit der Arbeiten liegt die ganze Sache einem jeden klar vor Augen, ein jeder ist gedrungen von der Nothwendigkeit, seine Heirathslust zu bezwingen, so lange, bis sich eine solche Vakanz darbietet. Wollte er sich auch verleiten lassen, sich ein Haus aufzuschlagen, an Holz fehlt es nicht, so würde ihm doch schwerlich der Gutsbesizer, der vorhin schon eine hinreichende Menge Arbeiter auf seinem Gute hatte, ein Stück Land dazu geben, ein paar Monate im Sommer würde er allenfalls noch Beschäftigung finden, aber der Gewinn dieser Zeit würde doch nicht hinreichen, eine Familie das ganze Jahr zu unterhalten. Ohne Zweifel waren es solche Niederlassungen aufs Gerathewol, denen der Pfarrer seine Einwilligung zu versagen pflegte.

Die jungen Leute müssen daher auf den Höfen unverheirathet dienen, bis eine Käthnerstelle offen kommt, wirklich scheint in Norwegen im Allgemeinen eine unverhältnißmäßige Menge von Knechten und Mädchen zu seyn. Die Arbeit wird wenig oder gar nicht in verschiedne Zweige

getheilt. Man braut, backt und wäscht nicht nur zu Hause, sondern man schlachtet auch, buttert, macht Käse, spinnt und webt Flachs und Wolle u. s. w. Selbst in den größern Städten, wie Christiania und Drontheim wird kein Markt gehalten. Es ist außerordentlich schwer, ein Stück frisches Fleisch zu bekommen und ein Pfund frische Butter ist nirgends, auch nicht im Sommer für Geld zu erhalten. Von Zeit zu Zeit werden Jahrmärkte gehalten, hier muß denn jeder sich versorgen, da in der Zwischenzeit durchaus kein Kleinhandel stattfindet. Dies ist eine außerordentlich unbequeme Sache für die Reisenden sowol, als für diejenigen Bewohner der Städte, die nicht selbst Landgüter besizen. Aber auch die Frauen der begüterten Kaufleute klagen, daß es ungemein beschwerlich sei, einer Norwegischen so verwickelten Haushaltung vorzustehn.

Diese Einrichtung erfodert natürlich eine große Menge Dienstbothen, die man überdies nicht wegen ihrer Thätigkeit rühmen will. Daher sind auf jedem Hofe zwei und dreimal so viel Knechte als verhältnißmäßig in England und es ist nicht selten, daß ein Bauer, der in seinem Aeußern nicht von seinen Taglöhnern zu unterscheiden ist, einen Haushalt von zwanzig Personen hat, seine Familie mitgerechnet.

In volkreicheren Ländern liegt die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, bei weitem nicht immer so am Tage, als hier in Norwegen. Jeder denkt, daß er eben soviel Wahrscheinlichkeit hat, seinen Unterhalt zu finden, als sein Nachbar, daß er es, wenn es hier nicht glückt,

anderswo versuchen kann und heirathet aufs Gerathewol. Nur zu oft geschiehts dann, daß der auf diese Art erzeugte Ueberschuß an Menschen durch die direkten Hemnisse, durch Elend und Krankheit, wieder umkommt. In Norwegen ist die Lage der Dinge einem jeden anschaulicher. Auf dem Lande fällt es jedem in die Augen, daß nur eine erledigte oder neuangelegte Käthnerstelle eine Heirath verstattet, wer diese erlangt, der heirathet, wer keine erhalten kann, bleibt Junggeselle. Ebenfalls in den Städten ist die Volksmenge so gering, daß niemand sich leicht in der Hoffnung, auf diese oder jene Weise sein Auskommen zu finden, verrechnen kann. So wird hier zu Lande ein Uebermaaß der Bevölkerung verhütet, das anderswo immer wieder von Neuem zerstört werden muß.

Mit Zuversicht darf man behaupten, daß eben das Vorherschen der zuvorkommenden Hemnisse, die aus der Organisazion der Gesellschaft überhaupt und besonders noch aus dem Rekrutirungssystem entspringen, ganz vorzüglich dazu beigetragen hat, daß die untern Klassen in Norwegen es so gut haben, als man schwerlich nach der Natur des Bodens und des Klimas erwarten sollte. An der Küste, wo wegen der vielversprechenden Fischerei die zuvorkommenden Hemnisse weniger herschen, da ist das Volk sehr arm und elend und lebt ohne Vergleich schlechter, als die Bauern im Innern des Landes.

In dem größten Theil von Norwegen ist der Boden schlechterdings unfähig, Korn zu tragen, außerdem ist der häufige, plözliche Wechsel der Temperatur höchst nachtheilig. Gegen Ende August rechnet man drei schlimme

Nächte, die man die eisernen zu nennen pflegt, weil sie nicht selten die Hoffnung det Ernte vereiteln. In solchen Fällen müssen unstreitig die Aermern Noth leiden, es giebt aber fast keine Taglöhner außer den erwähnten Käthnern, die alle einiges Vieh halten und auf den Winter etwas Vorrath an Käse, Butter, gesalzenem Fleisch, Fisch und Speck anschaffen können, wodurch denn die traurige Nothwendigkeit, die innere Fichtenrinde unters Brod zu mischen, ziemlich gemildert wird. In den Monaten kurz vor der Ernte pflegt der Kornmangel am dringendsten zu seyn, aber um diese Zeit geben die Kühe schon Milch und jeder Käthner hat ihrer wenigstens zwei oder drei, oft gar fünf oder sechs. Im Sommer 1799 schienen mir die Norweger wol genährt und behaglich, wärend ihre Nachbarn, die Schweden, schier verhungerten, ja es war mir auffallend, daß die Söhne der Bauern und der Käthner größer und fetter waren und bessere Waden hatten, als solche Kinder in England.

Ebenfalls muß die geringe Sterblichkeit in Norwegen ohne allen Zweifel nicht weniger dem Vorherschen der zuvorkommenden Hemnisse der Volksvermehrung als dem besonders gesunden Klima zugeschrieben werden. Allenthalben findet die größte Sterblichkeit unter den jüngsten Kindern statt, wenn nun in Norwegen die Anzal der Kinder im Verhältniß der ganzen Volksmenge besonders klein ist, so muß das Verhältniß der Sterblichkeit für das ganze Land geringer ausfallen, abgesehn von der größern oder geringern Salubrität.

Man wird vielleicht einwenden und nicht mit Unrecht, daß die Sterblichkeit in Norwegen vorzüglich darum so gering sei, weil hier wenig und nur unbedeutende Städte sind und weil wenig Menschen mit ungesunden Manufakturarbeiten beschäftigt sind. In manchen vornemlich Ackerbau treibenden Dörfern anderer Länder ist die Sterblichkeit eben so gering, ungeachtet keine solche zuvorkommenden Hemnisse stattfinden. Hier muß man sich erinnern, daß in diesem Fall die Liste eines Dorfs allein genommen wird, statt daß in Norwegen das Verhältniß von 1 zu 48 aus den Listen des ganzen Landes genommen ist. Der Ueberschuß an Einwohnern in diesen Dörfern wird durch stete Auswanderung in die Städte absorbirt, mithin sind die Todtenregister unvollständig. Aber die Norwegischen Sterbelisten sind ganz allgemein und es ist klar, daß wenn zu viele Kinder geboren würden, eine größere Sterblichkeit auf dem einen oder andern Wege einreißen müßte. Wenn sie nicht verhungerten, würden sie durch Krankheiten umkommen müssen, denn es ist gewiß, daß elende und kärgliche Nahrung auch in Ländern, wo die gesundeste Luft herscht, Krankheiten und Tod veranlaßt. Wenn daher keine ungewöhnlichen Auswanderungen stattfinden, auch keine neue Nahrungsquellen im Lande selbst eröffnet werden, so kann einzig das Vorherschen der zuvorkommenden Hemnisse die ausgezeichnet geringe Sterblichkeit in Norwegen begründen, mag die Luft noch so gesund, mögen die Beschäftigungen der Einwohner noch so unschädlich seyn. Vor Zeiten scheint Norwegen in größere Güter (Gora) zertheilt gewesen zu seyn, von denen

jezt freilich manche in kleinere Porzionen zerfallen sind, doch ist es, da hier alle Brüder zu gleichen Theilen erben, ein erstaunender Beweis von der langsamen Volksvermehrung, daß diese Güter nicht wirklich noch ungleich mehr zerstückelt sind. Gewöhnlich wird nach des Vaters Tode das Gut zu einem niedrigen Preise angeschlagen, zu welchem es der älteste Bruder übernimmt, der den Antheil der Geschwister ausbezalt oder darin stehn behält, übrigens aber in der Regel die Wirthschaft nach Art seiner Väter fortsezt, ohne an viele Verbesserungen zu denken.

Ein andres großes Hinderniß der bessern Kultur in Norwegen besteht in dem sogenannten Odelsrecht, nach welchem jeder Abkömmling in grader Linie das von seiner Familie verkaufte Gut für die entrichtete Summe wieder erstehn kann. Vorhin hatten auch alle Seitenverwandte das nemliche Recht und die Zeit war schlechterdings unbestimmt, so daß wirklich nie ein Käufer seines Besizes ganz sicher seyn konnte. Späterhin ward ein Zeitraum von zwanzig Jahren festgesezt, 1771 ward er auf zehn Jahre beschränkt und alle Seitenverwandtschaft ausgeschlossen. Zeigt indeß jemand, der das Recht dazu hat, dem Besizer an, daß er Willens sei, das Gut zurückzukaufen, daß er aber noch nicht dazu im Stande sei, so ist jener genöthigt, noch sechs Jahre zu warten, bis er ganz sicher ist. Dies Gesez, auch nach der jezigen Modifikation, muß immer noch als ein mächtiges Hinderniß der steigenden Landeskultur betrachtet werden, in seiner vorigen unbeschränkten Gestalt muß es aber gar nachtheilig für die Verbesserung des Ackerbaus gewesen seyn und macht die seit Jahrhun-

derten so langsame Volksvermehrung in Norwegen ziemlich begreiflich.

Eine andere Maaßregel, welche die weitere Urbarmachung und Kultur des Landes nicht wenig hindert, ist die, welche die großen Holzhändler zur Erhaltung der Wälder zu ergreifen pflegen. Wenn ein Gut unter mehrere Kinder oder Enkel getheilt wird, so sucht jeder natürlich aus dem ihm zugefallenen Holze so viel Nuzen, als möglich, zu ziehn, alles Holz wird niedergeschlagen, zeitig oder unzeitig, und die Wälder werden zernichtet. Um diesem zuvorzukommen, kaufen die Holzhändler, die zu den reichsten Einwohnern Norwegens gehören, große Strecken Waldung und bedingen, daß die Güter nicht mehr zerstückelt werden, daß nicht mehrere Käthnerstellen angelegt werden sollen.

Ein eignes Gesez befiehlt aber den Bauern, welche ihre Waldungen veräußern, sich das Recht der Weide, auch hinlänglich Holz für ihren eignen Bedarf auszubedingen. Kein Käthner darf ein Stück Land einhegen und ackern, bevor es nicht gerichtlich ausgemacht ist, daß es untauglich zum Holzwuchs sei. Außer diesen gewissermaaßen künstlichen Hindernissen einer verbesserten Kultur macht die Natur des Landes an und für sich eine irgend beträchtliche Volksmenge unmöglich. Das ganze Untergebirge ist schlechterdings unfähig, Korn zu tragen, taugt vielmehr einzig zur Weide im Sommer. Dagegen wird es äußerst schwierig, das Vieh den Winter durchzubringen, man ist genöthigt, einen beträchtlichen Theil der fruchtbaren Thäler zum Wieswachs liegen zu lassen, um Heu zu gewinnen;

würde man alles ackerbare Land baun, so würde das Untergebirge durchaus nicht genuzt werden können.

Alles dessen ungeachtet ist in Norwegen noch genug Raum für Landesverbesserungen, deren in den lezten Jahren auch wirklich viele stattgefunden haben. Ich habe eine Menge Gentlemen getroffen, die das rühmliche Muster einer vervollkommneten Kultur geben, selbst in der Gegend von Drontheim ist der Bau der Futterkräuter eingeführt. Aber die vorzüglich auch durch mehrere Zerstückelung des Landes geförderte Zunahme der Landeskultur in den leztern Jahren ist von einer noch eiligern Zunahme der Volksmenge begleitet worden. Von 1775 bis 1784 war das mittlere Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen wie 141 zu 100. d) Diese Vermehrung scheint aber doch gar zu rasch gewesen zu seyn, da im folgenden Jahre 1785 Mangel und Krankheit eintrat, so daß die Zal der Gestorbnen die der Gebornen beträchtlich überstieg. In den fünf Jahren von 1789 bis 1794 verhielten sich die Gebornen zu den Verstorbnen beinah wie 150 zu 100. e) Manche wol

---

d) Thaarups Statistik der Dänischen Monarchie. Band II. S. 4.

e) Thaarups Stat. Th. II. S. 4. In dem später erschienenen tableau statistique des etats danois wird die Zal der von 1794 bis 99 Gebornen auf 138,799, die der Verstorbnen auf 94,530, die der Heirathen auf 34,313 angegeben. Die Geburten verhielten sich also zu den Sterbfällen wie 146 zu 100, zu den Heirathen wie 4 zu 1, die Sterbfälle zu den Heirathen wie 275 zu 100. Das mittlere Verhältniß der jährli-

unterrichtete und nachdenkende Männer äußern ihre Besorgnisse über diesen Gegenstand und bezweifeln den Erfolg der neuen Veränderungen im Rekrutenwesen und des Bestrebens der Regierung, auf alle Weise die Volksvermehrung zu fördern. Seit 1785 ist kein besonders ungünstiges Jahr in Norwegen eingefallen, man fürchtet aber, wenn ein solches eintreffen wird, desto fühlbarere Folgen, je schneller sich die Volksmenge seit kurzem vermehrt hat.

Norwegen ist, wie ich glaube, fast das einzige Land in Europa, wo ein Reisender von Besorgnissen wegen einer unmäßigen Volksmenge hört, wo man einsieht, wie sehr von dieser Seite das Glück der niedern Volksklassen gefährdet wird. Und das natürlich, wegen der geringen Volksmenge überhaupt, wodurch die Ansicht so sehr erleichtert wird. Wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf ein Dorf richteten, wo keine Auswanderung möglich wäre, da müßte auch der nachlässigste Beobachter, gezwungen, die Bemerkung machen, daß, wenn jedermann mit zwanzig Jahren heirathen wollte, unmöglich alle Arbeit und Nahrung finden könnten, auch bei der sorgfältigsten Kultur des Landes; ists aber ein Haufen von Dörfern, ein großes Reich, wo ein größerer Kreis der Bewegungen verstattet wird, da verwirrt sich unser Blick an der Größe des Gegenstandes, da verlieren wir eine Wahrheit aus den Augen, die vorhin handgreiflich war und schreiben höchst unbedachtsamer Weise dem ganzen Lande die Fähigkeit

---

chen Geburten zur ganzen Volksmenge soll $\frac{1}{31}$, das der Sterbfälle $\frac{1}{49}$ seyn.

mehr Menschen zu ernähren zu, als der Summe seiner Theile.

Kapitel 2.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Schweden.

Schweden befindet sich in mancher Rücksicht in denselben Verhältnissen als Norwegen. Ein beträchtlicher Theil seiner Einwohner betreibt den Ackerbau ungefähr auf die nemliche Weise, in den meisten Gegenden giebt es Käthnerstellen wie die in Norwegen, die unverheiratheten Leute müssen dienen. So ganz allgemein findet diese Einrichtung aber doch nicht statt, wie in Norwegen, dies und die größere Ausdehnung und Bevölkerung des Landes, ferner die größeren Städte und die größere Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen verursacht, daß die zuvorkommenden Hemnisse nicht ganz den wirksamen Einfluß haben, daß folglich den direkten Hemnissen ein größerer Spielraum bleibt, daß die Mortalität größer ist.

Zufolge einer Abhandlung des Herrn Wargentin f) war das mittlere Verhältniß der Verstorbnen zur ganzen Volksmenge in den neun Jahren von 1754 bis 1763 wie 1 zu $34\frac{3}{4}$. Herr Wargentin theilte dem Dr. Price die

f) Memoires abrégés de l'academie royale des sciences de Stockholm. 4to. Paris 1772. p. 27.

Fortsezung der Tabellen mit, aus denen sich für 21 Jahre das mittlere Verhältniß wie 1 zu $34\frac{2}{7}$ ergiebt. g) Dies ist allerdings eine auffallend große Sterblichkeit, wenn man bedenkt, daß der bei weitem bedeutendste Theil der Einwohner sich mit dem Ackerbau beschäftigt. Cantzlaer h) giebt das Verhältniß der Städter zu den Landbewohnern in Schweden ungefähr wie 1 zu 13 an, statt daß es in andern Ländern oft 1 zu 3 oder noch weniger ist, i) die größere Sterblichkeit in den Städten kann also das allgemeine Mortalitätsverhältniß in Schweden nur wenig affiziren.

Nach Süßmilch ist die Sterblichkeit in den Dörfern durch die Bank wie 1 zu 40. k) In Preußen, das eine Menge bedeutender und ungesunder Städte enthält, wo sich die Städter zu den Landbewohnern verhalten wie 1 zu 4, beträgt die Sterblichkeit weniger als $\frac{1}{37}$ l) In Norwegen ist die Sterblichkeit, wie gesagt, nur $\frac{1}{48}$. Ein auffallender Unterschied zwischen der Sterblichkeit in Norwegen und Schweden! Und doch ist das Verhältniß der Städter zu den

---

g) Price's Observ. on Reverſ. Pàgan. vol. II. p. 126.

h) Memoires pour ſervir à la connoiſſance des affaires politiques et èconomiques du royaume de Suede 4to. 1776 p. 187. Ein Werk das in Stockholm selbst wegen seiner Genauigkeit in großer Achtung steht.

l) Süßmilchs Göttliche Ordnung. Th. I. Kap. II. Abschn. XXXIV. ed. 1798.

k) Id. p. 91.

l) Id. vol. III. p. 60.

Landbewohnern in Norwegen größer als in Schweden. Die schwedischen Städte sind allerdings größer und also wol ungesunder als die Norwegischen, aber es ist doch kein Grund vorhanden, warum Schweden überhaupt der Lebensart des Menschen ungünstiger seyn sollte. Die Berge in Norwegen sind nicht bewohnbar, sondern nur die Thäler, und diese sind zum Theil sehr eng und tief. m) Schwerlich können solche Bergspalten und Schluchten, wohin die Sonne nur einen Theil des Tags über treffen kann, gesunder seyn als die freieren, trockneren Ebnen Schwedens.

Es ist daher schwer die größere Sterblichkeit in Schweden zu begreifen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Sitten des Volks und das beständige Geschrei der Regierung, mehr Unterthanen haben zu wollen, wirklich eine solche Volksvermehrung bewirkt haben, daß die vorhandene Volksmenge die Masse der Nahrungsmittel mehr als aufwiegt, mithin allerlei Krankheiten, die unvermeidlichen Folgen der Armut und der schlechten Nahrung, erzeugt werden müssen. Diese Annahme scheint durch die Erfahrung bestätigt zu werden.

---

m) Einige dieser Thäler sind ungemein malerisch. Der Hauptweg von Christiania nach Drontheim führt beinah 180 engl. Meilen durch ein solches überaus schönes Thal längst einem Flusse, dessen Ufer ich für die romantischsten in ganz Europa halten möchte. Im Sommer sind die Norwegischen Thäler außerordentlich schön, nichts verräth, daß man dem Norden so nah ist.

Schweden ist nicht im Stande, hinlänglich Getraide für seine Einwohner hervorzubringen. Nach einer in den Jahren 1768 und 1772 angestellten Berechnung bedarf es jährlich 440,000 Tonnen Korn n) aus der Fremde. Außerdem wird noch eine beträchtliche Menge Fleisch, Butter und Käse eingeführt. o)

Den Verbrauch der Brennereien in Schweden schlägt man an auf 400,000 Tonnen jährlich; wenn die Regierung das Brantweinbrennen verboten hatte, so war eine Abnahme in der Korneinfuhr bemerklich, p) hingegen findet keine bedeutende Zunahme der Einfuhr statt in den Misjahren, die, wie bekannt, nicht selten einfallen. In den gesegnetsten Jahren, wenn die Brennerei frei war, betrug die Einfuhr doch gegen 388,000 Tonnen. q) Es ist daher deutlich, daß die Schweden jährlich den Ertrag der reichlichsten Ernte und ungefähr noch 400,000 Tonnen mehr verzehren, daß sie sich aber in schlimmen Jahren beinah um ebensoviel einschränken müssen, als der Ernte gebricht. Der eigentliche Volkshaufe scheint zu arm zu seyn, um ungefähr so viel Getraide, als mangelt, um einen bedeutend erhöhten Preis kaufen zu können. Die Kornhändler finden also nicht gehörige Aufmunterung, mehr Getraide einzuführen. Mithin ist der Bauer gezwungen,

n) Mem. du Royaume de Suede, table XVII. p. 174.

o) Id. p. 198.

p) Id. p. 418. p. 201.

q) Id. p. 201.

wenn die Ernte um ein Viertel oder ein Drittel misräth, sich mit drei Vierteln oder zwei Dritteln seiner vorigen Porzion zu begnügen und das Fehlende durch dieses oder jenes Surrogat, wie ihm die Erfindung, die Tochter der Nothwendigkeit, lehrt, zu ersezen.

Ich habe gesagt, ungefähr 400,000 Tonnen mehr, denn es ist nicht glaublich, daß die Einfuhr in Misjahren nicht etwas mehr betragen sollte, als in gewöhnlichen Jahren, obgleich in den von Cantzlaer mitgetheilten Listen keine bedeutende Differenz der Art stattfindet. Diesen Listen zufolge war die größte Einfuhr im Jahr 1768, da sie 590,265 Tonnen betrug, aber dies ist nur 150,000 Tonnen mehr als der mittlere Bedarf des Landes, wie unzureichend um eine vielleicht um ein Viertel oder gar ein Drittel zu geringe Ernte zu ergänzen! In dieser Hinsicht ist wirklich die ganze Einfuhr unbedeutend.

Die Bevölkerung Schwedens stieg zur Zeit, da Cantzlaer schrieb, auf drittehalb Millionen Menschen. r) Er rechnet vier Tonnen Korn für jeden Kopf, darnach erfoderte Schweden jährlich zehn Millionen Tonnen, mithin will die Einfuhr von vier oder fünf mal hunderttausend Tonnen wenig sagen, wenn ein Defizit von dritthalb oder drei Millionen da ist. Aus allem diesen erhellt, daß die Bevölkerung Schwedens von dem Gelingen oder Mislingen der Ernte allemal ganz besonders affizirt werden muß. Um so interessanter wird uns nun folgende Tafel des Hrn. Wargentin seyn.

---

r) Mem. du roy. de Suède p. 184.

		Heirathen	Gebohrene	Gestorbne
Unfruchtbare Jahre	1757	18799	81878	68054
	1758	19584	83299	74370
Fruchtbare Jahre	1759	23210	85579	62662
	1760	23383	90635	60083 ſ)

Mithin verhielten sich im Jahr 1760 die Gebohrnen zu den Verstorbnen, wie 15 zu 10, im Jahr 1758 nur wie 11 zu 10; 1760 betrugen die Verstorbnen $\frac{1}{39}$ der ganzen Volksmenge, 1757 $\frac{1}{32}$ und 1758 $\frac{1}{31}$; im Jahr 1760 kam eine Heirath auf 101 Menschen, im Jahr 1757 nur eine auf 124.

Das mittlere Verhältnis der Heirathen zur ganzen Volksmenge scheint ungefähr 1 zu 112 zu seyn, es schwankt zwischen den Extremen, 1 zu 101 und 1 zu 124, je nach der jedesmaligen Aussicht, eine Familie unterhalten zu können. Doch sind vielleicht die Extreme noch entfernter von einander, da wir hier nur die Resultate einer kurzen neunjährigen Periode vor uns haben.

Genaue Beobachtungen über andre Länder würden höchstwahrscheinlich ähnliche Variazionen, wenn gleich weniger auffallende, liefern. t) Was Schweden anbetrift, so beweißt die angeführte Liste aufs deutlichste, wie sehr sich die Bevölkerung zu vermehren strebt, wie sie nicht nur

---

ſ) Mem. de Suede p. 29.

t) Bestätigt ist diese Meinung in Rücksicht Englands durch die neulich bekanntgemachten Auszüge aus den Pfarrlisten. In den Nothjahren 1795 und 1800 hatten die Heirathen und Geburten abgenommen, die Zal der Verstorbnen war ungewöhnlich groß.

immer bereit ist, gleichen Schritt zu halten, wenn die Nahrungsquellen andauernd erweitert und verbessert fließen, sondern wie sie auch vorwärts eilt, sobald die Summe der Nahrungsmittel auch nur augenblicklich etwas vermehrt ist, so, daß sie beständig den mittlern Ertrag des Landes überwiegt und durch periodisch wiederkehrenden Mangel und daraus entspringende Krankheiten zum Theil nothwendig wieder aufgerieben werden muß. Und doch ungeachtet der beständigen offenbaren Tendenz der Volksmenge, sich übermäßig zu vermehren, hören die Regierung und die staatswirthschaftlichen Schriftsteller in Schweden nicht auf, eine stärkere Volksvermehrung zu wünschen — unbegreiflich!

Cantzlaer bemerkt, daß die Regierung, in deren Macht es freilich nicht stehe, Fremde zum Ansiedlen in Schweden zu bewegen, oder die Zal der Geburten nach Willkühr zu vermehren, seit 1748 doch alle mögliche Maaßregeln ergriffen habe, von denen Vermehrung der Volksmenge zu hoffen sei. u) Aber gesezt, die Regierung vermöchte wirklich Fremde ins Land zu ziehn, oder die Zal der Geburten nach Gefallen zu vermehren, was würde die Folge davon seyn? Ausgenommen den Fall, daß diese Fremden eine bessere Methode des Ackerbaus einführten, so müßten sie nothwendig selbst verhungern, oder ihre Existenz würde eben so vielen Schweden das Leben kosten und wenn die Zal der jährlichen Geburten gesteigert würde, so bin ich nach den von Herrn Wargentin mitgetheilten Listen vollkommen

u) Mem. du royaume de Suede. p. 188.

überzeugt, daß nur eine vermehrte Mortalität dadurch bewirkt werden würde. Ja vielleicht könnte gar die wirklich vorhandne Volksmenge dadurch vermindert werden, da Epidemieen, durch schlechte Nahrungsmittel oder überfüllte Wohnungen erzeugt, nicht allemal aufhalten, wenn das eigentliche Uebermaaß der Volksmenge weggenommen ist, sondern oft auch noch einen bedeutenden Theil derjenigen hinwegraffen, die das Land, recht gut zu ernähren, im Stande gewesen wäre.

In allen sehr nördlichen Ländern, wo die Arbeiten des Landmanns nothwendig in einige wenige Sommermonate zusammengedrängt werden müssen, da ist es unvermeidlich, daß nicht, wärend dieser Periode, ein Mangel an Arbeitern gespürt werde, aber ein solcher vorübergehender Mangel muß sorgfältig unterschieden werden von dem wahren Bedürfniß der Arbeiter, das nemlich Arbeit und Versorgung fürs ganze Jahr in sich schließt. Die Bevölkerung Schwedens in ihrem natürlichen Fortgange wird allezeit hinreichend Hände für das wahre Bedürfniß liefern, schnelle Vermehrung der Einwohner, seis durch Fremde oder durch ungewöhnlichen Ueberschuß an Geburten, kann immer nur Elend hervorbringen.

Einige Schwedische Schriftsteller behaupten, daß eine bestimmte Anzal Schwedischer Arbeiter, in einer bestimmten Anzal von Tagen, nur ein Drittel von dem produziren, was in einigen andern Ländern unter denselben Bedingungen produzirt wird und machen ihren Landsleuten darüber heftige Vorwürfe. Es scheint mir aber, daß diese Vorwürfe vielmehr die Natur des Bodens und des

Klimas, als den Eifer und den Fleiß der Einwohner treffen. Einen großen Theil des Jahrs hindurch werden ihre Anstrengungen durch die Rauheit der Witterung gelähmt, und den Sommer über, der ihnen zu arbeiten erlaubt, verlangt der sehr mittelmäßige Boden und die größere Oberfläche, die hier zu dem nämlichen Ertrag erfodert wird, verhältnißmäßig mehr Hände und Anstrengung. Jedermann weiß in England, daß ein größeres Gut auf magerem Boden mehr Aufwand an Arbeit erfodert, um ebensoviel zu produziren, als ein kleineres auf fettem Boden. Daß aber der Boden in Schweden, im Allgemeinen gesprochen, sehr mittelmäßig ist, läßt sich nicht läugnen.

Ich muß gestehn, daß ich auf meiner Reise in Schweden weniger Spuren von mangelnder Industrie gefunden habe, als ich erwartet hatte, selten oder nie sah ich Land unbebaut liegen, das man in England angebaut haben würde, wol aber manches Stück Ackerland, das man in England nie mit dem Pfluge anrühren würde. Felder z. B., wo alle fünf oder zehn Ellen mächtige Geschiebe lagen, so, daß der Pflug alle Augenblick darüber weggehoben oder darum herumgetragen werden muß. Der Pflug ist sehr leicht, wird von einem Pferde gezogen, der Pflüger weiß aber auch sehr geschickt über die Steine oder Baumwurzeln und Sümpfe wegzukommen.

Ob die großen Strecken Land, die jezt mit Wald bedeckt sind, zu Ackerbau taugen oder nicht, kann ich nicht beurtheilen, so viel ist aber gewiß, daß man die Schweden, wie die Norweger beschuldigt, zu rasch in dem Weg-

haun der Waldungen zu verfahren, ohne gehörig den nachherigen Werth des entblößten Landes zu überlegen. Das erste Jahr giebt das neuangebaute Land freilich allemal eine ergiebige Roggenernte, späterhin aber bleibt es oft ganz unnüz liegen. Abgesehn von der geringen Ergiebigkeit des Bodens in Schweden überhaupt und von dem etwanigen Mangel an Industrie der Einwohner, so finden, es ist wahr, einige politische Einrichtungen statt, welche allerdings der fortschreitenden Kultur des Landes hinderlich sind. Auf manchen Besizungen haften noch gewisse, sehr lästige Frohndienste, die für die Krongüter geleistet werden müssen. v) Die Post ist ohne Zweifel sehr wohlfeil und zum Vortheil des Reisenden eingerichtet, aber für die Landleute ist das Schwedische Postwesen ohne Widerrede äußerst nachtheilig, denen dadurch viele Hände und Pferde entzogen werden. Man hat berechnet, daß die Arbeit der Menschen und Thiere, die durch Abschaffung des jezigen Postsystems erspart werden würde, hinreichend wäre, 300,000 Tonnen Korn jährlich zu produziren. w) Die große Entfernung der Marktpläze in Schweden und die ebendeswegen unvollkommnere Vertheilung der Arbeit verursacht auch keinen unbedeutenden Verlust an Zeit und Anstrengung. Und wenn es den Schwedischen Bauern auch nicht an Eifer und Arbeitsamkeit fehlt, so sind sie doch in der Kenntniß der einträglichsten Art des Frucht-

v) Mem. du Roy. de Suède p. 202.

w) Id. p. 204.

wechsels und in manchen andern landwirthschaftlichen Kenntnissen zurück. x)

Wenn die Regierung sich bemühn wollte, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen und die richtigsten oekonomischen Methoden unter den Landleuten zu verbreiten, so würde sie sicher mehr zur Vermehrung der Volksmenge beitragen, als durch Errichtung von hundert Findelhäusern.

Nach Cantzlaer bestanden die Hauptmaasregeln, welche die Regierung ergriff, um ihren Endzweck, Volksvermehrung, zu erreichen, in Errichtung von Medizinalkollegien, von Gebährhäusern und Findelanstalten. y)

Unentgeldliche Behandlung der kranken Armen ist gewiß eben so nützlich, als menschlich. Hospitäler aber, wenigstens nach den Erfahrungen, welche Frankreich geliefert hat, möchten schwerlich zu empfehlen seyn. Gebährhäuser sind gewiß eher nachtheilig, wiefern sie, wenn sie, wie gewöhnlich, jede Kreisende ohne Unterschied aufnehmen, lasterhafte Sitten offenbar befördern. Findelhäuser, sie mögen die gewöhnliche Absicht der Stifter, Kindermord zu verhüten, erfüllen oder nicht, sind in jeder Hinsicht schädlich für den Staat; davon an einem andern Ort.

Doch ist die Schwedische Regierung nicht einzig bei Einrichtungen der Art stehn geblieben. Ein Edikt von 1776 gab den Kornhandel im ganzen Innern des Landes

---

x) Mem. du Roy. de Suède chap. VI.

y) Id. p. 188.

frei, für Schoonen, das mehr Getraide baut, als es verbraucht, ward sogar jede Abgabe bei der Ausfuhr in andre Provinzen aufgehoben. z) Bis dahin war der Ackerbau in den südlichen Provinzen sehr beschränkt, weil es an Auswegen des Ueberflusses fehlte, auf der einen Seite war nemlich der Transport sehr erschwert, auf der andern war die Ausfuhr in die Fremde schlechterdings verboten. Für die nördlichen Provinzen dauert dies schädliche Verbot noch fort, die denn freilich, da sie nicht hinreichend Korn für sich baun, die Schädlichkeit desselben nicht empfinden. Sonst ist es im Allgemeinen sicher, daß nichts die Fortschritte des Ackerbaus mehr hemmt, als solche Verbote der Ausfuhr, auf die Weise erhält der Landmann für eine reiche Ernte wenig oder nichts mebr, als für eine gewöhnliche.

Was aber vielleicht am allermeisten zur Volksvermehrung in Schweden beigetragen hat, ist die Abschaffung eines Gesezes, das für jedes Gut oder Henmann eine bestimmte Anzal Menschen sezte. a) Die Absicht war, wie es scheint, die übrige Jugend zu zwingen, bisher unangebautes Land urbar zu machen und so auf das schnellste die Kultur des Landes zu befördern. Aber die Erfahrung lehrte, daß diese überzäligen jungen Leute, entblößt von dem zu solchen Unternehmungen erfoderlichen Kapital, anderswo ihr Unterkommen suchen mußten, und da sollen denn sehr viele ausgewandert seyn. Jezt aber ist es nicht

z) Mem. du Roy. de Suède p. 204.

a) Id. p. 177.

nur jedem Vater erlaubt, seinen Hof zu zerstückeln, wie er will, sondern die Regierung muntert zu dergleichen Parzelirungen noch ganz besonders auf. Und bedenkt man die ungeheure Ausdehnung eines gewöhnlichen Schwedischen Hemmans, die es einer Familie fast unmöglich macht, das Ganze gehörig zu kultiviren, so erscheint dies Verfahren als sehr vortheilhaft, in jeder Rücksicht.

Im Jahr 1751 betrug die Volksmenge in Schweden 2,229,661, b) im Jahr 1799 betrug sie nach den Berechnungen, die mir Herr Professor Nicander, der Nachfolger des Herrn Wargentins mittheilte 3,043,731. Dies ist ein bedeutender Zuwachs der permanenten Bevölkerung, die verhältnißmäßig mit dem vermehrten Ertrag des Landes zugenommen hat, denn die Getraideeinfuhr ist nicht beträchtlicher, als vormals und man hat nicht Ursache, den gegenwärtigen Zustand des Volks für schlechter zu halten.

Diese Zunahme der Volksmenge ist aber nicht ruhig vor sich gegangen, sondern öfters von ungünstigen Jahren unterbrochen worden. Solche Jahre waren: 1757 und 1758 wie schon angeführt, 1768 nach der größern Korneinfuhr zu schließen, 1771, 1772 und 1773, zufolge der Tabellen, die Dr. Price von Herrn Wargentin mitgetheilt erhielt, 1789, ein ganz besonders tödtliches Jahr nach den Berichten, die ich von Herrn Professor Nicander erhalten habe, dessen Tödtlichkeit allein das mittlere Mortalitätsverhältniß einer zwanzigjährigen Periode von 1775 bis 1795 von 75 zu 100 auf 77 zu 100 brachte, endlich

---

b) Mem. du roy. de Suède p. 184.

das Jahr 1799, da ich Schweden besuchte. Dies Jahr muß sehr verderblich gewesen seyn. In den Grenzprovinzen nach Norwegen zu versicherten mir die Bauern, es sei das schlechteste Jahr, dessen sie sich erinnerten. Im Julius, ungefähr einen Monat vor der Ernte, war eine große Menge Menschen genöthigt, von einer Art Brod zu leben, aus der innern Fichtenrinde und getrocknetem Sauerampfer ohne das geringste Korn gemacht. Der trübe Blick und die traurige Physiognomie der Bauern zeugte laut für die Schlechtigkeit dieser Nahrung.

Erstaunend ist die Geduld, mit der die niedern Volksklassen in Schweden solches Elend ertragen, nur dadurch wird sie begreiflich, daß jeder einsieht, er unterliege der unüberwindlichen Nothwendigkeit, nicht dem Eigensinn seiner Beherscher. Die meisten verheiratheten kleinen Leute besizen, wie gesagt, ein kleines Stück Land, wenn nun die Ernte misräth oder das Vieh stirbt, so sehn sie die Ursach ihres Unglücks vor Augen und betrachten es als eine Schickung. Jedermann wird sich ruhig den Uebeln unterwerfen, die er für unvermeidliche Folgen gewisser Naturgeseze hält, wenn aber die Eitelkeit und das irre geleitete Wohlwollen der Regierung und der höhern Klassen der Gesellschaft durch beständiges Einmischen in das Interesse der untern Klassen sich bemüht hat, sie glauben zu machen, daß alles Gute, was sie genießen, eine Wohlthat der Großen und Reichen sei, dann ist es sehr natürlich, daß sie auch alles Uebel, das sie trift, denselben zuschreiben. Unter solchen Umständen läßt sich vernünftiger Weise keine Geduld erwarten. Obgleich wir allerdings Recht ha-

ben, wenn wir diese Ungeduld, sobald sie in Thätlichkeiten ausbricht, mit Gewalt zurückdrängen, um größern Uebeln vorzubeugen, so scheint doch in diesem Fall die Ungeduld selbst sehr verzeihlich zu seyn und diejenigen sind vorzüglich verantwortlich für das daraus entspringende Unglück, welche offenbar durch ihr Betragen dieselbe befördert haben.

So geduldig die Schweden die große Noth im Jahr 1799 ertrugen, so bedeutend sollen die Bewegungen der Unzufriednen gewesen seyn, als ein Edikt der Regierung bald darauf die Brantweinbrennerei untersagte. Diese Maasregel mußte offenbar zum Vortheil des Volks gereichen, aber die schlechte Aufnahme derselben ist ein interessanter Beweis, wie verschieden sich das Volk beträgt bei einem vom Gange der Natur abhängigen Uebel und bei Entziehung eines Genusses, kraft eines Befehls der Regierung.

Die periodisch herschenden Krankheiten in Schweden, welche die Volksvermehrung von Zeit zu Zeit hemmen, scheinen durch die schlechte Nahrung veranlaßt zu seyn, zu der eine Menge Menschen in Zeiten des Mangels sich genöthigt sieht. Dieser Mangel entsteht, sobald die Ernte weniger günstig ausfällt, denn Schweden hat keinen Nothvorrath, es führt in gewöhnlichen Jahren kein Getraide aus, eben so wenig sind die Porzionen, die in guten Jahren jedem Einzelnen zu Theil werden, so übermäßig, daß bei einer geringern Ernte etwas abgezogen werden könnte, es ist daher vollkommen bevölkert nach Maasgabe seines Ertrags. Wenn daher einige Schwedische Schriftsteller behaupten, ihr Land müßte eigentlich neun bis zehn Mil-

ionen Einwohner haben, so dürfen sie blos dafür sorgen, daß ihr Land für so viel Menschen hinreichende Nahrung trage, sobald diese beschafft ist, werden sich schon Hungrige genug finden, ohne daß man nöthig hat, seine Zuflucht zu Gebährhäusern und Findelhäusern zu nehmen, in der vermeinten Absicht, die Volkszal zu steigern. c)

---

c) Einer vielleicht paradoxscheinenden Anmerkung kann ich mich hier nicht enthalten, da sie eben in dem gegenwärtigen Augenblick besonderes Interesse hat.

Aus dem Vorhergehenden scheint mir zu erhellen, daß und warum Schweden im Stande sei, verhältnißmäßig größere Heere aus dem Lande zu schicken, als andere fruchtbarere Länder Europas. Schweden kann, ohne sich zu schaden, gegen 50000 Mann mehr außer Landes schicken als ein gleichbevölkertes Land, etwa in Italien, und das eben, weil es nicht hinreichend Getraide für seine Einwohner baut, weil es jährlich 4 — 500,000 Tonnen Korn vom Auslande kaufen muß. Dies scheint mir ein unerkannter, doch nicht weniger triftiger Grund zu seyn, als der Charakter der Nazion und der Regenten, warum diese verhältnißmäßig nicht zalreiche Nazion zu wiederhohlten Malen auf der großen Europäischen Bühne so glänzende Rollen gespielt hat. Das in andern Ländern eingeführte Konskripzionssystem hat Schweden dieses Vortheils, wenn es anders einer ist, beraubt. Nur dann ist die Werbung einem Lande nachtheilig, wenn dadurch dem Ackerbau Hände entzogen werden, wenn also die Summe der Zehrenden dieselbe bleibt, die Summe der Nahrungsmittel aber verringert wird.

Nun aber müssen viele tausend Schweden in Friedenszeiten sich in den Eisenwerken, Sägemühlen u. s. w. beschäftigen, um das Geld zu verdienen, womit sie sich vom

Kapitel 3.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in Rußland.

Die Russischen Geburts- Sterbe- und Heirathslisten bieten solche ungewöhnliche Resultate dar, daß man nicht umhin kann, ihnen zu mistraun, auf der andern Seite spricht die regelmäßige Veranstaltung derselben und ihre Uebereinstimmung in verschiedenen Jahren für ihre Glaubwürdigkeit.

Im Jahr 1786 übergab Herr B. F. Herrmann der kaiserlichen Akademie in Petersburg einen Aufsaz, d) der das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen in den

---

Auslande Brod kaufen, mithin kann Schweden verhältnißmäßig mehr Hände entbehren, ohne daß dem Ackerbau wirklich nöthige Hände entzogen werden, als andre Länder, da es völlig gleich ist, ob der Schwede zu Hause das Eisen hammert, um das Brod aus der Fremde zu erlangen, oder in der Fremde das Eisen schwingt und für die Subsidien sich Brod kauft. —

Ein besonders sprechender Beweis für die relativ große und übergroße Bevölkerung Schwedens ist die ungeheure Anzal der unehlichen Kinder in Stockholm. Wenn ich nicht sehr irre, so war das Verhältniß der unehlichen Kinder in Stockholm im vorigen Jahre das größte unter allen Hauptstädten Europas, ein offenbarer Beweis, daß mehr Menschen da sind, als das Land in gemächlicher Ehe zu ernähren vermag. Der Uebers.

d) abgedruckt in den novis actis Academiae Petropol. t. IV.

verschiednen Städten und Provinzen des Reichs folgendermaaßen angiebt: Petersburg wie 13 zu 10, Gouvernement Moskow wie 21 zu 10, Twer wie 26 zu 10, Nowgorod wie 20 zu 10, Resan wie 20 zu 10, Veronesh wie 29 zu 10, Erzbisthum Vologda wie 23 zu 10, Kostroma wie 20 zu 10, Archangel wie 13 zu 10, Tobolsk wie 21 zu 10, Stadt Tobolsk wie 13 zu 10, Reval wie 11 zu 10, Vologda wie 12 zu 10.

Einige dieser Angaben sind ungemein auffallend, in Veronesh z. B. soll das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen beinah wie 3 zu 1 seyn, ein so großes Verhältniß, wie, meiner Meinung nach, jemals in Nordamerika stattfand. Indeß ist das mittlere Resultat durch spätere Beobachtungen so ziemlich bestätigt. Mr. Tooke giebt in seiner Uebersicht des Russischen Reichs das Verhältniß der Geburten und Sterbefälle für ganz Rußland wie 225 zu 100 an, das ist wie 2¼ zu 1 und dies ist das Resultat der Listen von 1793. e)

Auf jede Heirath kommen nach Herrmann in Petersburg, Veronesh, Vologda, Archangel, Reval 4 Kinder, im Gouvernement Moskow, in Twer, Nowgorod, Resan, Kostroma 3 Kinder, in der Stadt Tobolsk brachte jede Ehe von 1768 bis 1778 3 Kinder, von 1779 bis 1783 5 Kinder und im Jahr 1783 6 Kinder.

Herr Herrmann bemerkt ganz richtig, daß die Fruchtbarkeit der Ehen in Rußland nicht ausgezeichnet ist, desto auffallend geringer ist die Sterblichkeit, wie aus folgenden

---

e) Tooke's view of the Russian empire p. 162. 145.

Verhältnissen erhellt, die nach einer freilich nicht ganz genauen Schäzung der Einwohner jedes Gouvernements berechnet sind. In Petersburg stirbt jährlich $\frac{1}{28}$, im Gouvernement Moskow $\frac{1}{32}$, in Twer $\frac{1}{75}$, in Nowgorod $\frac{1}{68}$, in Resan $\frac{1}{50}$, in Veronesh $\frac{1}{79}$, im Erzbisthum Vologda $\frac{1}{65}$, in Kostroma $\frac{1}{59}$, in Archangel $\frac{1}{28}$, in Reval $\frac{1}{29}$, in der Stadt Tobolsk $\frac{1}{32}$, im Jahr 1783 aber $\frac{1}{22}$. Für den größten Theil von Rußland, sagt Herr Herrmann, kann man als das mittlere Mortalitätsverhältniß annehmen $\frac{1}{60}$.

Dies Verhältniß ist aber so vortheilhaft und die Angaben einzelner Provinzen sind so gar auffallend, daß man sie nothwendig bezweifeln muß. Indeß wird dies Verhältniß aus den Registern der folgenden Jahre so ziemlich bestätigt, die, wie Mr. Tooke versichert, $\frac{1}{58}$ als das Mortalitätsverhältniß für ganz Rußland ergeben. f) Aber Mr. Tooke scheint selbst der Genauigkeit der Register nicht recht zu traun und ich weiß aus dem Munde glaubwürdiger Männer, daß sich aus guten Gründen in allen Provinzen mehr Lücken in den Sterbelisten als in den Geburtsregistern vermuten lassen, daß mithin der gar auffallende Ueberschuß an Geburten mehr scheinbar als wirklich ist. So werden z. B. in den südlichen Provinzen eine Menge Kinder verscharrt, ohne daß den Popen Anzeige davon geschieht, die vielen ausgehobenen Rekruten werden nicht in den Sterbelisten ihrer Geburtsörter aufgeführt, viele der nach den entlegenen Provinzen auswandernden

---

f) View of the Russian empire. vol. II. p. 148.

Familien, so auch manche der nach Siberien Verbannten werden ohne Zweifel auf der Reise umkommen, oder in Gegenden, wo keine ordentlichen Register gehalten werden, viele Listen sind auch unvollständig wegen der Nachlässigkeit der Popen, denen die Sterbefälle einträglicher sind, als die Geburten. Hiezu kommt noch, daß wahrscheinlich die Bevölkerung einer jeden Provinz nach der, zu jedem Gute gehörigen Anzal von Leibeignen geschäzt ist, es ist aber bekannt, daß eine große Menge derselben Erlaubniß hat, sich in den Städten aufzuhalten. Diese werden nun in den Provinzialgeburtslisten angeführt, vermehren aber nicht die Sterbelisten. Das Mortalitätsverhältniß der Städte wird durch diese Einwanderungen nicht erhöht, da es nach der wirklich vorhandnen Volksmenge berechnet wird. So betrug im Jahr 1784 die Zal der Männer in Petersburg 126,827, die der Weiber nur 65,619. g) Dies Misverhältniß entstand durch die Menge Leibeigner, die, um die Kopfsteuer zu verdienen, in die Stadt ziehn, und aus der Gewohnheit der Großen, mit einer zalreichen Dienerschaft zu prunken. Merkwürdig ist die geringe Sterblichkeit der Kinder wärend ihres ersten Lebensjahres, in Petersburg stirbt, dem schon angeführten Aufsaz des Herrn Herrmann zufolge, $\frac{1}{5}$, im Gouvernement Tobolsk $\frac{1}{18}$, im Erzbisthum Vologda $\frac{1}{14}$, in Nowgorod $\frac{1}{51}$, in Veronesh $\frac{1}{24}$, in Archangel $\frac{1}{5}$. Diese geringe Sterblichkeit in den ersten, sonst so gefährlichen Lebensjahren, wobei wenig Irthümer möglich zu seyn scheinen, macht gewisser-

---

g) Memoire par W. L. Crafft. Nova Acta Academiae t. IV.

maaßen die allgemeine Angabe der ungewöhnlich geringen Sterblichkeit annehmbarer. Nach Herrn Craffts Zeugniß erlebt die Hälfte aller in Petersburg Gebornen das fünf und zwanzigste Jahr, welches eine für eine so beträchtliche Stadt ganz ungewöhnliche Salubrität, in Hinsicht des jugendlichen Alters, beweißt, nach dem zwanzigsten Jahre aber reißt eine größere Mortalität ein, als in irgend einer andern Stadt in Europa stattfindet, die man wol nicht mit Unrecht dem unmäßigen Gebrauch des Brantweins zuschreibt. h) Vom zehnten bis zum funfzehnten Jahre stirbt nur etwa der 47ste Knabe und das neun und zwanzigste Mädchen, vom 20sten bis 25sten Jahre hingegen stirbt ein Neuntel der Männer und ein Dreizehntel der Weiber. Das allgemeine Mortalitätsverhältniß in Petersburg war, nach Herrn Craffts Angabe, in den Jahren 1781 bis 1785 wie 1 zu 37. Dies ist ein sehr niedriges Verhältniß für eine so große Stadt, bei dieser Berechnung sind aber höchst wahrscheinlich die Sterbfälle in den Hospitälern, in den Gefängnissen und im Findelhause außer Acht gelassen. i)

In dem Findelhause ist die Sterblichkeit ungeheuer. Oeffentliche Berichte werden nicht abgestattet, und mündliche Mittheilungen sind immer unzuverlässig, so viel ich aber durch die sorgfältigste Erkundigung erfahren konnte, so kommen in der Regel wol hundert Todte auf den Monat. Den Winter vorher hatte man nicht selten achtzehn Leichen

---

h) Tooke's view of the Russian empire vol. II. p. 155.

i) Id. p. 150. Anmerkung.

an einem Tage begraben. Durch die Bank nimmt man etwa zehn Kinder jeden Tag auf, diese werden alsbald aufs Land zu Pflegeltern geschickt und bleiben meistens nur drei Tage im Hause, aber die Sterblichkeit ist darum so beträchtlich, weil so Viele, in den lezten Zügen begriffen, hereingebracht werden. Die angegebne Anzal ist wirklich beinah unglaublich, aber nach dem, was ich selbst zu sehn Gelegenheit hatte, bin ich doch geneigt zu glauben, daß sie nicht so ganz übertrieben ist. Den Mittag, als ich im Hause war, hatte man eben vier Kinder empfangen, von denen das eine offenbar mit dem Tode rang und ein andres schien diesem Beispiel bald nachfolgen zu wollen.

Ein Theil des Hauses ist einer Gebähranstalt eingeräumt, wo jede Schwangere ohne Unterschied aufgenommen und ohne die geringste Nachfrage entbunden wird. Die hier gebornen Kinder werden auch im Hause von eignen bestellten Ammen großgemacht, die Mutter kann, wenn sie will, selbst die Stelle der Amme vertreten, aber es wird ihr nicht verstattet, das Kind mit sich aus dem Hause zu nehmen. Die andern eingebrachten Kinder können allezeit von den Eltern zurückgefodert werden, sobald sie beweisen, daß sie im Stande sind, dieselben zu ernähren.

Die Ammen auf dem Lande erhalten nur monatlich zwei Rubel und doch soll die Ausgabe der Anstalt überhaupt gegen 100,000 Rubel alle Monat betragen. Die feste Einnahme ist bei weitem nicht hinlänglich, aber die Regierung tritt allemal hinzu und schießt das Fehlende her. Da die Zal der aufzunehmenden Kinder unbegrenzt ist, so muß nothwendig auch die Ausgabe unbestimmt seyn. Das

größte Elend müßte entstehn, wenn man bei einer beschränkten Einnahme eine unbestimmt große Zal von Kindern annehmen wollte. Solche Anstalten können daher, wenn sie gut seyn sollen, das ist, wenn nicht die gar unmäßige Sterblichkeit das zu schnelle Anwachsen der Ausgabe verhindern soll, nur unter der Obsorge einer sehr reichen Regierung bestehn und dennoch können sie unmöglich einem frühern oder spätern Ruin entgehn. Im sechsten oder siebenten Jahre werden die Kinder vom Lande ins Haus zurückgebracht und zu allerlei Arbeiten angeführt. Die gewöhnlichen Arbeitsstunden sind von 6 bis 12 und von 2 bis 4. Die Mädchen werden entlassen mit dem achtzehnten, die Knaben mit dem zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Jahre.

Die hauptsächlichste Sterblichkeit herscht, wie sich von selbst versteht, unter den neugebornen Ankömmlingen und den Kindern, die ganz im Hause erzogen werden; aber auch unter den, vom Lande zurückgekehrten Knaben und Mädchen, die sich im günstigsten Lebensalter befinden, hat eine ungemeine Sterblichkeit statt. Es befremdete mich wirklich, dies zu hören, da ich so eben die, in allen Theilen der Anstalt vorherschende Reinlichkeit und Nettigkeit bewundert hatte. Das Haus selbst war ehmals ein Pallast, die Zimmer sind alle groß, hoch und selbst schön. Ich war gegenwärtig, wie 180 Knaben zusammen aßen. Alle ohne Ausnahme waren sehr nett gekleidet, das Tischzeug war vollkommen rein, jeder hatte sein eignes Tellertuch, die Speisen schienen ganz vorzüglich zu seyn und nicht der geringste unangenehme Geruch war zu spüren.

In den Schlafsälen war für jedes Kind ein besonderes Bett, alle Bettstellen von Eisen, keine Vorhänge, die Bettwäsche außerordentlich reinlich.

Dieser seltne und beinah unbegreifliche Grad von Ordnung und Sauberkeit in einer so großen Anstalt mußte vorzüglich der gegenwärtigen Kaiserin Mutter zugeschrieben werden, die sich den Haushalt derselben besonders angelegen seyn ließ und wenn sie in Petersburg war, fast jede Woche einen Besuch abstattete. Die große Sterblichkeit, die troz aller dieser Bemühungen einreißt, ist ein deutlicher Beweis, daß die Jugend nicht solche Beschränkung und anhaltende Leibesarbeit ertragen kann. Die Kinder sahn alle bleich und kränklich aus und wenn man nach ihnen die Nazionalschönheit der Russen hätte beurtheilen wollen, so hätte das Urtheil sehr ungünstig ausfallen müssen.

Das Moskower Findelhaus ist dem Petersburger vollkommen ähnlich. Mr. Tooke giebt Nachricht von der ganz ungeheuren Anzal von Kindern, die seit der Stiftung der Anstalt in derselben verstorben sind. Bei dieser Gelegenheit bemerkt er, daß, wenn wir genau die Zal derer wüßten, die bereits halb todt ins Haus gebracht wurden, oder die den Saamen verderblicher Krankheiten schon mit sich brachten, ohne Zweifel nur eine geringe Anzal der Sterblichkeit auf das Findelhaus, als Erziehungsanstalt kommen würde, da doch niemand den Verlust solcher gewissen Opfer des Todes einer Philanthropischen Anstalt zur Last würde legen wollen, die das Land von Jahr zu

Jahr mit einem Heer gesunder, thätiger und industriöser Bürger bereichert. k)

Mir will es aber doch scheinen, als wenn diese allzufrühe Sterblichkeit zum größten Theil eben diesen Anstalten zugeschrieben werden müsse, die man fälschlich Philanthropisch heißt. Wenn man sich irgend auf die Sterblisten in den Russischen Provinzen verlassen darf, so ist hier die Sterblichkeit der Kinder ungemein gering. Wenn sie nun in den Findelhäusern so auffallend beträchtlich ist, so thut man wol nicht Unrecht, diese den Anstalten zuzuschreiben, welche die Mütter dazu aufmuntern, ihr Kind zu verlassen, eben um die Zeit, da es der mütterlichen Pflege am allermeisten bedarf. Das schwache Band, welches das zarte Kind ans Leben knüpft, zerreißt so leicht, auch bei einer nur augenblicklichen Fahrlässigkeit.

Die ungeheure Sterblichkeit, welche in den Petersburger und Moskower Findelhäusern herscht, deren Verwaltung doch von allen Augenzeugen einstimmig als die bestmöglichste gelobt wird, scheint mir ein unwidersprechlicher Beweis zu seyn, daß solche Anstalten, ihrer Natur nach, nicht dazu geschickt sind, die Absicht der Stifter zu erfüllen, die ohne Zweifel keine andre war, als eine gewisse Menge von Bürgern dem Staat zu erhalten, die sonst durch Mangel oder falsche Schaam ihr Leben verloren haben würden. Es ist ganz zuverlässig, daß wenn diese jezt ins Hospital aufgenommene Kinder ihren Eltern gelassen und auch allen Unfällen der Armut ausgesezt ge-

k) View of the Ruff. Emp. vol. II. p. 201.

blieben wären, dennoch eine weit größere Menge derselben das mannbare Alter erreicht haben und nüzliche Mitglieder des Staats geworden seyn würden.

Betrachten wir die Sache etwas näher, so ist es offenbar, daß diese Anstalten nicht nur den nächsten Zweck der Stifter nicht erreichen, sondern auch durch die besondere Erleichterung und Beförderung der Ausschweifungen die Lust zum Heirathen mindern, mithin die Hauptquelle der Bevölkerung schmälern. Alle wohlunterrichtete Männer, mit denen ich in Petersburg über diesen Gegenstand mich unterhielt, versicherten einstimmig die schlimmen Wirkungen dieser glänzenden Anstalt. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine Magd, zu wiederhohlten Malen, ihre Früchte ins Findelhaus schickt und dennoch im Dienst der angesehensten Familie bleibt.

Wenn man die ungeheure Sterblichkeit in diesen Findelhäusern bedenkt, wenn man bedenkt, wie sehr dadurch die Ausschweifungen begünstigt werden und wie sehr die Fruchtbarkeit der Weiber durch Ausschweifungen verringert wird, so könnte man wahrlich behaupten, daß jemand, der die Absicht hätte, die Volksvermehrung zu hemmen und nicht so gar ängstlich wäre wegen der Mittel, keine wirksamere Maasregel vorschlagen könnte, als eine hinreichende Anzal von Findelhäusern mit unbeschränkter Vollmacht zur Aufnahme. Auch ist es schwer, zu begreifen, daß die Sittlichkeit der Nazion nicht darunter leiden sollte, wenn man die Mütter aufmuntert, ihre Früchte zu verlassen und sich bemüht, sie glauben zu machen, Mutterliebe sei ein Vorurtheil, dessen Vernichtung der Vortheil des Staats verlange. Ein ge-

legentlicher Kindermord aus falscher Schaam wird warlich um einen sehr hohen Preis verhütet, wenn dafür die schönsten und nüzlichsten Gefühle aus Tausender Herzen gerissen werden müssen.

Gesezt, daß Findelhäuser der wohlgemeinten Absicht entsprächen, so würden sie allerdings in Rußland wegen der bestehenden Sklaverei noch eher zu gestatten seyn, als in irgend einem andern Lande, weil jedes, in solcher Anstalt erzogne Kind ein freier Bürger wird, als welcher es dem Staate nüzlicher werden kann, als hätt es die Zal der Sklaven dieses oder jenes Gutsbesizers vermehrt. In andern Ländern aber würde der vollkommenste Erfolg solcher Anstalten nicht ohne die ungerechteste Uebervortheilung anderer Klassen statthaben können. Das beste Beförderungsmittel der Heirathen ist der hohe Arbeitslohn und Vermehrung der Geschäfte, wenn nun aber alle Werkstätten mit Lehrlingen aus den Findelhäusern angefüllt werden, so wird nothwendig die Nachfrage nach Arbeitern bei den Familien, die ihre Kinder mühsam selbst erziehn, geringer werden, es wird schwieriger werden, für seine Kinder zu sorgen, das beste Beförderungsmittel der Heirathen wird wegfallen.

Rußland hat mächtige innere Quellen des Wohlstandes. Es produzirt gegenwärtig mehr, als es verzehrt und bedarf, um erstaunende Fortschritte der Bevölkerung zu machen, nichts anders, als Freiheit für industriöse Bemühungen und Erleichterung des innern Verkehrs. Das Haupthinderniß ist die Leibeigenschaft oder vielmehr die Sklaverei der Bauern und die fast unvermeidlich damit verbundne

Ignoranz und Indolenz. Das Vermögen eines Russischen Edelmanns wird hauptsächlich nach der Anzal seiner Bauern geschäzt, die im Allgemeinen gleich Vieh gekauft und verkauft werden und nicht auf dem Gute haften. Sein Einkommen besteht in der Kopfsteuer, die er von allen männlichen Unterthanen erhebt. Wenn sich auf einem Gute die Bauern vermehren, so wird von Zeit zu Zeit eine neue Vertheilung vorgenommen und entweder mehr Land urbar gemacht, oder eines jeden Porzion noch geschmälert. Jeder Familie wird so viel Land zugemessen, als sie bearbeiten kann und als sie in Stand sezt, den Kopfschaz zu zalen. Offenbar ist es bei dieser Einrichtung das Interesse jedes Bauern, sein Stück Land nicht zu sehr zu verbessern, damit es nicht scheine, daß er mehr gewinne, als zum nothdürftigen Unterhalt seiner Familie und zur Entrichtung der Steuer erfordert wird, sonst wird man natürlich bei der nächsten Aeckervertheilung seinen Hof für hinreichend halten, zwei Familien zu unterhalten und ihm die Hälfte abnehmen. Sehr begreiflich, daß unter solchen Umständen der Ackerbau sehr schläfrig getrieben wird. Wenn einem Bauer zu viel von seinem Lande genommen wird, so beklagt er sich, daß er nicht im Stande sei, die Schazung zu bezalen und verlangt für sich oder seine Söhne die Erlaubniß, in die Stadt gehn und dort Verdienst suchen zu dürfen. Diese Erlaubniß wird von Vielen gesucht und ohne Schwierigkeit von den Gutsbesizern ertheilt, da denn die Kopfsteuer um etwas erhöht zu werden pflegt. Auf die Art bleibt das Land halbunangebaut liegen und die lauterste Quelle der Populazion wird verdorben. Ein Russi-

scher Edelmann, dem ich in Petersburg mehrere Fragen that wegen der Bewirthschaftung seines Guts, versicherte mir, daß er sich nie darum kümmere. Es schien, als wenn ihn die Verwaltung seines Guts gar im Mindesten nichts angienge. Cela me'est egal, sagte er, cela me fait ni bien ni mal. Er gab seinen Bauern Erlaubniß ihren Kopfschaz zu verdienen, wo und wie sie könnten, zufrieden, wenn er nur seine Summe erhielt. Es ist aber offenbar, daß er auf diese Weise die Volksvermehrung auf seinem Gute, mithin die künftige Zunahme seines Einkommens der Indolenz und der Bequemlichkeit aufopferte.

Doch ist es wahr, daß in den leztern Jahren manche Edelleute einige Sorgfalt für die Verbesserung und Volksvermehrung ihrer Güter getragen haben, wohin vorzüglich das Beispeil der Kaiserin Katharina gewirkt hat, welche die Kultur ihres Reichs angelegentlichst zu befördern suchte. Die vielen deutschen Kolonisten, die sie ins Land zog, nüzten nicht blos, insofern es ein Gewinn an freien Bürgern und nicht an Sklaven war, sondern ganz vorzüglich dadurch, daß sie vorleuchtende Beispiele des Fleißes abgaben und Kulturmethoden einführten, die bisher dem Russischen Landmann unbekannt waren. Und diese Bemühungen sind von dem schönsten Erfolg gekrönt worden. Es ist gewiß, daß Rußland unter Katharinens Regierung und seitdem in fast allen Provinzen an Kultur und Bevölkerung beträchtlich gewonnen hat. In einer spätern Ausgabe von Mr. Tooke's Uebersicht des Russischen Reichs ist eine genaue Liste aller im Jahr 1779 Gebornen, Gestorbnen und Verehlichten Griechischer Konfession mitgetheilt, die aus einem

sehr angesehenen deutschen Journal aufgenommen ist. Hiernach betrug der Ueberschuß an Gebornen in diesem Jahr 451,525. Das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen, dieser Liste zufolge, ist wie 183 zu 100, das der Gebornen zu den Heirathen wie 385 zu 100, das der Verstorbnen zu den Heirathen wie 210 zu 100. Es muß angemerkt werden, daß diese Verhältnisse bei weitem wahrscheinlicher sind, als diejenigen, die sich aus den früher angeführten Listen ergeben.

Kapitel 4.

Von den Hemnissen der Bevölkerung in dem mittlern Europa.

Ich habe mich bei den nördlichen Staaten länger aufgehalten, als vielleicht Manchem ihre Wichtigkeit zu erfordern schien, theils, weil ihr innerer Haushalt in mancher Hinsicht von dem unsern verschieden ist, theils weil eine, wenn gleich nur flüchtige Bekanntschaft mich in Stand sezte, diese und jene kleine, noch nicht bekannte Nachricht mitzutheilen.

In den mittlern Theilen von Europa ist die Vertheilung der Arbeit, das Verhältniß der Beschäftigungsweisen und der Unterschied der Städter und Landbewohner so wenig anders, als in England, daß man vergebens nach auffallenden, eigenthümlichen, in besondern Sitten und Gewohnheiten begründeten Hemnissen der Bevölkerung su-

chen würde. Ich will mich daher nur bemühn, den Leser auf einige Folgerungen aufmerksam zu machen, die sich aus den Geburts-, Sterbe und Heirathslisten ergeben, die uns für manche wichtige Punkte mehr Aufschluß liefern, als der aufmerksamste Reisende mittheilen könnte.

Ganz besonders wichtig scheint mir die Betrachtung zu seyn, wie, zufolge den Listen, die Frequenz der Heirathen von den mehrern oder wenigern Sterbfällen abhängt. Montesquieu bemerkt ganz richtig, daß da, wo nur Plaz sei für zwei Personen, ordentlich zu leben, gewiß immer eine Heirath erfolge, 1) aber bei der vorhandnen Bevölkerung in den meisten Theilen Europas dürfen wir, der Erfahrung gemäß, nicht erwarten, daß eine plözliche und bedeutende Erleichterung in dem Unterhalt einer Familie eintreten werde. Im Allgemeinen kann daher für eine neue Heirath nur durch Auflösung einer vorigen Raum geschaft werden, demzufolge finden wir, daß, ausgenommen nach einer, wie immer veranlaßten, außerordentlichen Sterblichkeit oder nach irgend einer schnellen Veränderung, die der Kultur und dem Handel besonders günstig sind, die Zal der jährlichen Heirathen vorzüglich durch die Zal der Verstorbnen bestimmt wird. Beide stehn im Wechselverhältniß. Wenig Länder nur giebt es, wo das gemeine Volk vorsichtig genug ist, das Heirathen zu verschieben, bis jeder gewiß ist, alle seine Kinder ordentlich unterhalten zu können. In den meisten Ländern wird daher die Sterblichkeit beträchtlich durch unmäßige Fre-

1) Esprit des loix liv. XXIII. ch. X.

quenz der Heirathen vermehrt, in jedem Lande aber, ohne Ausnahme, wird eine große Sterblichkeit, mag sie vorzüglich von dieser Ursache oder von der großen Anzal der Städte und Manufakturen oder von der ungesunden Lage u. s. w. herrühren, nothwendig häufigere Ehen zur Folge haben.

Einen, ich möchte sagen, schreienden Beleg geben einige Holländische Dörfer. Süßmilch hat gefunden, daß, unter gewöhnlichen Umständen, durch die Bank auf 107 bis 113 Menschen jährlich eine Heirath fällt. m) Nach Crome, der später schrieb, schwankt das Verhältniß zwischen 1 zu 92 und 1 zu 122, er nimmt daher, als das mittlere, eine jährliche Heirath auf 108 Menschen an. n) Aus den Listen von zwei und zwanzig Holländischen Dörfern aber, deren Richtigkeit, wie Süßmilch bezeugt, keinem Zweifel unterworfen ist, folgt, daß jährlich von 64 Personen ein Paar sich verheirathet. o) Dies ist eine unerhörte Abweichung von dem mittlern Verhältniß. Den ersten Augenblick war es mir so unbegreiflich, daß ich sehr unzufrieden mit Süßmilch ward, der sich bemüht, die Sache zu erklären, indem er viel von der großen Menge Gewerbe und den mancherlei Wegen redet, auf denen jemand in Holland sein Brod verdienen könne, denn, da

m) Süßmilch Göttliche Ordnung Th. I. S. 126.

n) Crome über die Größe und Bevölkerung der Europäischen Staaten. S. 88. Leipzig 1785.

o) Süßmilch Göttliche Ordnung Th. I. S. 127.

das Land mehrere Menschenalter hindurch sich in dem nämlichen Zustande schon befunden hat, so ist offenbar kein jährlicher neuer Zuwachs an Gewerbzweigen zu erwarten, die vorigen werden aber alle schon hinreichend mit Menschen versehn seyn.

Alles klärte sich indeß augenblicklich auf, da ich die Sterblichkeit in eben diesen Dörfern zu $\frac{1}{22}$ und $\frac{1}{23}$ angegeben fand, p) statt, daß sie da, wo die Heirathen sich verhalten wie 1 zu 108, $\frac{1}{38}$ zu seyn pflegt. Die Gebornen und Verstorben halten sich ebendaselbst ungefähr das Gleichgewicht. Die ungewöhnliche Menge der Heirathen ward nicht durch neueröffnete Erwerbquellen veranlaßt, brachte mithin auch keine Zunahme der Volksmenge zuwege. Sie ward blos durch die, wegen der größern Sterblichkeit schnellere Auflösung der alten Ehen und die dadurch entstehenden Lücken verursacht, die einem neuen Paar Unterkommen gaben.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, ob die unmäßige Frequenz der Heirathen, das ist, die dadurch bewirkte, im Verhältniß zur Masse der Nahrungsmittel, überzälige Menschenmenge die größere Sterblichkeit veranlaßt habe, oder ob die, in der Natur der Beschäftigungen und des Landes begründete, beträchtlichere Sterblichkeit zu den häufigeren Heirathen Gelegenheit gegeben habe. In dem vorliegenden Fall bin ich allerdings geneigt, das leztere anzunehmen, vorzüglich da man allgemein darin überein-

---

p) Süßmilch Göttliche Ordnung. Th. I. S. 92.

stimmt, daß der gemeine Mann in Holland vor der Revoluzion es im Ganzen recht gut hatte.

Welch ein Kontrast zwischen Holland und Norwegen! In Norwegen ist die Sterblichkeit $\frac{1}{48}$, es verheirathet sich von 130 Menschen 1 Paar; in diesen Holländischen Dörfern ist die Sterblichkeit $\frac{1}{27}$, dagegen kommt eine Heirath auf 64 Menschen. Der Unterschied beträgt mehr als das doppelte. In beiden Fällen wird der Abgang durch neue Heirathen richtig ersezt, ein sprechender Beweis, wie Heirathen und Sterbfälle sich gegenseitig bedingen, wie, ausgenommen den Fall, da durch rasche Fortschritte des Ackerbaus die Masse der Nahrungsmittel plözlich vermehrt wird, häufigere Heirathen nur dazu dienen, die Sterblichkeit zu steigern und umgekehrt. Rußland macht jezt wirklich bedeutende Fortschritte im Ackerbau, daher kann das Verhältniß der Heirathen beinahe mehr, als das gewöhnliche seyn, wärend die Sterblichkeit ungemein gering ist. Wie aber die Bevölkerung Rußlands steigt, muß entweder die Mortalität unfehlbar zunehmen, wenn das Verhältniß der Heirathen dasselbe verbleibt, oder aber, wenn die Sterblichkeit sich gleich bleibt, müssen nothwendig die Ehen seltner werden.

Süßmilch hat mehrere Beispiele angeführt, welche dieses allmälige Seltnerwerden der Heirathen, jenachdem das Land gedrängter bevölkert worden ist und alle Erwerbquellen mehr erschöpft sind, vortreflich erläutern. In Leipzig war das Verhältnis der Heirathen zur Volksmenge im Jahr 1620 wie 1 zu 82, von 1741 bis 1756 war es

wie 1 zu 120, q) in Augsburg im J. 1510 wie 1 zu 86, im J. 1750 wie 1 zu 123, r) in Danzig im J. 1705 wie 1 zu 89, im J. 1745 wie 1 zu 118 s) u. s. w.

Im Allgemeinen läßt es sich als ausgemacht behaupten, daß alle direkten Aufmunterungen zur Heirath eine vermehrte Sterblichkeit nach sich ziehn müssen. Der Hang zum Heirathen ist, an und für sich, in jedem Lande schon so groß, daß ohne weitern Impuls von oben an jedem passenden Ort sich ein Paar einfindet. Solche Aufmunterungen sind daher entweder schlechterdings nichtig, oder sie veranlassen eine Heirath da, wo kein gehöriger Raum dafür ist, die unausbleiblichen Folgen sind dann vermehrte Armut und Sterblichkeit. Montesquieu sagt in seinen lettres persannes, daß, wärend der vorigen Kriege eine Menge, junger Leute aus Furcht vor der Werbung sich verheirathet habe, ohne Mittel zum Unterhalt einer Familie zu haben, daß aus diesen Ehen ein Heer von Kindern entsprungen sei „que l'on cherche encore en France et que la misère, la famine et les maladies en ont fait disparoitre.“ t)

Ganz unbegreiflich ist es daher, wenn er nach Anführung dieser handgreiflichen Folgen direkter Auffoderungen

---

q) Süßmilch Göttliche Ordnung. Th. I. S. 132.

r) Id. S. 134.

s) Id. S. 135.

t) Lettre c. XXII.

zur Ehe an einer andern Stelle behauptet, u) Europa befände sich noch in einem solchen Zustande, daß Geseze nothwendig wären zur Beförderung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts.

Süßmilch hängt denselben Ideen nach und behauptet, obgleich er des Falls gedenkt, da die Zal der Heirathen nothwendig stillstehn müsse, wenn die Masse der Nahrungsmittel nicht ferner zunehmen könnte und einige Länder anführt, in denen die Zal der geschlossenen Ehen genau von der Zal der Verstorbnen abhänge, daß es eine der Hauptpflichten der Regierung sei, auf das Verhältniß der Heirathen Rücksicht zu nehmen. Er erinnert an August und Trajan und meint, ein Fürst oder Minister würde in der That den Namen Vater des Volks verdienen, der das Verhältniß der Heirathen etwa von 1 zu 120 oder 125 auf 1 zu 80 oder 90 brächte. v) Da aber eben aus den Thatsachen, die er anführt, unwidersprechlich erhellt, daß in beträchtlich bevölkerten Ländern kein wirksameres Beförderungsmittel der Heirathen ist, als der Tod, so möchte der Fürst, dem es gelingen würde, das Verhältniß der Heirathen so zu heben, eher den Namen eines Blutdürstigen Kriegers als eines Vaters des Volks verdienen.

Das Verhältniß der jährlich Gebornen zur ganzen Volksmenge wird offenbar durch die Zal der jährlich gestifteten Ehen bedingt und hängt daher in einem Lande, das keine große Volksvermehrung mehr verstattet, so gut, wie

u) Esprit des loix liv. XXIII. ch. XXVI.

v) Süßmilch Göttliche Ordnung Th. I. S. 151.

die Zal der Heirathen, von den mehrern oder wenigern Sterbfällen ab. Wo die Volksmenge nicht wirklich abnimmt, da füllen die Neugebornen die durch den Tod verursachten Lücken und das um so mehr, als die zunehmende Kultur des Landes verstattet. Beinah in ganz Europa werden mehr geboren als gestorben sind, ausgenommen die Jahre, wo besonders verheerende Seuchen oder Kriege herschten. Da aber die Sterblichkeit in verschiednen Ländern so sehr verschieden ist, so muß auch das Verhältniß der Gebornen sehr wechseln. In 39 Holländischen Dörfern, wo die Sterblichkeit $\frac{1}{23}$ ist, verhalten sich die Gebornen auch ungefähr wie 1 zu 23. w) In den kleinen nahrhaften Brandenburgischen Städten ist die Sterblichkeit $\frac{1}{29}$, geboren wird beinah der fünf und zwanzigste. x) In Schweden betragen die Verstorbnen $\frac{1}{35}$, die Geburten $\frac{1}{28}$ der Volksmenge. y) In Norwegen ist das Verhältniß der Sterblichkeit $\frac{1}{48}$, das der Geburten $\frac{1}{34}$. In allen diesen Ländern richtet sich offenbar die Zal der Gebornen nach der der Verstorbnen, wenn man den Ueberschuß, den das Emporkommen dieser verschiednen Länder verstattet, abrechnet. In Rußland muß dieser Ueberschuß beträchtlich seyn, da, wenn wir die Sterblichkeit auch nur zu $\frac{1}{48}$ oder $\frac{1}{50}$ annehmen, auf je 26 Einwohner e i n Neugeborner kommt.

Die Statistiker haben sich bemüht ein allgemeingültiges, mittleres Verhältniß der Sterblichkeit ausfindig zu

w) Süßmilch Göttliche Ordnung. Th. I. S. 225.

x) Id. S. 80 u. 225.

y) Id. S. 225.

machen, aber ich seh nicht, wozu es, wenn es auch möglich wäre, viel nüzen würde. Wenig würd es helfen, die Bevölkerung von Europa oder der ganzen Erde herauszubringen, wenn man aber nach einem solchen allgemeinen Maaßstabe die Bevölkerung eines einzelnen Landes schäzen wollte, so würde man, da eine Breite von 1 zu 20, bis 1 zu 60 an verschiednen Orten stattfinden kann, leicht in die gröbsten Irthümer verfallen, wenn man nicht auf eine Menge anderer Umstände zugleich Rücksicht nähme.

Ein Hauptumstand, der sehr merklichen und konstanten Einfluß auf den Grad der Sterblichkeit hat, ist das Verhältniß der Städter und Landbewohner. Zusammengedrängte Wohnungen und mehr sizende Beschäftigungen sind der Gesundheit durchgängig nachtheilig. So hat man berechnet, daß, wo die Städter sich zu den Landleuten verhalten, wie 1 zu 3, die Sterblichkeit ungefähr $\frac{1}{38}$ ist, diese steigt zu $\frac{1}{33}$ oder $\frac{1}{31}$, wenn die Städter $\frac{2}{5}$ oder $\frac{3}{7}$ ausmachen, sie fällt unterhalb 1 zu 36, wenn sie nur $\frac{2}{9}$ oder $\frac{1}{4}$ betragen.

Süßmilch meint, die mittlere Zal für die Sterblichkeit, Stadt und Land in einander gerechnet, sei $\frac{1}{36}$. z)

Crome a) schließt aus einer Menge angeführter Thatsachen, daß man die Europäischen Staaten in drei Klassen theilen könne, denen ein verschiednes Mortalitätsverhältniß zukomme. Für die reichsten und bevölkertsten

---

z) Süßmilch Göttliche Ordnung. Th. I. S. 91.

a) Crome über die Größe und Bevölkerung der Europäischen Staaten. 120. 122. 127.

Länder, wo die Städte ungefähr ein Drittel der ganzen Volksmenge enthalten, gilt das Verhältniß 1 zu 30. In denjenigen, die in Ansehung der Bevölkerung und Kultur ziemlich in der Mitte stehn, kann man annehmen, daß jährlich der 32ste Mensch stirbt. Für die sparsambevölkerten nördlichen Länder könne Süßmilchs Angabe 1 zu 36 angenommen werden.

Kapitel 5.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in der Schweiz.

Vor etwa 35 oder 40 Jahren wurden, wie es scheint, die Schweizer von einem panischen Schrecken wegen Entvölkerung ihres Landes ergriffen. Die gleichzeitigen Verhandlungen der ökonomischen Sozietät zu Bern sind voll von Aufsäzen, in denen über den Verfall des Ackerbaus, der Manufakturen, der Künste und über die bevorstehende Gefahr des gänzlichen Mangels an Menschenhänden gejammert wird. Die meisten Verfasser dieser Aufsäze betrachteten die Verminderung der Volksmenge als eine so ausgemachte Sache, daß sie keines Beweises bedürfe und beschäftigten sich daher nur mit allerlei Projekten, dem Uebel abzuhelfen, der eine wollte Hebammen ins Land gerufen, der andre Findelhäuser errichtet wissen, arme Mädchen sollten ausgestattet, Geseze wider die Auswanderung

gegeben und die Ansiedlungen der Ausländer begünstigt werden. b)

Unter andern befindet sich aber ein äußerst interessanter Aufsaz des Herrn Müret, Pfarrers zu Vevay darin, der es doch für gerathen fand, erst die Existenz oder Nichtexistenz des Uebels zu untersuchen, bevor man Mittel dawider vorschlüge. Er stellte die mühsamsten und genauesten Nachforschungen in den Kirchenbüchern mehrerer Pfarren an und verglich die Zal der Gebornen in drei verschiedenen Zeiträumen, den ersten nahm er von 1550 bis 1620, den zweiten von da bis 1690, den dritten bis 1760. c) Da er nun fand, daß die Zal der Geburten in dem zweiten Zeitraum geringer als im ersten sei, im dritten aber noch etwas mehr abgenommen habe, so hielt er die allmälige Entvölkerung der Schweiz für ausgemacht.

Die erstere Thatsache zugegeben, so ist doch die Schlußfolge durchaus nicht so unumstößlich, als Herr M. vermeint. Vielmehr bin ich nach andern, eben in seinem Aufsaz angegebenen Thatsachen geneigt zu glauben, daß seit dem sechzehnten Jahrhunderte solche günstige Veränderungen in den Sitten der Schweizer vor sich gegangen sind, daß die Vorsicht in Ansehung des Heirathens, die Reinlichkeit u. s. w. so zugenommen hat, daß jezt eine größere Menge von Kindern das Mannsalter erreicht, welche ge-

---

b) Mèmoires etc. par la société economique de Berne année 1766.

c) Id. p. 15.

ringere Sterblichkeit dann auch nur einen geringern Ersaz von Geburten verlangt.

Aus den eignen Berechnungen des Herrn M. ergiebt sich, daß in dem leztern Zeitraum das Mortalitätsverhältniß besonders gering und die Wahrscheinlichkeit der Kinder, das Mannsalter zu erreichen, ungemein beträchtlich war. In den vorhergehenden Zeiträumen können diese Verhältnisse unmöglich so günstig gewesen seyn, da er eine lange Liste der häufigen Seuchenläufte giebt, welche im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert das Land verheerten. „Die vormalige Entvölkerung der Schweiz" sagt er d) selbst „müssen den häufigen Pesten und Seuchen zugerechnet werden, welche in frühern Zeiten herschten."

Nehmen wir nun für jene ungemein ungesunden Zeiträume das Verhältniß von 1 zu 32 an, ein Verhältniß das heut zu Tage in vielen Ländern stattfindet, die ganz frei von Seuchen sind. Für den lezten Zeitraum giebt Herr M. das Verhältniß 1 zu 45 an. Die Geburten müssen sich nach diesen verschiedenen Mortalitätsverhältnissen nothwendig richten, sie werden sich, wenn sie in dem dritten Zeitraum wie 1 zu 36 sind, e) in den erstern ungefähr wie 1 zu 26 verhalten haben. Auf die Art haben wir, wenn wir die Volksmenge nach der Zal der Geburten schäzen wollen, zwei ganz verschiedne Multiplikatoren für die verschiednen Zeiträume und es ist klar, daß die absolute

d) Memoires etc. par la societé economique de Berne année 1766. p. 22.

e) Id. premiére partie p. 21.

Zal der Geburten vormals wirklich größer gewesen seyn kann, ohne daß daraus wirklich eine Abnahme der Volksmenge zu folgern ist.

Im vorliegenden Falle betrug die Anzal der binnen dem ersten Zeitraum von 70 Jahren in 17 Pfarren des Waadtlandes Gebornen 49860, welches fürs Jahr ungefähr 712 giebt. Dies mit 26 multiplizirt würde eine Volksmenge von 18512 Köpfen geben. Im lezten Zeitraum von 70 Jahren war die Summe der Gebornen nur 43910, f) das ist aufs Jahr ungefähr 626. 626 aber 36 mal genommen macht 22536. Wenn wir uns daher in den Multiplikatoren nicht geirrt haben, so hat die Bevölkerung, statt abzunehmen, wie behauptet worden, beträchtlich zugenommen.

Daß ich die Sterblichkeit wärend des ersten Zeitraums nicht zu hoch angenommen habe, dafür sprechen außer vielen andern Gründen die Resultate der Kirchenbücher in dem benachbarten Genf. g) Aus diesen erhellt, daß im sechzehnten Jahrhundert die mittlere Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer nur 18,511 Jahre betrug, im siebzehnten Jahrhundert 23,358, im achtzehnten aber zwei und dreißig und ein fünftel Jahre.

Es ist höchstwahrscheinlich, daß eine ähnliche, wenn auch nicht gleiche Verringerung der Sterblichkeit in der Schweiz überhaupt eingetreten ist, die größere oder gerin=

---

f) Mem. etc. par la societé econ. de Berne, année 1766. première partie p. 16.

g) Bibliotheque brittannique Genèves. tom. IV. p. 328.

gere Sterblichkeit aber bedingt die Ergiebigkeit der Geburtslisten.

Herr M. erwähnt selbst mehrerer Beispiele, welche laut für dies ursachliche Verhältniß der Sterbfälle und Geburten sprechen, aber, statt die Sache zu begreifen, schreit er Wunder.

Er klagt über die geringe Fruchtbarkeit des Schweizer Frauenzimmers und sagt, daß in Preußen, Schweden, Frankreich und allen andern Ländern, deren Register er nachgeschlagen habe, das Verhältniß der Gebornen größer sei als im Waadtlande, wo nur auf 36 Personen im Jahr eine Geburt komme. In Lyon, sagt er, ist das Verhältniß der Gebornen $\frac{1}{28}$, in den kleinern Städten umher $\frac{1}{25}$ und auf dem Lande umher $\frac{1}{25}$ oder $\frac{1}{24}$. Wie sehr steht das Waadtland zurück, ruft er aus, wo das seltenste, glücklichste Verhältniß in zwei Pfarren $\frac{1}{26}$ ist, in vielen aber das Verhältniß noch ungünstiger als $\frac{1}{40}$ ist. Dieselbe Verschiedenheit, bemerkt er gleich darauf, findet statt, in Ansehung der mittlern Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer. In Lyon beträgt sie wenig über 25 Jahre, wärend im Waadtlande die geringste Wahrscheinlichkeit $29\frac{1}{2}$ Jahre ist, ja an manchen Orten gar über 45 Jahre. h)

„Wie geht es doch zu" sagt er, „daß das Land, wo die Kinder den Gefahren der Kindheit am glücklichsten entgehn und wo die mittlere Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer nach jeder Berechnung die günstigste ist, in Anse-

---

h) Mem. etc. par la soc. econ. de Berne. 1766. p. 47. 48.

hung der Fruchtbarkeit so sehr zurücksteht? Wie geht es zu, daß eben in der Pfarre, in welcher die mittlere Lebensdauer die höchste ist, die wenigsten Kinder erzeugt werden?"

Zur Beantwortung dieser Frage will ich eine Vermutung wagen, die ich indeß für weiter nichts, als eine solche ausgebe. Ist es nicht die Weisheit Gottes, die, um allenthalben das gehörige Gleichgewicht der Bevölkerung zu erhalten, gewollt hat, daß die Lebensdauer in jedem Lande in umgekehrtem Verhältniß mit der Fruchtbarkeit stehn sollte?

Wirklich scheint die Erfahrung meine Vermutung zu erhärten. Das Alpendorf Lezin, das 400 Einwohner enthält, bringt im Jahr nur ungefähr 8 Kinder hervor. Im Waadtlande kommen auf dieselbe Zal etwa 11, in Lyon aber 16 Kinder, wenn nun aber im zwanzigsten Jahre von den 8, 11 und 16 Kindern gleichviele übrig sind, so ist klar, daß die Energie des Lebens, auf der einen Seite, die größere Fruchtbarkeit, auf der andern, auszugleichen vermag. i)

Herr M. muß wirklich nicht wenig erstaunt gewesen seyn, zu finden, daß eben unter den gesundesten Leuten die geringste Fruchtbarkeit hersche, da er, um die Sache zu erklären, seine Zuflucht zu einem Wunder nimmt. Aber es bedarf keiner Gottheit, diesen Knoten zu lösen, es bedarf nicht der widerstehenden Hypothese, daß die Frucht-

---

i) Mem. etc. par la soc. econ. de Berne, année 1766. prèm. part. p. 48. seq.

barkeit der Frauenzimmer im umgekehrten Verhältniß mit ihrer Gesundheit stehe.

Der Grad der Salubrität in verschiednen Ländern ist unstreitig sehr verschieden, theils wegen der mannigfaltigen Naturbeschaffenheit, theils wegen der mancherlei Sitten und Beschäftigungsarten. Wo nun die Mortalität größer ist, da muß auch die Anzal der Gebornen beträchtlicher seyn, theils wegen der mehrern Frequenz der Heirathen, durch die häufigere Nachfrage nach Arbeitern veranlaßt, theils wegen der größern Fruchtbarkeit der in jugendlicherem, den Geschlechtsfunkzionen günstigerem Alter geschlossenen Heirathen. Gegentheils, wenn ein Land einer ausgezeichneten Salubrität genießt, wenn keine Ableitung der überschüssigen Volksmenge durch Auswanderung stattfindet, dann wird die Nothwendigkeit des zuvorkommenden Hemnisses Allen so einleuchten, daß sie sich darunter beugen oder — verhungern müssen, da die Heirathen dem zufolge spät geschehn, so wird die Zal derselben in Vergleich der Volksmenge eben nicht gering seyn, aber jede Ehe wird, begreiflich, weniger ergiebig an Kindern seyn müssen. In der von Herrn M. erwähnten Pfarre Lezin scheinen alle diese Umstände mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit obgewaltet zu haben. DieLeziner genießen der gesundesten gemäßigten Bergluft, alle führen sie das harmlose, gedeihliche Hirtenleben. Die mittlere Lebensdauer unter ihnen ist 61 Jahre. k) Die Zal der Gebornen und Verstorbnen war seit 30 Jahren fast völlig gleich, ein Beweis,

k) Mém. par la soc. econ. de Berne. Année 1766. p. 64.

daß dieses Völklein die Auswanderung scheut, daß die Nahrungsquellen um nichts vermehrt worden sind. Wir können daher mit gutem Grunde schließen, daß hier alle vorhandne Weide genuzt ward, daß die Heerden um nichts vermehrt werden konnten, mithin durften der Hirten nicht mehrere seyn. Unter diesen Umständen war es jedem jungen Mann unmöglich, sein väterliches Haus zu verlassen und sich zu verheirathen, bevor nicht der Tod eine Sennhütte für ihn frei gemacht hatte. Dies geschah aber selten wegen der ungemeinen Gesundheit und Lebensdauer des Volks, die Zeit der Junggesellenschaft war daher bei den meisten sehr langwierig. Der Zusammenhang der Sache springt hier beinah noch mehr in die Augen, als bei Norwegen, da die Zal der Gebornen und Verstorbnen hier so genau übereinkommt. Gesezt, ein Vater hätte unglücklicherweise eine ungewöhnlich große Familie, so gereichte diese gewis eher zur Verminderung als zur Vermehrung der Heirathen. Vielleicht vermag er kaum mit größter Anstrengung sie Alle zu ernähren, nur erst nach seinem Tode wird einer seiner Söhne heirathen können, hätte er statt dessen nur einen Sohn gehabt, der hätte schon viel früher heirathen können. Im Allgemeinen kann man wol annehmen, daß vier erwachsene, unverheirathete Personen mehr oder weniger eine Ehe hindern oder fördern.

Da in dieser Pfarre die Ehen, wenige Ausnahmen abgerechnet, sehr spät geschlossen werden mußten und wegen der ungemeinen Gesundheit und Lebensdauer noch später durch den Tod aufgelößt wurden, so ist offenbar, daß die meisten Ehen zwischen sehr bejahrten Leuten stattfinden,

und eine Menge der Frauen über die Periode der Fruchtbarkeit hinaus seyn mußten. Wirklich kommt auch in Lezin nur auf 12 Ehen jährlich 1 Kind. Das Verhältniß der Gebornen zur ganzen Volksmenge ist 1 zu 49 und das der Jugend unterhalb 16 Jahren zu derselben nur 1 zu 3. l) Als ein entgegengeseztes Beispiel führt Herr M. die Pfarre St. Cergun am Jura an, wo das Verhältniß der Ehen zu den jährlichen Geburten wie 4 zu 1, das der Gebornen zu allen Einwohnern wie 1 zu 26 und das der Personen unter und über 16 Jahren beinah gleich war.

Nach der wirklichen Zal der Gebornen, sagt er, hätte man eigentlich schließen müssen, daß Lezin nur etwa um ein Fünftel mehr Einwohner enthalte, als St. Cergun, statt daß sich bei der Zälung für jene Pfarre 405, für diese nur 171 Einwohner ergaben. m) St. Cergun ist um nichts weniger gesund, das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen ist 7 zu 4 und doch ist die Bevölkerung nur 171 und hat seit langer Zeit nicht zugenommen. Hier muß nothwendig Auswanderung stattgefunden haben. Dafür spricht auch die geringe Anzal der Erwachsenen und die Nähe der Landstraße von Genf nach Paris macht es begreiflich. Daß Auswanderung in diesem oder jenen Dorfe mehr oder minder Sitte ist, scheint mir sehr vom Zufall abzuhängen. Gelingt es einigen, so wird dies Beispiel mehrere reizen, mislingt es den erstern, so wird man hübsch zu Hause bleiben. Diese seltnern oder häufigern

---

l) Mém. etc. p. 11 und 12.

m) Id. p. 11.

Auswanderungen haben dann mächtigen Einfluß auf das Verhältniß der Geburten. Würde es unter den Lezinern Sitte auszuwandern, so würde das Verhältniß der Geburten gewiß bald ganz anders werden.

Herr M. theilt noch eine Menge anderer, sehr wichtiger Thatsachen mit, aus denen aber nicht das erhellt, was Herr M. zu beweisen wünscht, sondern vielmehr, daß im Waadtlande die zuvorkommenden Hemnisse sehr mächtig vorherschen. Aus guten Gründen darf man schließen, daß ebendieselben in der ganzen Schweiz sehr wirksam sind, wenn gleich an verschiednen Orten mehr oder weniger, jenachdem ein Ort gesund ist und schmalere oder zu erweiternde Erwerbquellen bietet. Ein auffallendes Beispiel giebt die Stadt Bern. Von 1583 bis 1654 hatte der kleine Rath 487 Familien in die Bürgerschaft aufgenommen, von diesen erloschen binnen zwei Jahrhunderten 379, 1783 waren nur 108 derselben übrig. Von 1684 bis 1794 erloschen 207 Berner Familien. n)

Die unverheiratheten Personen, Wittwer und Wittwen eingeschlossen, machen in Bern beträchtlich mehr als die Hälfte aller Erwachsenen aus, die Jugend unter 16 Jahren beträgt $\frac{1}{5}$. o) Hier sind deutliche Spuren des zuvorkommenden Hemnisses.

Die Bauern des Kantons haben immer in dem Rufe der Wohlhabenheit gestanden, und dieser ist ohne Zweifel

---

n) Statistique de la Suisse Durand tom. IV. p. 405. 8vo, 4 vol. Lausanne 1796.

o) Beschreibung von Bern Theil II. S. 35. Bern 1796.

eben diesem Hemmisse zuzuschreiben. Ein Gesez befielt, daß niemand sich verheirathen darf, der nicht alle zur Miliz gehörige Rüstung eigenthümlich besizt.

Hiedurch sind mit einem Male die Blutärmsten vom Heirathen ausgeschlossen, zugleich kann dies Gesez auf die Lebensart und Betriebsamkeit mancher junger Leute den vortheilhaftesten Einfluß haben, da sie nur durch angestrengten Fleiß und gescheidte Sparsamkeit die Erreichung ihres Zwecks möglich sehn. Wahrscheinlich aber wird der junge Mann, der in dieser Absicht sich in Dienst begiebt, seys zu Hause oder auswärts, wenn er nun das Vorgeschriebne erworben hat, einen edlen Stolz fühlen und nicht damit zufrieden seyn, eben das Vorgeschriebene zu besizen, sondern auch noch etwas im Voraus zum Unterhalt einer Familie erwerben wollen. Es that mir sehr leid, daß ich auf meiner Reise in der Schweiz nicht, wie ich gewünscht hatte, genaue Erkundigungen über die kleinern Kantone einziehn konnte, aber der unruhige, verwirrte Zustand des ganzen Landes machte es unmöglich. Wahrscheinlich aber herscht hier eben die Organisazion, und das zuvorkommende Hemniß ist eben so nothwendig, als in den erwähnten Alpenpfarren des Waadtlandes, ausgenommen etwa da, wo die Sitte des Auswanderns sehr eingerissen oder Manufakturen eingeführt sind.

Der Bevölkerung eines Landes, das schlechterdings nur von Viehzucht lebt, sind offenbar sehr enge Grenzen gesteckt. Nirgends kann die Kunst weniger Verbesserungen anbringen, als bei Alpenweiden. Die große Schwierigkeit in diesem Theil der Schweiz, wie in Norwegen be-

steht darin; hinreichend Winterfutter zu finden für die Menge Vieh, die den Sommer über auf der Alp Weide hat. Darum wird jede Handvoll Gras mit der mühsamsten Genauigkeit eingesammelt. Mit Lebensgefahr klimmt der Schweizer auf die Felsen, wohin das Vieh nicht kommen kann, um Handhohes Gras zu schneiden. In den Thälern ist Alles so rein weggeschoren, wie mit einer Scheere. In der Schweiz, wie in Norwegen scheint die Kunst zu mähn aus gleicher Ursache den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben. Dessen ungeachtet bleibt die Zal der Heerden sehr beschränkt. Diese aber bedingt die mögliche Volksmenge. Obgleich die oberen Gegenden der Schweiz in dem vorigen Jahrhundert an Bevölkerung gewonnen haben, so möchte doch schwerlich die Volksmenge in den Alpen um Vieles zugenommen haben. An einigen Orten in den kleinern Kantonen hat man Manufakturen eingeführt, die, indem sie mehr Arbeit und Verdienst gegeben haben, um dafür draußen mehr Korn kaufen zu können, begreiflicher Weise die Volksmenge vermehrt haben. Aber die Vaterländischen Schriftsteller kommen alle darin überein, daß die Manufakturorte an Gesundheit, Sittlichkeit und Glückseligkeit sehr verloren haben.

Beim Hirtenleben ist immer mehr Nahrung als Arbeit da. Der Hirt hat viele Muße, daher Neigung zum Auswandern, daher vormals so viele Schweizer in fremden Diensten. Wenn ein Vater mehr als einen Sohn hatte, so pflegten die andern als Soldaten, Kaufleute u. s. w. in die Fremde zu gehn.

Es ist möglich, wenn gleich nicht wahrscheinlich, daß in einem Lande, wo das zuvorkommende Hemniß so mächtig ist, eine Weile eine unmäßige Auswanderungssucht einriß, wodurch dann ein so allgemeines Geschrei wegen Entvölkerung entstand. Fand eine solche ungewöhnliche Auswanderung wirklich statt, so ward dadurch ohne Zweifel die Lage des gemeinen Mannes sehr verbessert. Alle Fremde, die die Schweiz bald nach dieser Zeit bereist haben, rühmen, daß der Schweizer Bauer es besser habe, als der Landmann in den meisten andern Ländern. Auf meiner neulichen Reise fand ich mich aber in diesen meinen Erwartungen sehr betrogen. Gröstentheils ist der verminderte Wohlstand den Drangsalen der unseeligen Unruhen und Kriege zuzuschreiben, etwas Schuld scheinen aber doch auch die falschen Bemühungen der verschiednen Regierungen, die Volksmenge zu vermehren, zu haben, etwas selbst die Anordnungen wohlgesinnter Männer, welche zu Anfang gewiß zur Verbesserung des Zustandes der Armen beitrugen, in der Folge aber den Absichten der Stifter ganz entgegengesezte Wirkungen hatten.

Von dem leztern erfuhr ich ein interessantes Beispiel auf einer Lustreise nach dem lac de Joux, im Juragebürge. Kaum war die Gesellschaft abgestiegen, als die Wirthin eines kleinen Wirthshauses am Ende des Sees über die Armut und das Elend zu klagen anfieng, das in allen Pfarren ringsumher herschte. Das Land brächte wenig hervor, sagte sie, und doch wimmelte es von Menschen, Bursche und Mädchen verheiratheten sich, die noch in die Schule gehn sollten, solange man fortführe so früh in die

Ehe zu laufen, würde das Elend und die Verlegenheit ums Brod kein Ende haben.

Der Bauer, der uns hernach an die Quelle der Orba führte, war noch weitläuftiger und schien so gesunde Begriffe über die Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung zu haben, als wenige Gelehrte. Die Weiber wären gar fruchtbar, sagte er, die Bergluft wäre so rein und gesund, daß nur wenige Kinder stürben, ausgenommen vor baarem Mangel, der unfruchtbare Boden wäre nicht im Stande, der Menge Menschen, die jährlich das Mannsalter erreiche, genug Beschäftigung und Nahrung zu geben, der Arbeitslohn sei daher sehr gering und unzureichend, eine Familie gehörig zu unterhalten, so viele aber auch ein armseliges Leben führten und beinah verhungerten, so ließen sich doch die jungen Leute nicht abschrecken, sondern heiratheten drauf los und zeugten eine Menge Kinder, die sie nicht im Stande wären, zu unterhalten. Diese Gewohnheit, allzu frühzeitig zu heirathen, könnte mit Recht le vice du pays genannt werden, sagte er; ja, er war so vollkommen überzeugt von dem unvermeidlichen Elend, das daraus entspringt, daß er meinte, man müßte ein Gesez geben, das allen Männern vor dem vierzigsten Jahre zu heirathen verböte und auch dann noch blos die Ehe mit „des vieilles filles" verstattete, die statt der sechs oder acht Kinder nur etwa zwei oder drei geböhren.

Mich ergözte der Ernst seiner Standrede und vornemlich der wohlgemeinte Gesezesvorschlag ganz ungemein. Er mußte das, durch eine übermäßige Bevölkerung veranlaßte Elend sehr in der Nähe gesehn und sehr eindringend

gefühlt haben, da er ein so heftiges Mittel vorschlagen konnte. Und wirklich fand sichs bei meiner Nachfrage, daß er selbst sich sehr früh verheirathet hatte.

Blos darin irrte er, daß er sein Raisonnement einzig auf unfruchtbare Länder beschränkte, in den ergiebigern Ebnen, meinte er, seyen keine Hemnisse der Heirathen nöthig. Ein sehr verzeihlicher Irthum für ihn, der nur kurze Zeit auf dem platten Lande gewesen war, da hier die Schwierigkeit nicht nur wegen der Größe des Objekts weniger begreiflich ist, sondern auch wirklich weniger stattfindet, wegen der, durch Sümpfe, Städte, Manufakturen u. s. w. veranlaßten, größern Sterblichkeit.

Da ich mich nun erkundigte nach der Hauptursache des „vorherschenden Lasters seines Landes" so entwickelte er mir die Sache mit ungemeiner Präzision. Er erzälte mir, daß vor mehrern Jahren eine Manufaktur von polirten Steinen in der Gegend angelegt worden sei, die eine Weile sehr geblüht hätte und allen Leuten umher Arbeit und guten Lohn verschafft hätte, daß durch die Leichtigkeit, für eine Familie Unterhalt zu finden, da hier auch Kinder etwas verdinen konnten, das frühe Heirathen besonders in Schwung gekommen sei, daß man immer noch fortfahre, sich so frühzeitig zu beweiben, seitdem schon lange die Manufaktur, der veränderten Mode wegen, oder um irgend einer andern Ursache willen, keinen guten Fortgang mehr habe. In den leztern Jahren wären gar Viele ausgewandert, aber die Jungen wüchsen so reichlich hervor, daß es die Menge überflüssiger Männer gebe und die Leute sich nicht aus dem Elend herauswinden könnten. Im häufi-

gen Gespräch mit dem gemeinen Mann in der Schweiz und Savoyen fand ich eine Menge Leute, die, wenn sie auch die ganze Sache nicht so klar durchschauten, wie mein Freund vom lac de Joux, doch vollkommen von dem Elend überzeugt waren, was sie sich, für ihre Person, durch allzufrühe Heirathen unfehlbar aufbürden würden. Im Allgemeinen darf ich aus diesen Unterredungen schließen, daß es nicht so ungeheuer schwierig seyn möchte, als mancher wol glaubt, dem großen Volkshaufen richtige Begriffe über die Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung beizubringen und ihn zu überzeugen, daß eine unmäßige Volksmenge schlechten Arbeitslohn und Arbeit nothwendig zur Folge habe.

Die Armen haben in der Schweiz kein gesezmäßig bestimmtes Einkommen, aber jede Pfarre besizt einige Gemeinländereien, deren Ertrag zum Besten der Armen verwandt zu werden pflegt. Dies reicht aber nicht immer zu, es werden daher von Zeit zu Zeit freiwillige Sammlungen angestellt. Die Versorgung bleibt aber doch immer ungewiß, kann daher nicht den nachtheiligen Einfluß haben, wie die Armentaxen in England. In mehrern Pfarren hat man seit einigen Jahren das Gemeinland parzellirt und unter die Armen vertheilt, dadurch hat ohne Zweifel die Kultur gewonnen, aber, da man wahrscheinlich zu gutmüthig dabei verfahren ist, so hat diese Methode die Heirathen unter den Armen sehr begünstigt und dadurch die Zal der Nothleidenden wiederum vermehrt, wenigstens glaub ich in der Nachbarschaft derjenigen Pfarren, deren Gemein-

ländereien die ergiebigsten sind, die meisten Bettler angetroffen zu haben.

Uebrigens darf man annehmen, daß die Bemühungen der Berner Oekonomischen Sozietät, die Landeskultur zu verbessern, nicht ohne allen Erfolg geblieben sind, daß daher der zunehmende Ertrag des Landes einige Zunahme der Volksmenge wirklich verstattet und den bedeutenden Zuwachs an Volksmenge in den leztern Jahren, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils zu ernähren, im Stande ist.

1764 ward die ganze Bevölkerung des Kantons Bern, das Waadtland eingeschlossen, auf 336,689 geschäzt, 1791 war sie auf 414,420 gestiegen. Von 1764 bis 1777 wurden jährlich 2000 mehr geboren, von 1777 bis 1791 3109. p)

Kapitel 6.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Frankreich.

Da die Pfarrlisten in Frankreich vor der Revoluzion eben nicht mit musterhafter Genauigkeit gehalten wurden, und da die wenigen bekanntgewordnen keine besondern Resultate darbieten, so würde ich Frankreich nicht zum Gegenstand eines eignen Kapitels gemacht haben, wenn es sich

p) Beschreibung von Bern. Th. II. S. 40.

nicht verlohnte, eine kürzlich zur Sprache gekommene Sache zu betrachten, über die man nicht genug erstaunen kann, daß nemlich die Bevölkerung Frankreichs, troz alles Menschenverlustes wärend der Revoluzion, um nichts verringert ist.

Man arbeitet gegenwärtig in Paris an einem großen statistischen Werke, das auf den Berichten der Präfekte sich gründet, ein Werk, von dem sich viel erwarten läßt. Noch sind nicht von allen Präfekten Berichte eingekommen, aber der Mann, der die Hauptredakzion dieses Werkes versieht, versicherte mir, daß die vorhandenen schon hinreichend außer Zweifel sezten, daß die Bevölkerung des alten Frankreichs seit der Revoluzion eher zugenommen, als abgenommen habe.

Diese Thatsache, wenn sie wirklich ausgemacht ist, bestätigt die Hauptsäze dieses Werks ganz vortreflich. Es wird aber auch nicht unnüz seyn, wenn wir für diesen Augenblick sie als ausgemacht annehmen und uns bemühn, die Möglichkeit derselben genau darzulegen.

In jedem Lande ist immer ein Haufen von unverheirattheten Personen, der sich jährlich anhäuft um so viel, als die Zal der jährlich Mannbarwerdenden, die der Heirathenden übersteigt. Nur dann steht die Vermehrung dieses Haufens still, wenn er so sehr angewachsen ist, daß der jährliche Zuschuß von den Versterbenden aufgewogen wird. Im Waadtlande, wie man sich aus dem vorigen Kapitel erinnern wird, war die Zal der unverheiratheten Personen, Wittwer und Wittwen mit eingeschlossen, grade so stark, als die der Verheiratheten. In Frankreich

aber, wo die Sterblichkeit, sowol als die Lust zur Heirath so viel größer ist, als in der Schweiz, kann das Verhältniß nicht das nämliche seyn.

Nach Peuchet q) wird die Zal aller unverheiratheten Mannspersonen zwischen 18 und 50 Jahren in Frankreich auf 1,451,063, die aller Mannspersonen überhaupt von demselben Alter auf 5,000,000 geschäzt. Es ist nicht genau angegeben, zu welcher Zeit diese Rechnung gemacht worden ist. Für die spätern Perioden der Revoluzion scheint die Zal der Unverheiratheten zu groß zu seyn, für die Zeit vor der Revoluzion aber zu gering. Indeß, wir wollen annehmen, daß die unverheiratheten, waffenfähigen Männer zu Anfang der Revoluzion 1,451,063 betragen habe.

Vor dem Ausbruch des Kriegs ward die Bevölkerung Frankreichs von der Regierung auf 26,363,074 geschäzt und man hat nicht Ursache, diese Annahme für zu hoch zu halten. r) Necker hielt für ausgemacht, daß jährlich über eine Million geboren würde, diese wollte er mit 25¾ multiplizirt wissen, welches auch beinah 26 Millionen geben würde. ſ)

Nehmen wir die Zal der Gebornen auch noch über eine Million an, rechnen wir, daß mehr als ⅖ vor dem achtzehnten Jahre sterben, wie aus Peuchets Berechnungen erhellt, so folgt, daß ungefähr 800,000 Personen

q) Peuchet Essay, d'une statistique gènerale. Paris 1800. p. 32.

r) A. Young's Travels in France vol. I. p. 466. 4to 1792.

ſ) De l'administration des finances tom. I. p. 256.

jährlich das achtzehnte Jahr erreichten. Necker giebt die Zal der Heirathen auf 213,774 an, t) dies ist wahrscheinlich etwas zu wenig. Wenn wir 220,000 Heirathen annehmen, so verheirathen sich von den 600,000 Personen, die jährlich mannbar werden, 440,000, mithin findet, nachdem die Zal der Heirathen ergänzt ist, ein jährlicher Ueberschuß von 160,000 Personen, das ist 80000 waffenfähigen Mannspersonen statt. Nun ist es einleuchtend, daß der vorhandne Haufen von 1,451,063 unverheiratheten Männern samt dem jährlichen Ueberschuß von 80000 jungen Leuten von 18 Jahren zum Dienst des Staats ausgehoben werden könnten, ohne daß die Zal der jährlichen Heirathen im Geringsten verringert würde. Unmöglich werden aber alle 1,451,063 mit einem Male weggenommen werden, auch sind viele Soldaten verheirathet und zur Volksvermehrung nicht ganz unnüz. Nehmen wir an, daß aus dem Haufen der Unverheiratheten zuerst eine Armee von 600,000 Mann errichtet wird, diese kann nun sehr bequem mit 150,000 frischen Leuten jährlich ergänzt werden, die theils von den 80,000 genommen werden, die jährlich das mannbare Alter erreichen, ohne sich verheirathen zu können, theils von den 851,063, die von dem zu Anfang des Kriegs vorhandnen Haufen unverheiratheter Männer noch übrig sind.

Es ist klar, daß diese beiden Quellen zehn Jahre lang einen jährlichen Ersaz von 150,000 Mann liefern können und nichtsdestoweniger eine Vermehrung der jährlichen

---

t) De l'administration des finances tom. I. p. 255.

Heirathen um 10,000 verstatten. Es ist wahr, daß im Verlauf der zehn Jahre manche derer, die zum Haufen der Unverheiratheten gehören, durchs Alter unfähig geworden seyn werden, die Waffen zu tragen, aber dieser Verlust wird ersezt werden und wol mehr als ersezt werden durch diejenigen, welche sich binnen dieser Zeit verheirathet haben werden. Zu Anfang schon hätten wir bemerken sollen, daß ein Mann von 50 Jahren, obgleich er in der Regel nicht mehr für tüchtig, die Waffen zu tragen, angenommen wird, doch noch sehr nüzlich werden kann für die Volksvermehrung, wenn er ein jüngeres Weib nimmt. In der That die 150,000 Rekruten werden größtentheils von den 300,000 jungen Leuten genommen, die jährlich das 18te Jahr erreichen, mithin werden die Heirathen nun mehr durch die, von dem ursprünglichen Haufen der Unverheiratheten Uebriggebliebenen ergänzt werden müssen. Wittwern und Hagestolzen von vierzig, funfzig Jahren, die beim gewöhnlichen Gang der Dinge Schwierigkeit gefunden haben würden, eine angenehme Parthie zu machen, möchte es jezt, bei der Seltenheit an Bewerbern, eher gelingen. Die Abwesenheit von 600,000 Personen an und für sich wird schon Raum machen für mehrere Heirathen als gewöhnlich. Höchstwahrscheinlich hat diese Vermehrung der Heirathen in Frankreich wirklich stattgefunden. Gewiß hat eine Menge von Hagestolzen unter diesen Umständen sich noch verheirathet und es ist bekannt, daß sehr viele junge Leute vor dem achtzehnten Jahre allzufrüh in die Ehe traten, um der Conscripzion auszuweichen. Dies nahm so überhand und die Zal der Unverheiratheten ward so

gering, daß man sich 1798 genöthigt sah, das Gesez wegen Befreiung der Verheiratheten vom Kriegsdienst zu widerrufen. Seit der Zeit müssen die Verehlichten so gut, wie die ledigen losen. Wenn nun gleich manche ausgehoben werden, die wirklich im Begrif sind, im Weinberge der Volksvermehrung zu arbeiten, so möchte doch die Zal der Ehen, die ungestört bleiben, noch immer die vor der Revoluzion gewöhnliche Zal übersteigen, und von den Weibern, deren Männer zur Armee abgerufen werden, haben doch manche schon empfangen. Herr d'Ivernois, der unstreitig ein besondres Vergnügen an Uebertreibungen findet, schäzt den Verlust der Franzosen an Truppen, zu Lande und zur See, wärend des Revoluzionskrieges bis 1799 auf anderthalb Millionen. u) Die runden Summen, die ich angenommen habe, um die Sache deutlich zu machen, geben noch 600,000 Mann mehr, als die ohne Zweifel übertriebne Angabe des Herrn d'Ivernois. Außerdem aber nimmt er noch an, daß durch die innern Unruhen eine Million Menschen umgekommen sei, dies waren aber nicht Alles Männer in ihren besten Jahren, sondern Männer und Weiber von dem verschiedensten Alter, deren Verlust bei weitem nicht so nachtheilig für die Volksvermehrung seyn konnte und wol reichlich durch die 600,000

---

u) Tableau des pertes etc. c. II. p. 7. Herr Garnerin berechnet in den Noten zu seiner Ausgabe des Adam Smith den Verlust der Franzosen durch den Krieg nur auf $\frac{1}{60}$ der Bevölkerung. Dies, denk ich, ist eben so sehr unter der Wahrheit, als Herrn d'Ivernois Schäzung drüber ist.

Männer im besten Alter, die ich mehr gerechnet habe, als Herr d'Jvernois, aufgewogen werden. Auch darf nicht vergessen werden, daß in den leztern Kriegsjahren die Conscripzion wahrscheinlich mit noch mehrerer Strenge in den neuerworbnen Provinzen gehandhabt ward, als in den ältern, daß also ein beträchtlicher Theil der anderthalb Millionen, die im Kriege umgekommen seyn sollen, auf die neuen Provinzen, deren Bevölkerung auf 5 bis 6 Millionen geschäzt wird, kommen muß. Ferner wird das Gesez, das die Ehescheidungen so sehr erleichterte, wenn es gleich an sich in politischer Hinsicht ebensowol, als in moralischer zu misbilligen ist, doch da, wo Mangel an Männern war, ungefähr von derselben Wirkung gewesen seyn, als die Einführung der Polygamie gewesen seyn würde, es wird ohne Zweifel eine, im Verhältniß der Ehemänner, größere Anzal von Kindern dadurch erzielt worden seyn. Endlich scheinen nicht alle unverheirathete Frauenzimmer brach gelegen zu haben, da jezt das eilfte Kind ein unehliches ist, statt daß vor der Revoluzion die unehelichen Kinder nur $\frac{1}{47}$ ausmachten. So gewiß dies ein trauriger Beweis des Sittenverderbnisses ist, so gewiß ist es doch, daß dadurch die Zal der Geburten beträchtlich vermehrt wird. Da nun die Weiber auf dem Lande, wärend der Revoluzion mehr verdient haben, wegen des Mangels an Händen, so werden wahrscheinlich nicht wenige dieser unehlichen Kinder gut verpflegt und beim Leben geblieben seyn.

Wenn man alles dies betrachtet, so ist es nicht nur nicht unbegreiflich, sondern vielmehr wahrscheinlich, daß

die Bevölkerung des eigentlichen Frankreichs nicht verloren hat, troz allen den zerstörenden Einflüssen, denen sie seit der Revoluzion ausgesezt gewesen ist, vorausgesezt, daß der Ackerbau mittlerweile nicht gelitten hat, sondern immer eine gleiche Masse von Nahrungsmitteln geliefert hat. Davon scheint man jezt ziemlich allgemein überzeugt zu seyn, daß, wie sehr auch die Französischen Manufakturen gelitten haben, der Ackerbau doch eher gewonnen als verloren hat. In keinem Feldzuge hat die Zal der Truppen mehr betragen, als vor der Revoluzion in den Manufakturen beschäftigt waren. Alle die Leute, die durch den Stillstand der Manufakturen brodlos wurden und nicht zur Armee giengen, haben nothwendig zum Ackerbau ihre Zuflucht genommen. Außerdem haben von jeher die Weiber in Frankreich viel Feldarbeit gethan und dies war ohne Zweifel wärend der Revoluzion noch mehr der Fall. Zu gleicher Zeit mußte der Arbeitslohn steigen, wegen der Entfernung so vieler rüstiger Hände, der Preis der Lebensmittel konnte aber nicht gleichmäßig steigen, weil viel bisher nicht geackertes Land bebaut wurde, auch die beträchtliche Anzal von Soldaten ihren Unterhalt im Auslande fanden. Dieser erhöhte Arbeitslohn wirkte nicht nur als ein Aufmunterungsmittel zur Heirath, sondern sezte den Landmann auch in Stand, ein besseres Leben zu führen und eine größere Menge von Kindern zu erziehn.

Die Zal der kleinern Güterbesizer ist in Frankreich von jeher beträchtlich gewesen. Wenn diese Einrichtung gleich nicht vortheilhaft ist, der Nazion einen reinen Ueberschuß an Produkten, oder ansehnlichen, beweglichen Reich-

thum überhaupt zu verschaffen, so wird dadurch in der Regel doch der absolute Ertrag des Landes vermehrt und auf jeden Fall die Volksvermehrung sehr begünstigt. Durch den Verkauf und die Zerstückelung so vieler weitläuftiger Güter des Adels und der Geistlichkeit hat die Zal der kleinern Landeigenthümer seit der Revoluzion ganz besonders zugenommen. Ein großer Theil dieser Güter bestand vormals aus Lustgärten und Jagdrevieren, alles dies wird jezt gepflügt. Es ist wahr, daß die neuern Abgaben vom Grundeigenthum an sich sowol, als der Form nach, äußerst drückend sind, doch ist es wahrscheinlich, daß diese Schwierigkeit reichlich aufgewogen wird durch die Befreiung von den Bedrückungen des Adels, denen der Landmann vorhin unterworfen war. Immer wird man den Verkauf und die Zerstückelung der großen Domainen als einen Gewinn für den Ackerbau und als eine Quelle betrachten müssen, wodurch der absolute Ertrag des Landes angewachsen ist, welches die Hauptbedingung der Volksvermehrung bleibt.

Aus dem Bisherigen erhellt, wie wenig ich mit dem Herrn d'Ivernois übereinstimmen kann, wenn er annimmt, daß in Frankreich seit der Revoluzion jährlich $\frac{1}{7}$ weniger geboren werden. v) Weit wahrscheinlicher ist es, daß die Zal der Gebornen in eben diesem Verhältnisse zugenommen habe. Vor der Revoluzion verhielten sich die Gebornen zur ganzen Volksmenge nach Necker wie 1 zu $25\frac{3}{4}$. Aus den schon eingelaufenen Berichten mancher Präfekte ergiebt

---

v) Tableau des Pertes etc. p. 14.

sich, daß an verschiednen Orten das Verhältniß gestiegen ist wie 1 zu 21, 22, 22½ und 23. w) Wenn gleich zur Veränderung dieses Verhältnisses die Entfernung der Ausgehobnen etwas beiträgt, so zweifle ich doch nicht im geringsten daran, daß sie nicht vorzüglich durch die Vermehrung der Gebornen bewirkt sei. Sollten die vollständigen Berichte der Präfekte beweisen, daß die Zal der Gebornen im Verhältniß der Volksmenge nicht gestiegen, die Volksmenge aber dennoch die nämliche sei, so würde daraus folgen, entweder, daß Neckers Multiplikator zu gering war, welches fast mehr als wahrscheinlich ist, oder daß die Sterblichkeit derer, die fern vom Kriegsschauplaz lebten, geringer als sonst war, welches sich sehr wol begreifen ließe, da der Arbeitslohn gestiegen ist und so Viele die Stadt mit dem Lande vertauscht haben.

Nach Necker und Moheau war die Sterblichkeit in Frankreich vor der Revoluzion $\frac{1}{30}$. x) Wenn man das Verhältniß der Städter und Landleute wie 3½ zu 1 annimmt, y) so ist diese Sterblichkeit sehr hoch, wahrscheinlich ward sie veranlaßt durch das, wegen der relativ zu großen Volksmenge unvermeidliche Elend. Dieses scheint nach Arthur Youngs Bemerkungen über den Zustand der

w) Essay de Peuchet. p. 28.

x) De l'administration des finances. t. I. p. 256.

y) Young's travels in France vol. I. p. 466.

Bauern in Frankreich, [z] die durch Neckers Geständnisse vollkommen bestätigt werden, [a] die wahre Ursach gewesen zu seyn. Nehmen wir nun an, daß durch die Entfernung eines Theils der überflüssigen Bevölkerung die Sterblichkeit von $\frac{1}{30}$ auf $\frac{1}{35}$ heruntergebracht ward, so mußte diese günstige Veränderung nicht wenig dazu beitragen, den Menschenverlust an den Grenzen zu ersezen. Wahrscheinlich ists, daß beide Ursachen thätig gewesen sind. Die Geburten haben zugenommen und die Sterblichkeit der im Lande Zurückgebliebenen hat abgenommen, so, daß, wenn alle Berichte der Präfekte eingekommen seyn werden, außer Zweifel gesezt seyn wird, daß die Zal der Verstorbnen, die auf dem Schlachtfelde Gebliebnen miteingeschlossen, die der Gebornen nicht erreicht hat.

Herr d'Ivernois sagt: „Derjenige ist in der That unwissend in den ersten Anfangsgründen der politischen Arithmetik, welcher sich einbildet, daß man auf dem Schlachtfelde oder in den Hospitälern berechnen könne, wie vielen Menschen der Krieg oder die Revoluzion das Leben koste. Die Zal der unmittelbar Erschlagenen kommt bei weitem nicht so sehr in Betracht, als die zalreiche Nachkommenschaft, deren Daseyn dadurch verhindert worden ist. Dies ist die tiefste Wunde, welche Frankreich erhalten hat. Nehmen wir auch nur an, daß von der ganzen Anzal der

z) Youngs Travels in France vol. I. c. XVII. Hiehergehörige Anmerkungen kommen an mehrern Stellen dieses vortreflichen Werks vor.

a) De l'administration des finances t. I. p. 262. seq.

ums Leben gekommenen Männer blos zwei Millionen verheirathet worden wären, so hätten diese zwei Millionen Paare nach Büffons Berechnung zwölf Millionen Kinder hervorbringen müssen, damit ihrer im neun und dreißigsten Jahre so Viele übrig wären, daß sie die Zal der Eltern ersezten. Bei dieser Ansicht werden die Folgen eines solchen Menschenverlustes beinah unberechnbar. Nicht nur dritthalb Millionen wirklich getödteter Menschen-Verlust hat Frankreich zu beklagen, nein, es hat die Nichteristenz von zwölf Millionen und aller möglichen Nachkommen zu beweinen. Erst die Zukunft wird diese gewaltige Lücke empfinden." b)

Und dennoch ist, wenn ich mich in meinem vorigen Raisonnement nicht gar zu sehr geirrt habe, wärend der Revoluzion nicht ein einziges Kind weniger geboren in Frankreich, als vorhin. Allerdings hat Frankreich Ursache, die dritthalb Millionen Menschen, die etwa durch diese Unruhen umgekommen seyn mögen, zu bedauern, aber wegen der Nachkommenschaft derselben darf es nicht in Sorge seyn, denn, wären diese Menschen nicht umgekommen, so würden so viel weniger Kinder, die von jezt noch lebenden Eltern erzeugt sind, eristiren. Wenn man die Nichteristenz aller Nachkommen, die möglicherweise eristiren könnten, betrauern wollte, so müßte man in dem besteingerichtetsten Staate von Europa in beständiger Trauer gehn.

---

b) Tableau des Pertes etc. c. II. p. 13, 14.

Es versteht sich von selbst, daß die beständige Tendenz der Volksmenge in jedem Laude, die durch den Tod verursachten Lücken reichlich auszufüllen, schlechterdings auch nicht den geringsten Schein von Entschuldigung abgebe, für die mutwillige Hinopferung der Menschen. Gegen die Uebel des Kriegs, gegen alle die Sorgen und Leiden, die er ausbreitet, hat die Betrachtung, daß der Verlust der Volksmenge, der Zal nach, in kurzem ersezt seyn werde, nicht das geringste Gewicht. Nichts kann uns berechtigen, weder in moralischer, noch politischer Hinsicht, einen Haufen voll Lebenskraft und Lebensgenuß gegen einen gleichen Haufen hülfloser Kinder zu vertauschen, als die unvermeidlichste Nothwendigkeit!

Auch ist nicht zu übergehn, daß, wenn gleich die Bevölkerung Frankreichs, der Zal nach, nicht gelitten hat, doch die Menge der waffenfähigen Männer nicht mehr dieselbe seyn kann, wenn anders die Schäzungen des Verlustes nicht gar zu sehr von der Wahrheit entfernt sind. Es muß jezt verhältnißmäßig weit mehr Weiber und Kinder geben, als vormals. Dies wird auch wirklich durch die schon eingelaufenen Departementalberichte bestätigt.

Es wird jedem eingeleuchtet haben, daß der Verlust im Felde erst dann anfängt, die Volksmenge wirklich zu affiziren, wenn der Stamm von Unverheiratheten nicht nur verbraucht ist, sondern auch jährlich noch mehr Mannschaft verlangt wird, als nach Ergänzung der Heirathen übrigbleibt. Frankreich war bei Beendigung des Kriegs allerdings noch entfernt von diesem Zeitpunkt, soviel ist aber gewiß, daß jezt, da die Zal der Weiber und Kinder

so viel größer, die der waffenfähigen Männer aber so viel geringer ist, nicht mehr dieselben Anstrengungen, längere Zeit hindurch, möglich wären, ohne, daß wirklich die eigentlichen Quellen der Volksvermehrung angegriffen würden.

Schon früher war die Zal der unverheiratheten waffenfähigen Männer in Frankreich, verhältnißmäßig zur ganzen Volksmenge, ungewöhnlich gering und das wegen des großen Hanges zum Heirathen und der vielen Kinder. Necker macht ganz vorzüglich aufmerksam darauf. Das gar zu große Elend unter den Bauern, sagt er, bringt unter den Kindern in den ersten drei oder vier Lebensjahren eine fürchterliche Sterblichkeit hervor, die Folge ist, daß es immer eine unverhältnißmäßig große Menge von ganz jungen Kindern, in Vergleich mit den Erwachsenen, giebt. Eine Million Menschen, bemerkt er ganz richtig, enthält unter diesen Umständen weder so viel waffenfähige noch arbeitsfähige Glieder als eine Million in einem Lande, wo das Volk weniger elend ist. c)

Vor der Revoluzion hätte daher die Schweiz, nach Verhältniß ihrer Volksmenge, ein Drittel mehr unter die Waffen, oder hinter den Pflug stellen können, als damals Frankreich.

Es würde übrigens gleichgültig seyn, wenn etwa die eine oder die andre Annahme, nach der wir in diesem Kapitel unsre Berechnungen gemacht haben, als irrig erwiesen würde. Unser Raisonnement ist allgemeingültig, wie

---

c) de l'administr. des finances tom. I. p. 263.

niemand verkennen wird und bleibt gültig, wenn auch die zur Erläuterung gewählten Zalen unrichtig seyn sollten. d) e)

---

d) Was den Bevölkerungszustand Spaniens anbetrift, so verweise ich den Leser auf die schäzbare und unterhaltende Reise des Mr. Towesend, in dessen Werk vortrefliche Erläuterungen unsers Gegenstandes vorkommen. Nur um ermüdende Wiederholung zu vermeiden, enthalte ich mich, jene Stellen anzuführen. Wirklich wüßt ich nur Weniges zu den treffenden Bemerkungen des Mr. Towesends hinzuzusezen.

e) In einer langen Anmerkung theilt der Verfasser viele, an sich allerdings interessante Nachrichten mit aus der später erhaltenen analyse des procès verbaux des conseils généraux de departement für das Jahr 8, welche aber die Klarheit des in diesem Kapitel verhandelten Gegenstandes um nichts weiter aufzuklären scheinen. Wie man überhaupt gegen die Französischen Statistiker nicht mistrauisch genug seyn kann, so möcht ich auch diesen Berichten der Präfekte einzig darin vollkommen Glauben beimessen, worin sie alle übereinstimmen — in den in allen Departementern wiederhohlten Klagen über die enormen Auflagen.

Uebrigens ist dies durch die Regierung veranstaltete statistische Werk nur sehr kurze Zeit in öffentlichem Umlauf gewesen.

D. Uebers.

Kapitel 7.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in England.

Der flüchtigste Blick, den wir auf den Zustand unsrer Gesellschaft werfen, muß uns überzeugen, daß hier in allen Ständen das zuvorkommende Hemniß in sehr beträchtlichem Grade herscht. Manche unter den höhern Klassen, welche vornemlich in den Städten wohnen, haben keine Lust zu heirathen wegen der Leichtigkeit, mit der sie die Geschlechtsneigung durch unerlaubten Umgang befriedigen können. Andere werden von der Ehe abgeschreckt durch die Betrachtung, daß sie alsdann ihre eignen Ausgaben bedeutend einschränken und manchen bisherigen Vergnügungen entsagen müßten. Wenn wirklich ein beträchtliches Vermögen vorhanden ist, so sind dergleichen Gründe allerdings nichtig, aber je mehr wir hinabsteigen, desto gewichtiger werden solche Zweifel.

Ein Mann von liberaler Erziehung, dessen Einkommen grade hinreicht, einen Plaz unter den Gentlemen zu behaupten, weiß nur zu gewiß, daß er, wenn er sich verheirathet und Kinder erzeugt, gezwungen seyn wird, wenn er ferner Umgang haben will, mit Tradesmen und Farmers umzugehn. f) Das Frauenzimmer, das ein gebil=

f) G. T. und F. sind hier offenbar unübersezbar. Uebrigens muß ich gestehn, daß ich weit eher Sinn finde in dem Unterschiede zwischen Adlichen und Nichtadlichen als in dem, zwischen Merchants und Tradesmen.

deter Mann sich zur Gefährtin wünscht, wird natürlich in denselben Gewohnheiten und Gefühlen erzogen worden seyn, als er selbst und den vertrauten Umgang ganz andrer Personen genossen haben, als die, zu deren Gemeinschaft sie durch eine dürftige Ehe genöthigt werden würde. Wer kann es ertragen, seine Geliebte in eine Lage versezt zu haben, die ihren Gewohnheiten und Neigungen so sehr widerspricht? Zwei oder drei Staffeln abwärts in der Gesellschaft zu steigen, vorzüglich in der Gegend der Leiter, wo die gute Erziehung aufhört und Unwissenheit anfängt, wird von den Meisten nicht als ein chimairisches, sondern als ein wahrhaftes Uebel betrachtet. Wenn gesellschaftlicher Umgang wirklich wünschenswerth seyn soll, so muß Freiheit und Gleichheit der Verhältnisse stattfinden, jeder muß geben können, was er empfängt, verschwinden müssen alle Misverhältnisse des Gönners und des Gunst Suchenden, des Reichen und des Armen.

Es ist gewiß, daß die Menge Gentlemen durch diese Betrachtungen abgehalten werden, ihre geheimen Neigungen durch eine frühzeitige Verbindung zu befriedigen. Andere, deren Leidenschaft entweder stärker, oder deren Urtheilskraft minder stark ist, geben diesen Bedenken kein Gehör. Auch wäre es wirklich traurig, wenn nicht die Befriedigung tugendhafter Liebe, der süßesten Leidenschaft! bisweilen alle damit verknüpften Uebel nicht nur aufwiegen, sondern auch überwiegen sollte. Aber ich fürchte, daß man der Erfahrung nicht widersprechen kann, wenn sie behauptet, daß der Erfolg der meisten dieser Heirathen die Ahndungen der Klugen eher bestätigt, als widerlegt.

Die Söhne der Kleinhändler und Pachter werden ermahnt, nicht eher zu heirathen, als bis sie sich in irgend einem vortheilhaften Geschäft festgesezt oder einen Meierhof erlangt haben und die meisten fühlen sich wirklich von der Nothwendigkeit gedrungen, diesem Rathe zu folgen. Oft aber gelingt es ihnen erst, wenn sie schon ziemlich bejahrt sind. Unaufhörlich hört man Klagen, daß gar zu selten ein Meierhof offen komme, in allen Fabrik- und Handelsgeschäften aber ohne Unterschied ist die Konkurrenz so groß, daß unmöglich Alle ihr Glück machen können. Unter den Geschäftsmännern aller Art herscht das zuvorkommende Hemmiß wahrscheinlich am allermeisten.

Der Taglöhner, der achtzehn Pence oder zwei Schillinge den Tag über verdient und damit als einzelner Mann auskommt, wird sich doch bedenken, eh er das bischen, das einem Einzelnen keinen Ueberschuß giebt, unter vier oder fünf vertheilt. Schmalerer Kost und härterer Arbeit würde er sich vielleicht mit Freuden unterziehn, um das Mädchen, das er liebt, besizen zu können; aber er kann sich nicht verhehlen, daß, wenn er eine zalreiche Familie haben sollte und irgend ein Unglück ihn treffen würde, auch die möglichste Frugalität, die möglichste Anstrengung seiner Leibeskräfte ihn nicht schüzen könnte vor dem Herzzerreißenden Schauspiel, seine Kinder verhungern oder durch die Almosen der Pfarre, nicht ohne Schmach! kärglich unterhalten zu sehn. Die Liebe zur Unabhängigkeit ist ein Gefühl, was gewiß Niemand ausgerottet zu sehn wünscht — und doch kann nicht geläugnet werden, daß das Gesez, welches befiehlt, daß jede Pfarre in England ihre

Armen ernähren muß, ganz darauf berechnet ist, dies edle Feuer nach und nach zu dämpfen und vielleicht am Ende ganz auszulöschen.

Noch mehreres stellt sich den Bedienten in den Häusern der Reichen entgegen, daß sie den Sprung in die Ehe nicht wagen. Sie sind mit den Nothwendigkeiten nicht nur, sondern auch mit den Gemächlichkeiten des Lebens beinah eben so gut versehn, als ihre Herren. Ihre Arbeit ist leicht und ihre Maale sind üppig, in Vergleich mit der Arbeit und der Nahrung des Taglöhners, die Abhängigkeit wird ihnen aber erträglicher durch das Bewußtseyn, ihre Herschaft wechseln zu können, sobald sie sich beleidigt glauben. Die Gegenwart schenkt ihnen Ueberfluß, was aber verspricht die Heirath? Ohne Kenntnisse, ohne Kapital, untauglich zu den Gewerben der Stadt, wie zum Landbau, durch träge Muße entkräftet und unfähig, ihr Brod als Taglöhner zu verdienen, welche Zuflucht bleibt ihnen übrig, als etwa eine elende Schenke zu errichten? — warlich keine verführerische Aussicht für solche lockere Gesellen. Die Meisten pflegen daher sich der Heirath, die sich ihnen unter so finstern Ausspizien darstellt, zu enthalten, sie leben in den Tag hinein und bleiben ledig.

Wenn das Bisherige nicht gar zu sehr übertrieben ist, so wird es außer allem Streit seyn, daß in England das zuvorkommende Hemniß in allen Klassen der Gesellschaft mit besonderer Macht vorhersche. Dies wird vollkommen bestätigt durch die Resultate der Listen, welche, zufolge des lezten Parlamentsschlusses, die Volkszälung betreffend, bekannt geworden sind. Aus diesen erhellt, daß sich die

Heirathen in England und Wales zur ganzen Volksmenge verhalten wie 1 zu 123⅕, g) ein geringeres Verhältniß, als in allen andern bisher erwähnten Ländern, blos Norwegen und die Schweiz ausgenommen, stattfindet.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts berechnete Dr. Short dies Verhältniß zu 1 zu 115. h) Vielleicht war diese Berechnung für die damaligen Zeiten richtig. Wenn gegenwärtig das Verhältniß der Heirathen, ungeachtet die Volksvermehrung jezt rascher vor sich geht, als ehemals, wegen der ungemeinen Fortschritte des Handels und des Ackerbaus dennoch geringer ist, so ist dies theils eine Ursache, theils eine Folge der verminderten Sterblichkeit, die in den leztern Jahren herscht.

Dr. Short sagt, er wolle „mit der Bemerkung eines Mannes schließen, der ein hohes Richteramt mit Ruhm bekleide, daß nämlich nichts mehr die Fortpflanzung und Vermehrung des Menschengeschlechts hemme, als das vorsichtige Zaudern so vieler Leute, die sich durch die Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, vom Heirathen abschrecken lassen." Demzufolge schlägt der Doktor vor, schwere Abgaben und Strafgelder von den Hagestolzen zu verlangen zum Besten der verheiratheten Armen. i)

Die Bemerkung des Richters ist vollkommen richtig, aber der Schluß, daß die Unverheiratheten deswegen bestraft zu werden verdienten, möchte schwerlich zu billigen

---

g) Observ. on the Results of the population Act. p. 11.

h) New observ. on bills of mortality. p. 265. 1750.

i) Id. p. 147.

seyn. Allerdings wird der Produktivkraft der Natur in diesem Lande bei weitem nicht freier Lauf gelassen. Wenn wir aber betrachten, wie unzureichend der tägliche Arbeitslohn ist, eine zalreiche Familie zu unterhalten, welche Menge von Kindern in unsern großen Städten, Manufakturen und Werkhäusern frühzeitig verwelkt, dann werden wir nothgedrungen gestehn müssen, daß entweder diese Verminderung der übermäßigen Anzal der jährlich Gebornen durch frühzeitigen Tod, oder eine beispiellose Erweiterung und Vermehrung der Erwerbmittel nöthig sei, damit alle die überzäligen, die jährlich das männliche Alter erreichen würden, Arbeit und Brod fänden.

Wer daher unverheirathet lebt, oder erst spät heirathet, trägt durchaus nicht zur Verminderung der wirklichen Bevölkerung bei, sondern zur Verminderung der frühzeitigen Sterblichkeit, die, wenn jedermann sich verheirathen wollte, ganz ungeheuer seyn würde.

Die angegebnen Listen der Gebornen und Verstorbnen hat man gute Ursache, für unvollständig zu halten, es ist daher nicht möglich, das Verhältnis derselben zur ganzen Volksmenge auszumachen.

Wenn man die durch Zälung bestimmte Volksmenge in England und Wales dividirt mit der mittlern Anzal der jährlich Verstorbnen, die sich durch Vergleichung der fünf Jahre 1795 — 1800 ergiebt, so würde nur $\frac{1}{49}$ Sterblichkeit herauskommen. k) Wenn man aber die Menge unsrer

---

k) Volksmenge 9, 168, 000. Zal der jährlich Verstorbnen 186000. (Obs. on the results of Pop. Act. p. 6. et 9.)

großen Städte bedenkt, so ist dies Verhältnis so ungewöhnlich klein, daß es durchaus unwahrscheinlich bleibt.

Wenn sich auch nicht genau angeben läßt, wie sich in England die Einwohner der Städte zu den Bewohnern des platten Landes verhalten, so leidet es doch wol keinen Zweifel, daß das südliche England unter die Länder gehört, wo die Städte mehr als ein Drittel der Volksmenge enthalten, ja man wird wol nicht Unrecht haben, wenn man behauptet, daß im südlichen England über die Hälfte der Volksmenge in den Städten wohne. Nach Cromes l) Regel müßte die Sterblichkeit also $\frac{1}{30}$, nach Süßmilch m) $\frac{1}{33}$ betragen. Man hat allerlei wahrscheinliche Ursachen angegeben, weswegen unsre Sterbelisten unvollkommen sind, aber man hat keine wahrscheinliche Schäzung dieser Lücken. Ich will daher nur dies bemerken, gesezt, die nicht angeführten Sterbfälle betrügen soviel, daß das Mortalitätsverhältnis von $\frac{1}{49}$ auf $\frac{1}{40}$ sänke, so möchte dies wol die geringste Sterblichkeit seyn, die sich, bei Erwägung der Organisazion unsers Landes, annehmen läßt. Wäre dies Verhältnis das wahre, so würde dies einen erstaunenden Vorzug Englands vor fast allen andern Staaten bezeugen, mag er der unter dem Volk mehr vorherschenden Klugheit und Reinlichkeit, oder der heilsamen Naturbeschaffenheit zuzuschreiben seyn. Wirklich ist es mehr als wahrscheinlich, daß beide Ursachen in diesem Lande ungewöhnlich wirksam sind. Das vorhin erwähnte geringe Verhältnis

---

l) Ueber die Bevölkerung der Europäischen Staaten. S. 127.

m) Göttliche Ordnung. Th. III. S. 60.

der jährlichen Heirathen beweißt, daß, im allgemeinen, troz der falsch berechneten Armengeseze, eine richtig berechnende Vorsicht unter dem Volk hersche, welche ganz vorzüglich zum wohlbehaglichen Zustande desselben beiträgt. Daß ferner die bei weitem meisten Pfarren auf dem Lande einer ausgezeichneten Salubrität genießen, ist außer Zweifel gesezt. Dr. Price führt eine Nachricht des Dr. Percival an, der die Kirchenbücher mehrerer Pfarren genau untersuchte und fand, daß in einigen Dörfern nur der 45ste, der 50ste, der 60ste, der 66ste, ja selbst nur der 75ste Mensch jährlich stirbt. In mehrern Pfarren fand er das Verhältnis der Gebornen zu den Verstorbnen wie 2 zu 1, in einer gar wie 3 zu 1. n)

Dies sind freilich nur einzelne Beispiele, von denen kein Schluß aufs Ganze gilt. In einigen niedrigen und marschichten Gegenden ist das Verhältnis freilich ein ganz andres, an einigen wenigen Orten übersteigt selbst die Zal der Verstorbnen die der Gebornen. In den 54 ganz verschieden belegenen Landpfarren, deren Kirchenbücher Dr. Short untersuchte, kam die mittlere Sterblichkeit auf $\frac{1}{37}$ heraus. Aber dies ist sicher zu hoch für die jezt, im Allgemeinen, in unsern Dörfern herschende Sterblichkeit. In den Jahren, deren Register Dr. Short untersuchte, hatten ungewöhnliche Epidemieen geherscht. In den Dörfern, die Sir F. M. Eden o) anführt, scheint die Sterblichkeit

---

n) Price's observ. on rerversf. Paym. vol. II. note. p. 10. First additional essay 4th. ed.

o) Estimate of the number of inhabitants in G. Britain.

$\frac{1}{47}$ oder $\frac{1}{48}$ gewesen zu seyn und in den, zufolge Parliamentsschluß, eingelaufenen Listen ist die Sterblichkeit meistens noch geringer angegeben. Alles wol erwogen, so scheint $\frac{1}{40}$ oder $\frac{1}{48}$ die geringste Sterblichkeit zu seyn, die man für die Ackerbau treibende Klasse dieses Landes, gesunde und ungesunde Jahre ineinander gerechnet, mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann. Dies Verhältnis wird aber zuverlässig, wenn wir Stadt und Land zusammenwerfen, um die Mittelzal für das ganze Reich zu finden, auf $\frac{1}{40}$ steigen.

In London, das einen so bedeutenden Theil der Bevölkerung Englands in sich schließt, war die Sterblichkeit zu der Zeit, da Dr. Price seine Berechnungen anstellte, wie 1 zu $20\frac{3}{4}$, in Norwich 1 zu $24\frac{1}{2}$, in Northampton 1 zu $26\frac{1}{2}$, in Newbury 1 zu $27\frac{1}{2}$, p) in Manchester 1 zu 28, in Liverpool 1 zu $27\frac{1}{2}$ q) u. s. w. Er sagt, daß die Sterblichkeit in Städten selten so gering sei als 1 zu 28, ausgenommen, wo wegen schnell aufblühender Gewerbe eine Menge Menschen von solchem Alter zuströmt, dessen Sterblichkeit die geringste ist, wie dies z. B. in Manchester, Liverpool und andern Orten der Fall ist. Im Allgemeinen, meint er, könne man die Sterblichkeit in großen Städten auf $\frac{1}{19}$ — $\frac{1}{23}$, in mittlern Städten auf $\frac{1}{24}$ — $\frac{1}{28}$, die Sterblichkeit in den Dörfern aber auf $\frac{1}{40}$ — $\frac{1}{50}$ schäzen.

---

p) Price's obſ. on Reverſ. Paym. vol. I. note p. 272.

q) Id. vol. II. Firſt additional eſſay note p. 4.

Es scheint wirklich, als wenn Dr. Price Vergnügen daran gefunden hätte, die Ungesundheit der Städte etwas zu übertreiben, doch waren die Sterblisten der Städte, London ausgenommen, zu genau, als daß seine Lieblingsmeinung ihn zu einem falschen Resultate hätte verleiten können. Uebrigens darf ich nicht unterlassen zu bemerken, daß man aus guten Gründen die Jahre, aus deren Berechnungen Dr. Price seine Schlüsse machte, für ungesunder halten muß, als die gegenwärtigen. Man sehe das Zeugniß des Dr. W. Heberden. r) Auf der andern Seite kann ich nicht verhehlen, daß mir das in den **Bemerkungen über die Resultate des die Volkszählung betreffenden Parliamentsschlusses** für London angegebne Mortalitätsverhältnis $\frac{1}{31}$ sehr unwahrscheinlich gering vorkommt.

Es sind offenbar die Städte, nicht nur die größern, sondern auch die mittelmäßigen dem frühesten Lebensstadium ganz besonders nachtheilig. Daraus aber, daß diese vergrößerte Sterblichkeit ganz vorzüglich die Kinder der ärmern Klasse befällt, scheint hervorzugehn, daß sie mehr der Eingeschlossenheit und der verdorbenen Luft in engen, elenden Schlupfwinkeln, die ganz besonders dem frühen Kindesalter nachtheilig seyn muß, als dem größern Luxus und den Ausschweifungen der Erwachsenen, die man den Städten so oft, und nicht mit Unrecht, vorwirft, zuzuschreiben sei. Die gesundesten Eheleute, wenn sie noch so mäßig und ruhig leben, finden doch selten, daß ihre

r) Increase and decrease of diseases p. 32. 4to 1801.

Kinder in der Stadt eben so gut gedeihn, als auf dem Lande.

In London starb nach frühern Berechnungen die Hälfte der Gebornen vor dem dritten Jahre, in Wien und Stockholm vor dem zweiten, in Manchester vor dem fünften, in Northampton vor dem zehnten. s) Auf den Dörfern dagegen lebt die Hälfte der Gebornen bis ins 30ste, 40ste und 46ste Jahr.

Nach einer vollkommnen, genauen, zwanzigjährigen Liste des Dr. Lee ist erwiesen, daß in der Aikworther Pfarre in Yorkshire die Hälfte der Einwohner das 46ste Jahr erreichte und ohne Zweifel müßte sich aus ähnlich genauen Listen der Dörfer, deren Sterblichkeit, wie vorhin erwähnt wurde, nur $\frac{1}{60}$, $\frac{1}{66}$ ja nur $\frac{1}{75}$ beträgt, für die Hälfte der Einwohner eine Lebensdauer von 50 oder 55 Jahren ergeben. Um nun die durch die größere Sterblichkeit in den Städten entstehende Lücke auszufüllen, muß nothwendig immer neuer Zuschuß vom Lande kommen und dieser findet denn wirklich auch reichlich statt. Zu einer Zeit, da unsre Provinzialstädte schneller zunahmen, als jezt, berechnete Dr. Short, daß $\frac{2}{19}$ der Verheiratheten Fremde wären. t) Von 1618 verheiratheten Männern und eben so vielen Weibern, die im Westminsterhospital befragt wurden,

---

t) Price's obs. on R. P. vol. I. p. 264 — 266. 4. ed.

s) New obs. on bills of mortality. p. 76.

waren nur 329 von den erstern und 495 von den leztern in London geboren. u)

Dr. Price nimmt an, daß London und die umliegenden Ortschaften, wo die Zal der Verstorbnen die der Gebornen überwiegt, einen jährlichen Ersaz von 10000 Personen bedürfen. Graunt schäzte dies Bedürfnis zu seiner Zeit auf 6000. v)

Da all dieser Ersaz aus den Dörfern herströmt, so ist offenbar, daß derjenige in die größten Irthümer verfallen würde, der das Verhältniß der Gebornen und Verstorbnen für ganz England nach dem Verhältniß derselben in den Dörfern berechnen wollte, aus denen so bedeutend Viele auswandern.

Darum brauchen wir aber noch gar nicht in die Besorgnisse des Dr. Price einzustimmen, welcher daher eine Entvölkerung des Landes befürchtet, wenigstens nicht so lange, als die Mittel zur Bezalung derer, die den Ackerbau treiben, dieselben bleiben. Das Verhältniß der Geburten sowol als der Heirathen beweißt hinlänglich, daß, troz unsrer immer mehr zunehmenden Städte und Manufakturen, das Bedürfniß der Arbeiter auf dem Lande durchaus nicht dringend ist.

Dr. Short schäzte das Verhältniß der Gebornen zur ganzen Volksmenge wie 1 zu 28. w) In dem Landwirth=

---

u) Price's obs. on Rev. Paym. vol. II. p. 17.

v) Short's new obs. Abstr. from Graunt p. 277.

w) Id. p. 267.

schaftlichen Bericht von Suffolk wird für das platte Land $\frac{1}{30}$, für die ganze Grafschaft $\frac{1}{33}$ angegeben. Sir F. M. Eden fand bei der genauesten Berechnung, daß in dreizehn Dörfern der 33ste geboren ward, in mehrern Städten und Manufakturörtern aber fand er das Verhältniß der Gebornen wie 1 zu $27\frac{3}{4}$. x) Wenn man die gegenwärtige Volksmenge in England mit der mittlern Anzal der Getauften, nach den fünf lezten Jahren berechnet, dividirt, so wird das Verhältniß der Gebornen beinah $\frac{1}{35}$. y) Aber die Listen der Gebornen sind sehr unvollständig. Bedenken wir diese anerkannte Unvollständigkeit und die allbekannte Zunahme unsrer Volksmenge in den leztern Jahren, so werden wir geneigt, 1 zu 30 als das wahre Verhältniß der Gebornen zur Volksmenge anzunehmen. Da wir oben aus angeführten Gründen das Mortalitätsverhältniß zu $\frac{1}{40}$ annahmen, so werden sich die Gebornen zu den Verstorbnen verhalten wie 4 zu 3 oder $13\frac{1}{3}$ zu 10, ein Verhältniß, das vollkommen hinreicht, die Zunahme der Volksmenge seit dem Amerikanischen Kriege zu beschaffen.

In den Bemerkungen über die Resultate des die Volksmenge betreffenden Parliamentschlusses wird angegeben, daß die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer in England seit 1780 in einem

---

x) Estimate of the number of Inhabitants in G. Britain etc. p. 27.

y) Mittlere Zal der Gebornen 255,426. Volksmenge 9,168,000. (obs. on results etc. p. 9.)

Verhältniß wie 117 zu 100 zugenommen habe. z) Eine so bedeutende und schnelle Vermehrung, wenn sie vollkommen erwiesen wäre, würde etwas ganz Ungewöhnliches seyn. Ich argwöhne aber, daß diese Veränderung nicht allein der zunehmenden Salubrität, sondern größtentheils den vielen außer Landes vor sich gehenden Sterbfällen zuzuschreiben ist, die theils mit der raschen Zunahme unsers Handels seit dieser Periode häufiger werden, theils wegen der beträchtlichen Menge Menschen, die im See- und Kriegsdienst abwesend sind, zalreicher werden mußten. Durch solchen beständigen Verlust im Auslande konnte die Sterblichkeit im Lande unverändert bleiben, wärend die Zal der Gebornen und der Heirathen ziemlich schnell zunahm. Da aber die Vermehrung der Volksmenge seit 1780 unwidersprechlich ist und zugleich das Mortalitätsverhältniß sehr gering ist, so bin ich dennoch geneigt zu glauben, daß man das Meiste wirklich der zunehmenden Salubrität zuzuschreiben hat.

Ein Mortalitätsverhältniß wie 1 zu 36 ist vielleicht ein zu geringes Verhältniß, als Mittelzal für ein ganzes Jahrhundert angenommen, aber ein Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen wie 10 zu 12, das nach dem Mortalitätsverhältniß von 1 zu 36 berechnet ist, würde die Bevölkerung eines Landes binnen 125 Jahren verdoppeln und ist daher das günstigste, das man als Mittelzal für ein ganzes Jahrhundert annehmen kann. Keine der

z) Obs. on the results etc. p. 6.

vorigen Berechnungen sezt eine schnellere Volksvermehrung voraus.

Nur müssen wir nicht glauben, daß dies Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen oder irgend ein angenommenes Verhältniß der Gebornen oder Verstorbnen zur ganzen Volksmenge gleichmäßig ein ganzes Jahrhundert oder nur irgend eine bedeutende Periode fortgedauert habe. Die Register aller Länder beweisen, daß eine sehr beträchtliche Breite der Veränderungen stattfinde. Dr. Short schäzte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Verhältniß der Geburten und Sterbfälle wie 11 zu 10 a) und wenn die Gebornen damals den acht und zwanzigsten Theil der Volksmenge ausmachten, so betrug die Mortalität damals $\frac{1}{31}$. Jezt nehmen wir das Verhältniß der Gebornen und Verstorbnen wie 13 zu 10 an, wenn wir uns aber berechtigt glauben wollten, hienach die wahrscheinliche Vermehrung der Volksmenge für die nächsten 30 oder 40 Jahre zu schäzen, so würden wir unfehlbar in große Irthümer verfallen. Die Folgen der neulichen Misjahre sind in den offiziellen Bevölkerungslisten deutlich genug durch eine bedeutende Abnahme der Geburten und Zunahme der Sterbfälle bezeichnet. Sollten dergleichen Jahre öfter wiederkommen, so würde der Ueberschuß an Bevölkerung, den die lezten zwanzig Jahre geliefert haben, bald verschwinden. Vernünftiger Weise können wir auch wirklich nicht erwarten, daß die Ergiebigkeit dieses Landes, irgend eine geraume Zeit hindurch, so rasch zunehmen sollte, daß

a) New observ. p. 22. et 44.

ein Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen wie 13 zu 10 dauernd möglich wäre, ausgenommen, wenn dies Verhältniß vorzüglich durch auswärtigen Verlust veranlaßt würde.

Nach den sichersten Datis, die aufzubringen sind, hab ich das Verhältniß der Geburten zur ganzen Volksmenge von England und Wales zu 1 zu 30 angenommen, ein geringeres Verhältniß, als nach den vorigen Kapiteln in den übrigen Ländern Europas, Norwegen und die Schweiz allein ausgenommen, stattfindet. Aber bisher haben die politischen Rechenmeister ein großes Verhältniß der Geburten als das sicherste Zeichen eines kräftigen und blühenden Staates betrachtet. Daß doch endlich dies Vorurtheil ausgerottet würde! In den Ländern, die sich mit Amerika und Rußland in denselben Verhältnissen befinden, oder auch in jedem andern Lande kann, wenn kurz zuvor eine ungemeine Sterblichkeit geherscht hat, eine Vermehrung der Geburten wünschenswerth seyn, in dem gewöhnlichen Zustande eines wolbevölkerten Landes hingegen kann es schwerlich ein übleres Zeichen geben, als ein großes Verhältniß der Gebornen, noch ein günstigeres, als ein geringes.

Herr d'Ivernois bemerkt ganz richtig, daß „wenn die Europäischen Staaten genaue Bevölkerungslisten hielten und jährlich bekannt machten und in einer eignen Kolumne allemal angezeigt wäre, in welchem Alter die Kinder verstorben wären, diese Kolumnen den sichersten Maaßstab, das verschiedne Glück und Verdienst der Unterthanen und der Regierung zu beurtheilen, abgeben würde. Ganz

simple Zalen würden hier überzeugender für oder wider reden, als alle Deklamazionen." b) Darin stimm ich vollkommen mit ihm überein, daß sich aus solchen Tafeln die wichtigsten Folgerungen ziehn lassen, aber es ist offenbar, daß hiebei nicht so viel auf die Kolumne ankommt, welche die Zal der Neugebornen angiebt, als auf diejenige, welche anzeigt, wie viele Kinder als solche gestorben, wie viele dagegen das männliche Alter erreicht haben, es wird aber fast unfehlbar die Sterblichkeit der Kinder da am geringsten seyn, wo das Verhältniß der Gebornen zur Volksmenge das kleinste ist. Und in Rücksicht dieses wichtigen Punkts reihn wir uns an Norwegen und die Schweiz, warlich, eine sehr auffallende Thatsache, wenn man unsre vielen und großen Städte und Manufakturen bedenkt. Da nichts eines Beweises weniger bedarf, als daß es nirgends in England, wo Menschenhände verlangt werden, an solchen fehlt, da nichtsdestoweniger das Verhältniß der Gebornen zur Volksmenge so gering ist, so erhellt unwidersprechlich, daß bei uns eine sehr geringe Mortalität herscht, ein Vorzug, auf den wir mit Recht stolz seyn dürfen! Sollte aus künftigen Nachforschungen hervorgehn, daß ich die Unvollständigkeit der bekanntgewordnen Geburts- und Sterbelisten zu hoch angeschlagen habe, so wird es mich ungemein erfreun, daß diese Auszeichnung, die ich unter gleichen Umständen als den sichersten Maaßstab des öffentlichen Glücks und der Trefflichkeit der Regierung betrachte, meinem Vaterlande in einem noch hö-

---

b) Tableau des Pertes p. 16.

hern Grade zukommt, als ich angenommen habe. In despotischen, künstlich elenden oder wegen Naturbeschaffenheit ungesunden Ländern wird das Verhältniß der Gebornen zur Volksmenge allemal sehr groß befunden werden. c)

Kapitel 8.

Von den Hemnissen der Volksvermehrung in Schottland.

Eine ganz ins Einzelne gehende Untersuchung des innern Haushalts Schottlands würde die vortreflichsten Erläuterungen zu den aufgestellten Säzen über Volksvermehrung liefern, aber ich bin in diesem Theil des Werks schon so weitläuftig gewesen, daß ich fürchten muß, die Geduld meiner Leser beinah erschöpft zu haben, ich will mich daher für jezt nur auf einige Bemerkungen über ein paar Gegenstände beschränken, die mir besonders aufgefallen sind.

Wegen der ausgemachten Unvollständigkeit der Sterbe- Geburts- und Heirathslisten der meisten Schottischen

---

c) Hier überschlage ich das ziemlich weitläufige Raisonnement des Verfassers über die Wahrscheinlichkeit der größern oder geringern Vollständigkeit der frühern oder spätern Englischen Bevölkerungslisten.

Der Uebers.

Pfarren dürfen wir kaum Resultate daraus ziehn. In einzelnen Fällen würden diese ganz unbegreiflich seyn.

In der Gemeinde Crossmichael in Kircudbright soll die Sterblichkeit nur $\frac{1}{98}$ seyn und 1 Heirath jährlich nur unter 192 Personen vorfallen. d) So unerhörte Verhältnisse werden nur dadurch begreiflich, daß die Sterblisten höchst unvollständig sind und die Heirathen häufig in einer andern Pfarre gefeiert werden.

Im Allgemeinen aber scheint doch aus denjenigen Registern, die man noch für einigermaaßen genau hält, eine sehr geringe Sterblichkeit der Landpfarren zu erhellen. Verhältnisse wie $\frac{1}{45}$, $\frac{1}{50}$, $\frac{1}{55}$ kommen nicht so gar selten vor. Mr. Wilkie berechnete die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer nach dem Kettler Kirchenbuche und fand, daß die wahrscheinliche Lebensdauer eines Neugebornen 46, 6 sei, e) welches ungemein viel ist. In dem ersten Jahre stirbt nur $\frac{1}{10}$. Sechs und dreißig Pfarren in einander gerechnet, fand er die Wahrscheinlichkeit 40, 3, für ganz Schottland aber berechnete er nach Dr. Websters Angaben die zu erwartende Lebensdauer eines Neugebornen nur auf 31 Jahre. f) Doch hält er selbst dies für zu wenig, da es nur um ein geringes die wahrscheinliche Lebensdauer, wie man sie für Edinburgh berechnet hat, übersteigt. Wenn man aus den Listen der 99 Pfarren, die bekannt geworden sind, ein Resultat für Schottland ziehn dürfte, so müßte

d) Statistical account of Scotland vol. I. p. 167.

e) Id. vol. II. p. 407.

f) Id. vol. XXI. p. 383.

man daraus ein seltnes Verhältniß geringer Sterblichkeit und weniger Geburten folgern. Die Summe der Einwohner dieser Pfarren betrug 1801 217,873, die nach den lezten fünf Jahren berechnete Mittelzal der Begrabenen ungefähr 3815, die der Gebornen 4928, g) mithin wäre das Verhältniß der Verstorbnen nur $\frac{1}{58}$, das der Gebornen $\frac{1}{44}$. Aber diese Verhältnisse sind so ungewöhnlich, daß sie schwerlich Glauben verdienen. Vergleicht man damit Mr. Wilkie's Berechnungen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß das Verhältniß der Gebornen und Verstorbnen in Schottland geringer seyn sollte, als wir es für England und Wales angenommen haben, nämlich $\frac{1}{40}$ für die Todten und $\frac{1}{30}$ für die Gebornen. Wirklich gehn auch die Meinungen der meisten Schottischen Pfarrer dahin, daß die Proporzion der Gebornen und Verstorbnen wie 4 zu 3 sei. h)

Ueber die Heirathen fehlen einigermaaßen glaubliche Nachrichten ganz und gar, da sie so sehr unordentlich aufgezeichnet werden. Ich hätte geglaubt, zufolge den Statistischen Nachrichten, daß in Schottland im Ganzen ein größerer Hang zum Heirathen hersche, als in England, wenn es aber wahr ist, daß das Verhältniß der Gebornen und Verstorbnen zur ganzen Volksmenge hier und dort ziemlich dasselbe ist, so kann das Verhältniß der Heirathen auch nicht sehr verschieden seyn. Doch ist zu bemerken, daß, gesezt, das zuvorkommende Hemniß wä-

---

g) Population Abstract. Parish Registers p. 459.

h) Statistical accouut of Scotland vol. XXI. p. 383.

re völlig gleich wirksam in beiden Ländern, gesezt, sie wären beide völlig gesund, dennoch ein bedeutenderer Grad von Mangel und Elend in Schottland stattfinden müßte, eh die Sterblichkeit eben so hoch steigen konnte, als in England, wegen der wenigern Städte und Manufakturen.

Im Allgemeinen scheint aus den neuern statistischen Berichten zu erhellen, daß der Zustand der niedern Klassen in Schottland, die lezten Jahre her, sich merklich verbessert habe. Der Preis der Lebensmittel ist allerdings gestiegen, aber der Arbeitslohn noch rascher, die meisten Pfarrer bemerken, daß der gemeine Mann jezt mehr Fleischspeisen genieße, daß seine Wohnung und Kleidung sich vortheilhaft verändert habe und daß die Fortschritte der Reinlichkeit offenbar seyn. Gewiß ist diese Verbesserung, zum Theil wenigstens, dem herschender gewordnen, zuvorkommenden Hemnis zuzuschreiben. In den Berichten von mehrern Pfarrern wird bemerkt, daß es Gewohnheit werde, später zu heirathen und wenn von andern dasselbe nicht erwähnt wird, so läßt es sich doch aus dem Verhältniß der Geburten und Heirathen und aus noch andern Umständen schließen. Der Verfasser des Berichts von der Elginer Pfarre, der über die Entvölkerung Schottlands klagt, beschuldigt, außer daß er bie Vereinigung mehrerer kleiner Bauerhöfe tadelt, wodurch so viele junge Leute zur Auswanderung getrieben würden, vorzüglich den zunehmenden Luxus, daß er so Viele vom Heirathen abhalte, und dadurch der Bevölkerung schädlich werde. „Wie viele Männer von jedem Stande," sagt er, „wie viele Frauenzimmer bleiben nicht, dieses luxuriösern Lebens we-

gen, unverheirathet, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach nüchterner, väterlicher Sitte gelebt und eine zalreiche Nachkommenschaft erzielt haben würden."

Vorzüglich in denjenigen Gegenden sind die Ehen seltner geworden, wo man die Schafweiden mehr ausgebreitet hat, oder solche Verbesserungen des Ackergeräths eingeführt hat, daß weniger Menschenhände erfordert werden.

Diejenigen, welche, einzig nach den frühern und spätern Listen der Gebornen urtheilend, die Entvölkerung Schottlands so sehr beklagen, sind ohne Zweifel in den nämlichen Irthum gefallen, der in dem Kapitel über die Schweiz aufgedeckt worden ist.

Ich möchte vielmehr aus den vorhandnen Datis schließen, daß die Heirathen im Allgemeinen jezt später geschehn, als vormals. Doch finden sehr merkliche Ausnahmen statt. In den Pfarren, wo Manufakturen angelegt sind, die sechs und siebenjährigen Kinder schon einigen Verdienst geben, heirathet die Jugend drauf los. So lange die Manufaktur blüht und wächst, ist das Uebel nicht so sichtbar, obgleich der Menschenfreund seufzend gestehn muß, daß es vorzüglich deswegen weniger sichtbar ist, weil immer Raum für neue Familien geschafft wird, durch die unnatürliche Sterblichkeit, die unter so beschäftigten Kindern einreißt.

Doch giebt es noch einige andere Theile von Schottland, wohin die Inseln der Westseite und ein Theil des Hochlandes gehört, wo die Bevölkerung beträchtlich zugenommen hat wegen der größern Zerstückelung des Grund-

eigenthums und wo vielleicht die Ehen jezt frühzeitiger sind, ohne daß die Einführung von Manufakturen Anlaß dazu giebt. Hier ist denn aber auch die nothwendig darauf folgende Armut recht auffallend. In dem Bericht von Delting auf Shettland i) heißt es, daß die Leute sich sehr jung verheirathen und von den Gutsbesizern vielmehr dazu angetrieben werden, welche auf ihren Gütern so viel Hände als möglich zu haben wünschen, um die Stockfischfängerei zu betreiben. Die Leute heirathen, erzielen die Menge Kinder und stürzen sich ins Elend. Ehmals fand hier ein Gesez statt, daß keinem Paar die Ehe erlaubte, wenn es nicht ein bestimmtes freies Eigenthum besaß. Noch unter Jakob VI soll das Schottische Parliament dies Gesez bestätigt haben, jezt aber wird nicht mehr darauf gehalten.

In dem Bericht von Breßay Burra und Quarff in Shettland wird bemerkt, k) daß die Bauergüter ungemein klein sind, daß wenige nur einen Pflug haben. Die Gutsbesizer wünschen so viel Fischer als möglich zu haben. Sie fischen für ihre Herrn, die ihnen entweder einen sehr knappen Taglohn geben, oder ihnen die Fische für einen Spottpreis abnehmen.

„In den meisten Ländern," bemerkt der Berichtsteller, „schäzt man Vermehrung der Volksmenge für Gewinn und mit Recht. Bei dem gegenwärtigen Zustande von Shettland ist es hier aber grade umgekehrt. Die Bauer-

---

i) Vol. I. p. 385.

k) Vol. X. p. 194.

höfe werden gar zu zerstückelt. Man reizt die jungen Leute zu heirathen, ohne das geringste Besitzthum. Armut und Elend ist die natürliche Folge solcher Verbindungen. Man hält dafür, daß gegenwärtig auf diesen Inseln noch einmal so viel Menschen sind, als ordentlicherweise hier leben könnten.

In dem Bericht von Auchterderran l) heißt es, daß die schmale Kost schlechterdings unzureichend ist für die Leute, die so harte Arbeit verrichten, daß sie nicht dabei bestehn können und unzeitig früh erschöpft und gebrochen werden. „Daß die Leute dennoch" heißt es ferner, „unter so ungünstigen Verhältnissen in die Ehe laufen, beweißt, wie tief die Geschlechtstriebe und die Liebe zur Unabhängigkeit in der menschlichen Natur gegründet sind." Die Liebe zur Unabhängigkeit wäre wol richtiger mit einem andern Wort vertauscht worden. Die Insel Jura m) scheint ganz und gar mit Menschen überfüllt zu seyn, troz der anhaltenden und zalreichen Auswanderungen. Es sind bisweilen 50 bis 60 Menschen auf einem kleinen Hofe. Der Berichtsteller bemerkt, daß solches Uebermaaß der Volksmenge in einem Lande, wo keine Manufakturen sind, eben so drückend für den Landeigenthümer als unnüz für den Staat ist. Ebenso spricht der Verfasser des Berichts von der Pfarre Lochalsh in der Grafschaft Roß, n) der sich nicht genug über die, ungeachtet beträchtlicher Aus-

l) Vol. I. p. 449.

m) Vol. XII. p. 317.

n) Vol. XI. p. 574.

wanderungen nach Amerika, so schnelle Zunahme der Volkszal wundern kann. Die Ursache ist ihm unbegreiflich, wenn es aber so fortgehe, so müsse man entweder neue Beschäftigungen und Erwerbzweige für die Leute auffinden, oder das Land werde nicht im Stande seyn, die Menge Menschen zu ernähren.

Gleichfalls wird in dem Bericht von der Callander Pfarre erwähnt, daß die Dörfer überfüllt seyn mit Menschen, daß es der Menge an Obdach und Brod mangle und zugleich richtig bemerkt, daß jeder Ort, dessen Volksmenge unverhältnißmäßig zu seiner Industrie wachse, zu Grunde gehn müsse.

Ein ganz außerordentliches Beispiel von rascher Volksvermehrung giebt die Duthiller Pfarre in der Grafschaft Elgin. Da es weniger wahrscheinlich ist, daß man zu viel zält, als daß man nicht Alle zält, so verdient die Angabe dieser Pfarre immer unsre Aufmerksamkeit. Das Verhältniß der jährlich Gebornen zur ganzen Volksmenge ist wie 1 zu 12, das der Heirathen wie 1 zu 55, das der Verstorbnen dasselbe. Die Gebornen verhalten sich zu den Verstorbnen wie 70 zu 15 oder wie $4\frac{2}{3}$ zu 1. Mag immerhin die Zal der Begrabnen unvollständig angegeben seyn, so scheint doch das seltne Verhältniß der Gebornen, $\frac{1}{12}$! nicht so leicht irrig seyn zu können, vielmehr stimmen die übrigen Nachrichten von dieser Pfarre damit überein. Unter 830 Einwohnern waren nur 3 Hagestolzen, auf jede Heirath kommen durch die Bank 7 Kinder. Alles dessen ungeachtet wird behauptet, daß die Volksmenge seit 1745 bedeutend abgenommen habe. Es ist deutlich aus den eignen Angaben des Ve-

richtstellers, daß diese unmäßige Vermehrung durch unmäßige Auswanderungen veranlaßt wurde. Dies durch übertriebne Auswanderungen bedingte Verhältniß der Geburten beweißt augenscheinlich, wie schwer es ist, ein Land blos dadurch, daß man ihm Menschen entzieht, zu entvölkern. Aber man raube einem Lande seine Industrie, seine Nahrungsquellen und es wird zuverlässig eine Einöde!

Die Schottländerinnen scheinen fruchtbar zu seyn. Häufig sind die Pfarren, deren Ehen durch die Bank 6 Kinder liefern, nicht selten kommen gar 7 oder $7\frac{1}{2}$ im Durchschnitt auf jede Ehe. Insbesondere merkwürdig ist der Bericht von der Nigger Pfarre, der wirklich so viele lebende Kinder angiebt, woraus von selbst erhellt, daß in der That noch mehrere geboren waren und in der Folge seyn werden. Die 57 dasigen Bauerfamilien haben zusammen 405 Kinder, das macht beinah $7\frac{1}{5}$ auf jede Ehe, außerdem sind noch da 42 Fischerfamilien mit 314 Kindern, macht ungefähr $7\frac{1}{2}$ auf jedes Paar. Von den Bauerfamilien waren 7 kinderlos, von den Fischern keine. Ist diese Angabe richtig, so sollt ich glauben, daß jede Ehe wärend ihres ganzen Verlaufs 9 bis 10 Kinder schon geliefert hat oder noch liefern wird. Wenn nach wirklicher Zälung 3 lebende Kinder auf jede Ehe oder 5 oder auch nur $4\frac{1}{2}$ Personen auf eine Familie kommen, ein sehr gewöhnliches Verhältniß, so müssen wir daraus nicht schließen, daß der mittlere Ertrag jeder Ehe nicht viel über 3 Kinder sei. Wir müssen in Rechnung bringen, daß alle Ehen desselben Jahres natürlich ohne Kinder sind, daß al-

le vom vorigen Jahre nicht mehr als eins haben können, daß man von denen vom vorigen Jahre kaum zwei erwarten darf u. s. w., ferner, daß es ein besonderes Glück ist, von fünf Kindern im Verlauf von zehn Jahren kein einziges zu verlieren, daß nach dem zehnten, zwölften Jahre die Kinder schon anfangen, ihr väterliches Haus zu verlassen u. s. w.

Die Armen in Schottland werden im Allgemeinen durch freiwillige Unterstüzungen, die unter Aufsicht der Pfarrer vertheilt werden, erhalten. Da sie durchaus kein Recht haben, eine Versorgung zu fodern, da dieselbe wegen der Art, wie das Armengeld gesammelt wird, nothwendig ungewiß seyn muß und nie überflüssig seyn kann, so betrachten die Armen die Almosen nur als die lezte Zuflucht in der äußersten Noth und nicht als eine Hülfsquelle, auf die sie sich ruhig verlassen können, als etwas, das ihnen von Rechtswegen zukommt.

Die natürliche Folge ist, daß Jedermann seine äußersten Kräfte anstrengt, um der traurigen Nothwendigkeit zu entgehn, das kärgliche und ungewisse Almosen zu erbetteln. In den Berichten mehrerer Pfarren wird angemerkt, daß der gemeine Mann selten versäume, einiges bei Seite zu legen für das Alter oder auf den Fall einer Krankheit, daß im Allgemeinen die erwachsenen Kinder und Verwandte solcher Personen, die in Gefahr sind, um Armengeld anhalten zu müssen, wenn sie nur irgend im Stand sind, zutreten und auf alle Weise diese, der ganzen Familie so schimpfliche Erniedrigung zu verhüten suchen.

Die verschiednen Verfasser der statistischen Berichte tadeln in sehr starken Ausdrücken das Englische Armenwesen mit seinen gezwungnen Steuern und geben der in Schottland gebräuchlichen Versorgungsart den entschiedensten Vorzug. Selbst der Berichtsteller von Paißley, einer Manufakturstadt mit einer Menge Armen, wie gewöhnlich, erklärt sich sehr stark wider das Englische Armenwesen, kein Land in der Welt, sagt er, gäbe so enorme Armensteuern und dennoch wäre nirgends die Zal der Armen so groß und dennoch sei der Zustand der Armen in England, in Vergleich mit andern Ländern, wirklich bedaurungswürdig. o) Dies leztere möchte wol etwas übertrieben seyn.

In dem Bericht von Carlaverock wird sehr treffend angemerkt, „daß die Zal der Armen und Nothleidenden sich allezeit ebenso vermehre, als die zu ihrer Unterstüzung ausgesezten Summen, daß die mildthätige Hand unsichtbar bleiben müsse, bis es eben Zeit sei, wirklich zu helfen, daß in den Landpfarren in Schottland geringe freiwillige Sammlungen, dann und wann, hinreichend seyn, daß die Regierung nicht nöthig habe, die Quellen der Wohlthätigkeit noch zu vermehren, kurz, daß die Einführung gezwungner Armensteuern nicht nur unnöthig, sondern auch nachtheilig seyn würde, da diese Maaßregel dem Pächter und kleinen Bauern sehr drückend seyn würde, ohne doch den Armen wesentliche Erleichterung zu schaffen.“ p)

o) Vol. VII. p. 74.

p) Vol. VI. p. 21.

Dies scheint im Ganzen die herschende Meinung der Schottischen Geistlichen in Ansehung des Armenwesens zu seyn. Freilich giebt es Ausnahmen. Hin und wieder spricht einer den gesezmäßigen Armensteuern das Wort, worüber man sich freilich nicht zu wundern hat, wenn man bedenkt, wie sehr dies System, welches den Hartherzigen und Geizigen ebensoviel, als der Wohlthätige zu geben, zwingt, auf den ersten Anblick seinem Zweck zu entsprechen scheint. Nur wer die höchstnachtheiligen Folgen desselben mit Augen sah, und außerdem nur, wer richtige Begriffe über die Bedingungen und Folgen der Bevölkerung hat, kann das Fehlerhafte und Schädliche dieser Methode einsehen.

Den endemischen wie den epidemischen Krankheiten sind in Schottland, wie allenthalben, vorzüglich die Armen ausgesezt. Rheumatism, Scharbock, typhoses Fieber, Auszehrung, eine arge Art Aussaz sind an verschiednen Orten mehr oder weniger häufig. Je elender und trauriger in einer Gegend der Zustand der Armen ist, desto herschender sind daselbst diese Krankheiten, vorzüglich aber der Aussaz, den man der feuchten Kälte, kärglicher schlechter Nahrung, der unreinen Luft in engen überfüllten Wohnungen und dem Mangel an Reinlichkeit zuschreibt. Ganz besonders verheerend sind noch in Schottland die Blattern, um so mehr, da die Vorurtheile gegen die Impfung fortdauern. Schottland ist zu allen Zeiten Misjahren und dann und wann selbst eigentlichen Hungersläuften ausgesezt gewesen. Die Jahre 1635, 80, 88,

das Ende des siebzehnten Jahrhunderts überhaupt, ferner die Jahre 1740, 56, 66, 78, 82 und 83 werden an verschiednen Orten als Jahre des Mangels und des Elends angemerkt. Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war vorzüglich traurig, in manchen Pfarren schmolz die Menschenmenge auf die Hälfte, auf ein Viertel, weitläuftige Ackerfelder mußten aus Mangel an Händen in Schafweiden verwandelt werden. Nicht weniger war es das Jahr 1783, von dem man noch jezt an manchen Orten schlimme Folgen spürt. Nur die Beendigung des Amerikanischen Kriegs und der gleich darauf folgende Verkauf großer, für die Marine angeschaffter Vorräthe kam zur höchsten Zeit den schauderhaftesten Szenen zuvor.

In mehrern Pfarrberichten finden wir auch angemerkt, wie sich die Zal der Geburten und Heirathen nach den fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren richtet. Der Berichtsteller von Dunroßenß sagt z. B. ausdrücklich, daß die Zal der jährlich Gebornen viel von der vorigen Ernte abhange, in guten Jahren würden wol dreißig Kinder und drüber geboren, nach schlechten Ernten kaum halb so viel. q)

Die Bevölkerung Schottlands (nach den neuesten Listen beträgt sie 1,590,000) hat seit 1755, da Dr. Webster schrieb, bis jezt um mehr als 320,000 Köpfe zugenommen, für die hinreichender Unterhalt geschafft ist, theils

q) Vol. VII. p. 391.

durch die Verbesserungen des Ackerbaus, vornemlich durch den vermehrten Anbau der Kartoffeln, die an manchen Orten beinah zwei Drittel der Nahrung des großen Haufens ausmachen, theils durch Anlegung von Manufakturen. Man hat berechnet, daß die Hälfte des Ueberschusses an Gebornen durch Auswanderung für Schottland verloren gehe, aber es ist außer allem Zweifel, daß dieser Verlust sehr zum Vortheil des Landes gereiche und nicht wenig zur Verbesserung des Zustandes der Zurückbleibenden beitrage.

Ueber die Bevölkerung und den innern Haushalt Irlands fehlen genaue Nachrichten gänzlich. Ich will mich daher auf die einzige Bemerkung einschränken, daß der ausgebreitete Kartoffelbau eine sehr rasche Vermehrung der Einwohner wärend des lezten Jahrhunderts verstattet hat. Aber die Wolfeilheit dieses Nahrungsmittels und der kleine Fleck Landes, der durch dies Produkt in gewöhnlichen Jahren eine Familie zu unterhalten ist, auf der andern Seite die tiefe Unwissenheit und Rohheit des Volks, das seinen thierischen Trieben Gehör giebt, sobald es nur eben so viel hat, das Leben zu fristen, Alles dies hat die Ehen so sehr befördert, daß die gegenwärtige Volksmenge in gar keinem Verhältnis steht mit der Industrie und den vorhandnen Erwerbquellen des Landes. Mithin befinden sich die untern und zalreichsten Klassen des Volks in dem allerelendesten und verworfensten Zustande. Es versteht sich daher von selbst, daß hier vorzüglich die direkten Hemnisse herschen, wohin hauptsächlich alle die Krankheiten ge-

hören, die durch eckelhafte Armut, elende dumpfige Hütten, nothdürftige Kleidung, empörende Unreinlichkeit und gelegentlichen Mangel veranlaßt werden. Hiezu kamen in den leztern Jahren noch die selbstgeschaffenen Uebel, innerliche Unruhen, Bürgerkrieg und militairische Rechtspflege.

Versuch

über die

Bedingung und die Folgen

der

Volksvermehrung.

Anhang zum zweiten Buch.

Kapitel 9.

Von der Fruchtbarkeit der Ehen.

Es wäre recht sehr zu wünschen, daß wir im Stande wären, aus dem gegebenen Verhältniß der Volksvermehrung, der vorhandnen Volksmenge und den Geburts- Sterbe- und Heirathslisten der verschiednen Länder, die wahre Ergiebigkeit der Ehen und das eigentliche Verhältniß aller Gebornen zu denen, die aufwachsen und zur Ehe gelangen, ausfindig zu machen. Vielleicht ist eine genaue Lösung dieser Aufgabe unmöglich, doch werden wir versuchen derselben nahe zu kommen. Die Schwierigkeiten, die sich in so vielen Registern darbieten, möchten durch folgende Betrachtungen ziemlich begreiflich werden.

Vorläufig muß aber noch angemerkt werden, daß aus guten Gründen angenommen werden kann, daß die Geburts- und Sterbelisten der meisten Länder bei weitem unvollständiger sind, als die Heirathslisten, daß also das Verhältniß der Ehen fast immer zu groß angegeben wird. Von den neuesten Bevölkerungslisten über England ist es z. B. ganz ausgemacht, daß die Angaben der Gebornen und Gestorbnen sehr mangelhaft, die der Verheiratheten aber beinah zuverlässig sind.

Um über die Ergiebigkeit der Ehen zu urtheilen, dieselben genommen, wie sie wirklich vorkommen, also die zweiten und dritten Ehen miteingeschlossen, wollen wir eine gewisse Periode aus den Registern irgend eines Landes herausheben, seys von dreißig Jahren, und sehn, wie viele Kinder alle die in diesem Zeitraum begriffenen Ehen geliefert haben. Es ist klar, daß in den Anfang unsrer Periode eine Anzal Kinder miteingeschlossen wird, die die Frucht vorhingestifteter Ehen sind, ferner, daß gegen das Ende derselben eine Menge Kinder, die noch von den innerhalb dieses Zeitraums geschlossenen Ehen herstammen, nicht mitgezält, sondern in die künftige Periode gestoßen werden. Könnten wir nun die erstern abziehn, die leztern hinzufügen, so hätten wir offenbar die Summe aller Kinder, welche die Ehen dieses Zeitraums hervorgebracht haben, wüßten also genau die Ergiebigkeit dieser Ehen. Wäre die Bevölkerung stillstehend, so würde die Zal der hinzuzufügenden Geburten grade der der abzurechnenden gleich seyn, das Verhältniß der Geburten zu den Heirathen, wie es in den Registern vor uns liegt, würde zugleich die Ergiebigkeit der Ehen anzeigen. Bei wirklichem Fortschreiten der Bevölkerung würde die zu addirende Summe größer seyn als die abzuziehende, mithin würde das in den Registern angegebne Verhältniß der Geburten zu den Heirathen die eigentliche Fruchtbarkeit der Ehen zu gering angeben. Umgekehrt würde der Fall natürlich seyn bei einer abnehmenden Bevölkerung. Die Frage ist also, wie viel wir hinzuzufügen und wie viel abzuziehn haben, wenn die Zal der Gebornen und Verstorbnen ungleich ist. Das

mittlere Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen ist in Europa ungefähr wie 4 zu 1. Sezen wir, um die Sache durch ein Beispiel zu erläutern, daß jede Ehe vier Kinder liefert, eins alle zwei Jahre. Dies ist bekanntlich die mittlere Entfernung der Geschwister. Nun ist es offenbar, daß, man mag die Periode, die man aus dem Register aushebt, anfangen wo man will, allemal die Ehen der vorhergehenden acht Jahre nur die Hälfte der normalen Anzal Kinder geliefert haben können, daß also die andre Hälfte mit auf die in dieser abgeschnittnen Periode geschlossenen Ehen kommt und abgezogen werden muß. Ebenfalls werden die Ehen der lezten acht Jahre unsres Abschnitts auch nur die Hälfte ihrer Kinder produzirt haben, mithin muß die andre Hälfte hinzugefügt werden. Nun aber kann die Hälfte der binnen acht Jahren Gebornen der Summe aller der in den folgenden $3\frac{3}{4}$ Jahren Gebornen gleichgeschäzt werden. Bei ungemein rascher Volkszunahme wird sie etwa dem Ertrag der nächsten $3\frac{1}{2}$ Jahre entsprechen, bei langsamerer Vermehrung wird sie vielleicht dem Produkt der nächsten 4 Jahre gleichkommen. Als Mittel kann also $3\frac{3}{4}$ Jahre angenommen werden. a) Wenn wir also die in den ersten $3\frac{3}{4}$ Jahren einer angenommenen Periode gefallenen Geburten von der Summe abziehn und dafür die in den nächsten $3\frac{3}{4}$ Jahren nach der Periode vorgekommenen hinzurechnen, so werden wir so ziemlich uns

---

a) Nach dem Maaßstabe der gegenwärtigen Volksvermehrung in England ergiebt sich bei wirklicher Berechnung die erforderliche Periode eben zu $3\frac{3}{4}$ Jahren.

der wahren Summe der Kinder aller innerhalb unsrer Periode gestifteten Ehen nähern, mithin die wahre Ergiebigkeit derselben wissen. Wenn aber die Volksvermehrung in einem Lande ganz gleichförmig fortschreitet, wenn also die Geburten, Sterbfälle und Heirathen andauernd dasselbe Verhältniß zu einander und zu der ganzen Volksmenge haben, dann wird offenbar die Summe aller in einer gewissen Periode Gebornen sich zu der Summe einer gleichgroßen, spätern grade so verhalten müssen, wie sich der Ertrag an Kindern eines einzelnen Jahrs zu dem eines einzelnen herausgehobenen spätern verhält. Eben das gilt von den Heirathen. In solchem Fall braucht man, um die Ergiebigkeit der Ehen ausfindig zu machen, blos die Heirathen eines Jahres mit der Summe der Gebornen eines, wenigstens 3¾ Jahre später genommenen Jahres zu vergleichen.

Wir nehmen so eben vier Kinder für jede Ehe an, wenn wir aber bedenken, daß bekanntermaaßen die Volkszal in Europa steigt, so müssen wir für dasselbe wol eine größere Fruchtbarkeit der Ehen sezen. Wenn wir also statt der 3¾ Jahre einen Raum von vier Jahren bestimmen, so werden wir wol nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt seyn. Und wenn gleich ohne Widerrede dieser Zeitraum für verschiedne Länder verschieden seyn muß, so wird der Unterschied doch wol nicht so groß seyn, als man anfangs glauben möchte. In den Ländern nämlich, wo die Ehen fruchtbarer sind, pflegen die Geburten in kürzern Zwischenräumen aufeinander zu folgen, wo jene minder fruchtbar sind, pflegen diese länger zu seyn, so, daß bei dem größ-

ten Unterschiede der Fruchtbarkeit, dem Grade nach, die Dauer derselben doch ziemlich gleich bleibt. b)

Aus den vorigen Bemerkungen erhellt, daß, je rascher die Volksvermehrung vor sich geht, desto mehr die wahre Fruchtbarkeit der Ehen das in den Registern angegebne Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen übertrift.

Die angegebne Methode versucht die Fruchtbarkeit der Ehen zu be immen, wie sie wirklich vorkommen, hievon ist aber sehr unterschieden die Fruchtbarkeit der ersten Ehen, die Fruchtbarkeit der verheiratheten Weiber, am meisten die normale Fruchtbarkeit der in ihren günstigsten Jahren genommenen Weiber. Es ist wahrscheinlich, daß die natürliche Fruchtbarkeit der Weiber in den meisten Ländern so ziemlich sich gleich ist, die Fruchtbarkeit der Ehen aber wird bestimmt durch eine Menge Verhältnisse, von denen jedem Lande einige eigenthümlich sind, ganz vorzüglich aber durch die Zal der späten Heirathen.

In allen Ländern machen schon die zweiten und dritten Ehen ein sehr wichtiges Moment in der Berechnung aus. Nach Süßmilch betrug die Zal aller Personen, welche sich von 1748 bis 1756 in ganz Pommern verehlichten, 56,956 und von diesen waren 10,586 Wittwer und

---

b) Es versteht sich von selbst, daß die Berechnung an Oertern, wo ein großes Zu- und Abströmen des Volks stattfindet, irrig werden muß. Am wenigsten kann man sich auf die Resultate der Register der Städte verlassen, wo solche Flut und Ebbe der Einwohner ist, wo so häufig die Heirathen der benachbarten Landleute gefeiert werden u. s. w.

Wittwen. c) Nach Büsching befanden sich unter den 29,308 Personen, welche sich im Jahr 1781 in Preußen und Schlesien verheiratheten, 4,841 Wittwer und Wittwen, d) ein ganzes Sechstel Unterschied. Bei der Schäzung der Fruchtbarkeit der verheiratheten Weiber dienen die unehelichen Kinder e) dazu, freilich nur in etwas, der Mehrheit der Heirathen das Gleichgewicht zu halten. Da außerdem ausgemacht ist, daß die Zal der sich wiederverheirathenden Wittwer größer ist als die der Wittwen, so dürfte nicht einmal die ganze Summe der unehelichen Kinder in dieser Absicht verrechnet werden. Wenn man aber aus einer Vergleichung der Heirathen und Sterbfälle ausfindig machen will, wie viele der Gebornen bis zur Ehe gelangen, dann ist es allerdings nothwendig, die ganze Anzal derselben mit in Rechnung zu bringen.

Um zu finden, wie viele von den Gebornen leben bleiben und bis zur Ehe gelangen, muß man erst ein Sechstel von allen Heirathen abziehn und dann die so rektifizirte Anzal der Heirathen eines Jahrs mit der Zal der Verstorbnen eines spätern Jahrs vergleichen, dessen Entfernung dem Unterschiede zwischen dem mittlern Heirathsjahr und dem mittlern Todesjahr gleich ist. Z. B. das Verhältnis der

c) Göttliche Ordnung Th. I. S. 98.

d) Süßmilch Th. III. S. 95.

e) In Frankreich betrugen die unehelichen Kinder vor der Revoluzion $\frac{1}{47}$ aller Gebornen. Wahrscheinlich findet in England ein geringeres Verhältniß statt.

Heirathen zu den Sterbfällen sei wie 1 zu 3, ein Sechstel von den Heirathen abgezogen, so wird das Verhältniß wie 5 zu 18 seyn, die Zal der sich jährlich Verheirathenden wird sich zu den Sterbfällen verhalten wie 10 zu 18. Nehmen wir nun das mittlere Todesjahr 10 Jahr später an, als das mittlere Heirathsjahr, so wird, da in diesen zehn Jahren die Sterblichkeit $\frac{1}{9}$ gewinnt, die Zal der jährlich sich zum erstenmal Verheirathenden zu der Zal der jährlich Versterbenden in einer Entfernung, die dem Unterschiede zwischen dem mittlern Heirathsjahr und Sterbejahr entspricht, sich verhalten, wie 10 zu 20, folglich wird grade die Hälfte der Gebornen zur Ehe gelangen.

Die Gründe für dies Verfahren werden aus folgenden allgemeinen Bemerkungen über die Populazionslisten erhellen. Wenn in einem Lande die Bevölkerung stillsteht, so werden die gleichzeitigen Geburten und Sterbfälle sich ausgleichen, aus der baaren Anzal beider wird sich von selbst das wahre Mortalitätsverhältniß ergeben, und die Zal der Heirathen oder richtiger der verheiratheten Personen wird nach gehörigem Abzug der zweiten und dritten Heirathen, verglichen mit den Gebornen und Gestorbnen, anzeigen, der wie vielste der Neugebornen zur Ehe gelangt. Wenn aber die Bevölkerung abnimmt oder zunimmt, dann werden die Resultate der Vergleichung der Gebornen und Gestorbnen und dieser mit den Verheiratheten nicht mehr das ausdrücken, was sie vorher ausdrückten.

Zuvörderst springt es in die Augen, daß hier die Sterbfälle die gleichzeitigen Geburten nicht aufwiegen können, sondern erst in einer solchen Entfernung eintreffen

können, als welche der jedesmaligen mittlern Lebensdauer entspricht. Folglich werden, wenn gleich alle Sterbfälle in den Registern eines Landes, wo keine Auswanderung stattfindet, richtig verzeichnet sind, dennoch nicht, ausgenommen den Fall, da die Bevölkerung wirklich stillsteht, die Angaben aller in einer und derselben Periode Gebornen und Verstorbnen die Ausgleichung derselben erweisen. Wir dürfen diese nur dann erwarten, wenn wir die Todtenregister so viel später nachschlagen, als die mittlere Lebensdauer beträgt. Bei dieser Vergleichung werden sich denn freilich die Gebornen und Verstorbnen allemal das Gleichgewicht halten müssen.

Zweitens sind die Heirathen in keiner Verbindung mit den Geburten desselben Jahrs, sondern sie stammen von frühern Geburten in einer solchen Entfernung als die mittlere Wahrscheinlichkeit des Heirathsjahrs beträgt. Nimmt nun die Bevölkerung zu, so sind die Heirathen des gegenwärtigen Jahres von einer geringern Anzal Kinder entsprungen als die Summe der in eben demselben gebornen, mithin wird, wenn man die Heirathen mit den gleichzeitigen Geburten vergleicht, die Wahrscheinlichkeit der Neugebornen, zur Ehe zu gelangen, irrig gering scheinen, umgekehrt, zu groß, wenn die Bevölkerung abnimmt. Um das wahre Verhältniß zu finden, muß man die Heirathen eines beliebigen Jahres mit den Geburten eines um so viel frühern Jahres vergleichen, als die mittlere Wahrscheinlichkeit des Heirathsjahrs beträgt.

Drittens ist das mittlere Heirathsjahr dem mittlern Todesjahr in der Regel viel näher als dem Geburtsjahr,

mithin wird eine Vergleichung der Zal der Heirathen eines Jahrs mit der Zal der gleichzeitig Verstorbnen dem wahren Verhältniß, in dem die Neugebornen zur Ehe gelangen, näher kommen, als eine Vergleichung derselben mit den gleichzeitig Gebornen. f) Aus der Zal der Heirathen, nach Abzug der zweiten und dritten, verglichen mit den Geburten, kann nie hervorgehn, wie viele der Neugebornen eigentlich zur Ehe gelangen, da es aber möglich ist, daß, ungeachtet die Bevölkerung steigt oder fällt, dennoch das mittlere Heirathsjahr mit dem mittlern Todesjahr übereinkommt, so wird in diesem Fall ein Vergleich der Heirathen, nach Abzug der zweiten und dritten Ehen, mit den gleichzeitigen Sterbfällen wirklich das Verhältniß anzeigen, in welchem die Neugebornen die Ehe erreichen. g)

---

f) So bemerkt schon Dr. Price ganz richtig, (Obs. on Revers. Pay. vol. I. p. 269.) „daß, wenn in einem Lande die Bevölkerung zunehme, das Verhältniß der jährlichen Heirathen zu den jährlichen Sterbfällen immer größer, das zu den Gebornen desselben Jahres immer kleiner als das wahre Verhältniß scheine. Dieses wahre Verhältniß liegt immer in der Mitte zwischen den beiden andern, doch stets dem erstern näher."

g) Da alle Gebornen sterben müssen, so kann begreiflich in gewissen Fällen die Zal der Verstorbenen als gleichbedeutend für die Zal der Gebornen genommen werden. Wenn wir für irgend einen Zeitraum ganz genaue Sterbelisten hätten, in denen jedesmal angezeigt wäre, ob der Verstorbne verheirathet oder ledig war, so würde offenbar die Zal der verheirathet Verstorbnen, mit der ganzen Summe der Todten

Im Allgemeinen aber ist, sobald die Bevölkerung vorwärts geht, das mittlere Heirathsjahr früher als das mittlere Todesjahr, es wird also das Verhältniß der Heirathen zu den gleichzeitigen Sterbefällen zu groß ausfallen, um das wahre Verhältniß anzugeben, in welchem die Gebornen zur Ehe gelangen. Um dieses zu finden, muß man die Heirathen eines Jahrs mit den Verstorbnen eines um so viel spätern vergleichen, als der Unterschied des mittlern Heirathsjahrs und des mittlern Todesjahrs beträgt.

Es ist keine nothwendige Verbindung zwischen dem mittlern Heirathsjahr und dem mittlern Sterbejahr. In einem Lande, dessen Nahrungsquellen eine rasche Volkszunahme gestatten, kann die mittlere Lebensdauer oder das mittlere Sterbejahr ungemein hoch und spät und dabei das mittlere Heirathsjahr dennoch sehr früh seyn. Hier würde nun die Zal der Heirathen, verglichen mit den gleichzeitig Verstorbenen auch nach Abzug der zweiten und dritten, die Wahrscheinlichkeit der Gebornen in die Ehe zu treten, viel zu groß angeben. In einem solchen Lande könnte die mittlere Sterblichkeit 40, das mittlere Alter der Heirathenden 20 seyn, es würde also die Entfernung zwischen Ehe und Tod eben so groß seyn als die zwischen Geburt und Ehe, doch dies möchte ein sehr seltner Fall seyn.

Wenn man diese Bemerkungen auf die Populazionslisten überhaupt anwendet, so wird man, wenn gleich das wahre Verhältniß, in dem die Gebornen zur Ehe ge-

---

verglichen, genau ergeben, wie viele der Gebornen die Ehe erreicht hätten.

langen, selten ganz genau ausfindig zu machen seyn wird, doch manche interessante Folgerungen aus denselben ziehn, auch manche der damit verknüpften Schwierigkeiten lösen können. Im Allgemeinen wird man finden, daß in den Ländern, wo das Verhältniß der Heirathen zu den Verstorbenen sehr groß ist, aus gutem Grunde das mittlere Heirathsjahr um vieles früher angenommen werden muß als das mittlere Todesjahr. In der früher angeführten von Mr. Tooke entlehnten Bevölkerungstafel für Rußland, vom Jahr 1799, ergiebt sich das Verhältniß der Heirathen zu den Verstorbenen wie 100 zu 200. Ziehn wir ein Sechstel ab für die zweiten und dritten Heirathen, so wird das Verhältniß wie 100 zu 252. Hieraus folgt, wie es scheint, daß von 252 Gebornen 200 zur Ehe gelangten. Aber es ist kaum denkbar, daß es wirklich ein so gesundes Land gebe, wo ein solches Verhältniß stattfinden könnte. Wenn wir aber annehmen, wie es mit Fug angenommen werden kann, daß in Rußland das Heirathsjahr 15 Jahre vor das mittlere Todesjahr fällt, dann müssen wir die Heirathen eines Jahrs mit den Todten des sechzehnten drauffolgenden vergleichen. Verhalten sich nun die Gebornen zu den Verstorbnen wie 183 zu 100, beträgt die Mortalität $\frac{1}{58}$, (siehe das Kapitel über Rußland) so wird die jährliche Zunahme der Volksmenge $\frac{1}{58}$ derselben betragen, mithin wird in 15 Jahren die Zal der Verstorbenen um etwas mehr als ,28 gestiegen seyn, das Resultat wird also seyn, daß die Heirathen, verglichen mit den 15 Jahr später Verstorbnen, sich verhalten wie 100 zu 322. Das heißt, von 322 Gebornen gelangen 200 zur Ehe,

welches, wenn man mehrere bekannte Thatsachen erwägt, nicht gar unwahrscheinlich ist. Das Verhältniß der Heirathen zu den Gebornen ist wie 100 zu 385, die Ergiebigkeit der Ehen beträgt also, zufolge der vorhin angegebnen Methode, 4, 11.

In den Abhandlungen der Gesellschaft zu Philadelphia befindet sich ein Aufsaz von Herrn Barton, h) nach dessen Angaben das Verhältniß der Heirathen zu den Geburten in Nordamerika wie 1 zu $4\frac{1}{2}$ ist. Da er aber fast nur städtische Register betrachtet hat, so ist die Zal der Geburten wol zu gering und kann, meiner Meinung nach, für Stadt und Land in einander gerechnet, füglich zu fünf angenommen werden. Demselben Schriftsteller zufolge, ist die Sterblichkeit $\frac{1}{45}$ der ganzen Volksmenge, wenn diese sich binnen fünf und zwanzig Jahren verdoppelt, so müssen die Geburten $\frac{1}{20}$ ausmachen. Hienach würde das Verhältniß der Heirathen zu den Sterbfällen wie 1 zu $2\frac{2}{9}$ seyn, nach Berichtigung wegen der zweiten und dritten Heirathen beinah wie 1 zu 2, 7. Es ist aber unglaublich, daß von 27 Gebornen 20 zur Ehe gelangen sollten. Sezen wir nun aber das mittlere Heirathsjahr um zehn Jahr früher als das mittlere Todesjahr, welches höchstwahrscheinlich sich wirklich so verhält, so müssen wir die Heirathen eines Jahrs mit den Todten des eilften drauffolgenden vergleichen, um das wahre Verhältniß zu finden. Nach dem hier angegebnen Maaßstab der Volksvermeh-

---

h) Observations on the probability of life in the United States.

rung würde die Zunahme der Todten in zehn Jahren etwas über, 3 betragen. Das Resultat wäre also, daß $\frac{200}{351}$, das ist ungefähr $\frac{20}{35}$ statt der erst angegebnen $\frac{20}{27}$ von den Gebornen zur Ehe gelanger:. i) Vergleicht man, der aufgestellten Regel zufolge, die Heirathen mit den 4 Jahr später Gebornen, so ergiebt sich die Fruchtbarkeit der Ehen zu 5, 58.

In England scheint das mittlere Verhältniß der Heirathen zu den Gebornen in den leztern Jahren wie 100 zu 350 gewesen zu seyn. Fügen wir zu den Gebornen $\frac{1}{7}$ hinzu, statt des $\frac{1}{6}$, das ich in dem frühern Kapitel über England als den wahrscheinlichen Ersaz für die Mangelhaftigkeit der Register betrachtete, so werden hiedurch zugleich die unehlichen Geburten vergütet seyn und die Heirathen

---

i) Wenn Herrn Bartons Angaben richtig sind, so ist die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer in Nordamerika beträchtlich geringer als in Rußland, deswegen hab ich auch die Entfernung zwischen dem Heirathsjahr und dem Sterbjahr nur zu 10 Jahren angenommen, da sie in Rußland 15 beträgt. Nach Dr. Price's Methode (vol. I. p. 272) die wahrscheinliche Lebensdauer in solchen Ländern, wo die Bevölkerung steigt, zu schäzen, würde diese in Rußland 38 Jahre seyn (Geborne $\frac{1}{26}$ Todte $\frac{1}{50}$ Mittel $\frac{1}{38}$) und nimmt man als das mittlere Heirathsjahr das 23ste an, so würde die Entfernung bis zum Tode 15 seyn. In Amerika ist nach den vorliegenden Angaben die mittlere Lebensdauer nur $32\frac{1}{2}$, (Geborne $\frac{1}{20}$ Todte $\frac{1}{45}$ Mittel $\frac{1}{32\frac{1}{2}}$) nimmt man als das mittlere Heirathsjahr $22\frac{1}{2}$ an, so ist die Entfernung 10.

werden sich verhalten zu den Gebornen wie 1 zu 4, zu den Verstorbnen wie 1 zu 3.

Nach Berichtigung wegen der zweiten und dritten Heirathen wird das Verhältniß der Heirathen zu den Sterbfällen seyn wie 1 zu 3, 6. Nehmen wir nun an, daß das Heirathsjahr in England durch die Bank 7 Jahr früher ist als das Todesjahr, so wird der Zuwachs dieser 7 Jahre nach dem Maaßstab der gegenwärtigen Volkszunahme, da nemlich die Bevölkerung jährlich um $\frac{1}{120}$ gewinnt, ,06 betragen. Mithin werden von 381 Gebornen 200, das ist über die Hälfte zur Ehe gelangen. k) Vergleicht

k) Geboren $\frac{1}{30}$, Todte $\frac{1}{40}$, Mittel $\frac{1}{35}$. Nimmt man als das mittlere Heirathsjahr das 28ste an, so ist die Entfernung 7 Jahre. Was die Schäzung der Unvollständigkeit der Register betrift, so ist es gern möglich, daß ich gefehlt habe, da gar keine einigermaaßen sichere Data vorhanden sind. Sie mag vielleicht selbst zu groß seyn, obgleich bei dieser Annahme die Sterblichkeit in England, in Betracht seiner Verhältnisse, ungemein gering bleibt. Doch muß bemerkt werden, daß wenn in zwei Ländern die Bevölkerung in verschiednen Verhältnissen fortschreitet, die jährliche Sterblichkeit ein sehr irriges Kriterion der relativen Salubrität ist. Schreitet die Bevölkerung vorwärts, so bezeichnet die Zal der jährlichen Todten durchaus nicht die mittlere Lebensdauer, wie aus den eben angeführten Beispielen von Amerika und Rußland einleuchtet. Da in den leztern Jahren die Volkszunahme in England rascher vor sich gegangen ist, als in Frankreich, so trägt dieser Umstand allerdings dazu bei, den großen Unterschied der jährlichen Sterblichkeit in beiden Ländern aufzuklären.

man die Heirathen mit den 4 Jahr später Gebornen, so findet sich, daß die Fruchtbarkeit der Ehen 4,136 beträgt.

Diese Beispiele werden hinreichen zur Erläuterung, wie man die gegebnen Regeln anzuwenden hat, wenn man aus den Geburts- Sterbe- und Heirathslisten die Fruchtberkeit der Ehen und das Verhältniß, in dem die Gebornen zur Ehe gelangen, ausfindig machen will.

Man muß nicht aus der Acht lassen, wie wichtig die Berichtigung wegen der zweiten und dritten Heirathen ist. Sezen wir den Fall, da nach den Registern auf jede Ehe vier Kinder kommen und die Zal der Gebornen und Verstorbnen sich aufwiegt, so scheint es zuerst, als wenn bei diesen Verhältnissen nothwendig die Hälfte der Gebornen zur Ehe gelangen muß, wenn aber von den Heirathen $\frac{1}{6}$ wegen der zweiten und dritten abgezogen wird, dann wird das Verhältniß seyn, wie 1 zu $4\frac{4}{5}$, es erhellt also, daß nicht die Hälfte aller Kinder zur Ehe gelangt, sondern von $4\frac{4}{5}$ nur 2. Verhielten sich ein andermal die Geburten zu den Heirathen wie 4 zu 1 und erreichte wirklich die Hälfte aller Gebornen die Ehe, so möchte man zuerst glauben, daß die Bevölkerung stillstände, wenn wir aber $\frac{1}{6}$ von den Heirathen abziehn und dann das Verhältniß der Verstorbenen zu den Heirathen wie 4 zu 1 annehmen, so finden wir, daß jene sich zu diesen im Grunde nur wie $3\frac{1}{3}$ zu 1 verhalten, der Unterschied der Gebornen und Gestorbenen wird also seyn wie 4 und $3\frac{1}{3}$ oder 12 und 10 und das ist kein ganz unbedeutendes Verhältniß der Volkszunahme.

Drei Ursachen scheinen vorhanden zu seyn, welche einen Ueberschuß der Gebornen über die Verstorbnen bewir-

ken, erstlich, die Fruchtbarkeit der Ehen, zweitens das Verhältniß, in dem die Gebornen leben bleiben und zur Ehe gelangen, drittens, das frühere oder spätere Heiraths-jahr, verglichen mit der mittlern Lebensdauer. Dies lezte Moment scheint Dr. Price nicht hinlänglich in Betracht gezogen zu haben.

Eine günstige Veränderung eines dieser drei Momente, wenn derweile die andern beiden sich gleich bleiben, wird schneller das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen erhöhn, das Verhältniß der Heirathen zu den Gebornen aber wird von den beiden erstern auf eine ganz entgegengesezte Weise affizirt werden. Je größer die Fruchtbarkeit der Ehen ist, desto größer wird das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen seyn, je mehrere aber von den Gebornen zur Ehe gelangen, desto geringer. 1)

---

1) Dr. Price sezt dies genau aus einander (vol. I. p. 270.) und doch behauptet er bald darauf, daß Salubrität und Fruchtbarkeit der Ehen Ursachen der Volksvermehrung wären, welche selten getrennt angetroffen würden und beruft sich zum Erweis auf die Geburts- und Heirathslisten. Wenn sich gleich die mögliche Coexistenz beider nicht läugnen läßt, so läßt sich diese doch unmöglich aus den Geburts- und Heirathslisten darthun. — In den Europäischen Ländern trift es ganz allgemein zu, daß diejenigen die gesundesten sind, in denen die Fruchtbarkeit der Ehen am geringsten ist, diejenigen die ungesundesten, wo die Ergiebigkeit derselben die größte ist. Der frühere Zeitpunkt des Heirathens in ungesunden Ländern ist die offenbare Ursache dieses Gegensatzes.

Folglich kann, wenn in gewissen Zeiträumen die Fruchtbarkeit der Ehen und die Zal der Gebornen, die zur Ehe gelangen, zugleich steigt, das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen in den Registern unverändert bleiben. Und dies ist der Grund, warum die Populazionslisten solcher Länder, deren Volksvermehrung ganz verschiedene Wege geht, oft dieselben Verhältnisse der Geburten und Heirathen anzeigen.

Aus der nackten Proporzion der Gebornen zu den Heirathen läßt sich in der That nicht im geringsten schließen, ob und in welchem Verhältniß die Volksmenge zu- oder abnimmt. Die Bevölkerung kann stillstehn oder abnehmen, wenn die Register ein Verhältniß von 5 zu 1 angeben und sie kann ziemlich rasch steigen, wenn es nur wie 4 zu 1 ist. Ist aber der Maaßstab der Volksvermehrung, der auf andre Weise gesucht werden muß, gefunden, dann ist es offenbar zu wünschen, lieber ein kleines als ein großes Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen in den Registern zu finden, denn je kleiner dies Verhältniß ist, desto größer muß dasjenige seyn, in dem die Gebornen zur Ehe gelangen, das heißt, desto gesünder ist das Land.

Crome meint, daß die Bevölkerung eines Landes, wo die Ehen weniger als vier Kinder liefern, in einem sehr prekairen Zustande sei, m) er schätzt aber die Fruchtbarkeit der Ehen gradezu nach dem Verhältniß der jährlichen Geburten und Heirathen. Wenn diese Bemerkung richtig wäre, so würde es um manche Europäische Staaten nicht

m) Ueber die Bevölkerung der Europ. Staaten. S. 91.

gut aussehn, denn in nicht wenigen ist das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen eher unter als über 4 zu 1. Wir haben gesehn, auf welche Weise dies aus den Registern sich ergebende Verhältniß zu korrigiren ist, wenn nun ferner sehr viele von den Gebornen zur Ehe gelangen und das mittlere Heirathsjahr bedeutend früher ist, als das mittlere Sterbejahr, so ist ein solches Verhältniß in den Registern durchaus nicht unverträglich mit einer raschen Volkszunahme. In Rußland, wie gesagt, ist das Verhältniß der Geburten zu den Heirathen geringer als 4 zu 1 und doch steigt die Bevölkerung hier schneller als in irgend einem andern Theil von Europa. In England geht die Volkszunahme schneller vor sich, als in Frankreich und doch ist in England das Verhältniß der Geburten zu den Heirathen, selbst nach Einschaltung wegen muthmaßlicher Lücken, wie 4 zu 1, in Frankreich wie 4⅘ zu 1. Zur Bewerkstelligung einer so raschen Volksvermehrung, als in Nordamerika wirklich stattfindet, wird es allerdings nöthig seyn, daß alle Beförderungsmittel der Volksvermehrung in Thätigkeit gesezt werden, und wenn die Ehen besonders fruchtbar sind, so wird das Verhältniß der Geburten zu denselben auch gewiß größer seyn als 4 zu 1, in allen gewöhnlichen Fällen aber, wo es der Produktionskraft nicht verstattet wird, sich nach allen Seiten auszudehnen, da ist es ohne Widerrede besser, daß die wirkliche Volkszunahme vielmehr durch die mehrere Gesundheit und geringere Sterblichkeit des frühern Lebensalters, wodurch eine größere Menge der Gebornen bis zur Ehe gebracht wird, begründet werde, als durch einen von größerer Sterblichkeit beglei=

teten, bedeutenderen Grad der Fruchtbarkeit. Mithin kann in der Regel ein Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen wie 4 zu 1 nicht als ein ungünstiges Zeichen angesehn werden.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß man aus der Thatsache, daß die meisten der Gebornen zur Ehe gelangen, nicht folgern darf, daß in einem Lande die Heirathen sehr frühzeitig vor sich gehn oder daß die zuvorkommenden Hemnisse der Volksvermehrung wenig stattfinden. In solchen Ländern wie Norwegen und die Schweiz, wo die Hälfte der Gebornen das vierzigste Jahr erreicht, wo allerdings die Hälfte der Gebornen und drüber zur Ehe gelangt, muß offenbar nichtsdestoweniger eine große Menge der Erwachsenen zwischen 20 und 40 Jahren ledig bleiben, also das zuvorkommende Hemniß nicht wenig wirksam seyn. In England ist die Lebensdauer, wahrscheinlichen Berechnungen zufolge, 35 Jahre und über die Hälfte der Gebornen kommt in den Ehestand, dabei kann aber dennoch sehr wol das zuvorkommende Hemniß thätig seyn und ist es wirklich, wenn gleich nicht so sehr, wie in Norwegen und der Schweiz.

Die Macht des zuvorkommenden Hemnisses wird vielleicht am richtigsten nach dem geringen Verhältniß der Anzal der jährlich Gebornen zur ganzen Volksmenge beurtheilt. Auf das Verhältniß der Heirathen zu derselben darf man bei Vergleichung zweier Länder nur dann einen Werth legen, wenn sie in allem Uebrigen übereinkommen, es verführt zu irrigen Schlüssen, sobald in den verschiedenen Ländern die Fruchtbarkeit der Ehen oder das Verhältniß der

Unmannbaren oder der Maaßstab der Volkszunahme verschieden ist. Wenn alle Heirathen eines Landes, mögen es wenig oder viel seyn, sehr frühzeitig geschlossen werden, mithin die Ehen sehr ergiebig sind, so reicht offenbar eine geringere Anzal Ehen hin, um dieselbe Summe von Kindern hervorzubringen, es wird bei einem kleinen Verhältniß der Heirathen ein größeres der Geburten stattfinden. Dies lezte scheint der Fall in Frankreich zu seyn, wo das Verhältniß der Gebornen sowol als der Todten größer ist, als in Schweden, ungeachtet das Verhältniß der Heirathen ungefär dasselbe oder gar geringer ist. Ferner, wenn man zwei Länder vergleicht, wo die Bevölkerung des einen eine größere Menge Unmannbare begreift, so wird offenbar der Schluß von dem Verhältniß der jährlichen Heirathen zur ganzen Volksmenge auf das mehrere oder mindere Vorherschen des zuvorkommenden Hemnisses unter den Mannbaren unrichtig seyn müssen.

Eben dies geringere Verhältniß der Unmannbaren ist es, das neben dem Einströmen der Fremden das Verhältniß der Heirathen zur ganzen Volksmenge in den Städten höher treibt, als auf dem Lande, ungeachtet es keinem Zweifel unterworfen ist, daß die zuvorkommenden Hemnisse vornemlich in den Städten herschen. Umgekehrt läßt sich mit gleicher Wahrheit behaupten, daß z. B. in einem Lande wie Amerika, wo die Hälfte der Volksmenge unterhalb sechszehn Jahren ist, das Verhältniß der jährlichen Heirathen nicht genau angiebt, wie gering das zuvorkommende Hemniß wirke.

Vorausgesezt aber, daß die natürliche Fruchtbarkeit der Weiber überall sich ziemlich gleich ist, so wird das mehr oder minder geringe Verhältniß der Gebornen zur Volksmenge so ziemlich genau anzeigen, in welchem Grade das zuvorkommende Hemniß thätig ist, mag es sich nun äussern durch späte, also minder fruchtbare Ehen, oder durch die große Anzal der Mannbaren, die ledig sterben. Zur bequemen Uebersicht des Maaßstabes der Volksvermehrung und der Perioden der Verdoppelung, wie sie durch die gegebnen Verhältnisse der Gebornen und Todten bedingt werden, dienen zwei vortrefliche, von Euler berechnete Tafeln im Süßmilchschen Werke.

Wenn die Volksmenge eines Landes 100000 Seelen beträgt, die Mortalität $\frac{1}{36}$ ist

und das Verhältniß der Gestorbenen zu den Gebornen ist wie:		dann ist der Ueberschuß an Gebornen:	der Ueberschuß an Gebornen beträgt von der ganzen Volksmenge:	mithin wird sich die ganze Volksmenge verdoppeln in
10	11	277	$\frac{1}{360}$	250 Jahren
	12	555	$\frac{1}{180}$	125
	13	833	$\frac{1}{120}$	$83\frac{1}{2}$
	14	1110	$\frac{1}{90}$	$62\frac{1}{4}$
	15	1388	$\frac{1}{72}$	$50\frac{1}{4}$
	16	1666	$\frac{1}{60}$	42
	17	1943	$\frac{1}{51}$	$35\frac{3}{4}$
	18	2221	$\frac{1}{45}$	$31\frac{2}{3}$
	19	2499	$\frac{1}{40}$	28
	20	2777	$\frac{1}{36}$	$25\frac{1}{10}$
	22	3332	$\frac{1}{30}$	$21\frac{1}{8}$
	25	4165	$\frac{1}{24}$	17
	30	5554	$\frac{1}{18}$	$12\frac{4}{5}$

(Die zweite größere Tafel gleich dem Engländer in diesem Werke wieder abdrucken zu lassen, halt ich für unnöthig, da der klassische Süßmilch keinem deutschen Leser sehr fern seyn kann.
D. Uebers.)

Kapitel 10.

Von den Veränderungen, welche durch epidemische Jahre in den Geburts- Sterbe- und Heirathslisten bewirkt werden.

Es erhellt aus den schäzbaren Sterbelisten, welche Süßmilch gesammelt hat und welche Perioden von 50 und 60 Jahren begreifen, daß alle Länder Europens von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Seuchenläuften unterworfen sind, welche die Vermehrung ihrer Bevölkerung hemmen und daß nur sehr wenige frei sind von den großen und verheerenden Volkskrankheiten, welche ein oder ein paarmal im Jahrhundert rasen und ein Viertel oder ein Drittel der ganzen Volksmenge wegraffen. Je bedeutender dieselben, desto handgreiflicher ist es, wie sie die allgemeinen Verhältnisse der Geburten, Sterbfälle und Heirathen verändern. Hier als ein sprechendes Beispiel ein Bruchstück aus den Tabellen für Preußen und Litthauen.

In den Jahren	Heirathen.	Geborne	Gestorbne.	Verhältniß der Heirathen zu den Gebornen.	Verhältniß der Gestorbnen zu den Gebornen.
1693 bis 97 incl.	5747	19715	14862	10 : 34	100 : 132
1698 — 1702	6070	24112	14474	10 : 39	100 : 165
1703 — 1708	6082	26896	16430	10 : 44	100 : 163
Mittelzal					
1709 und 1710 } Pestjahre		in beiden zusamm.	247733		
1711	12028	32526	10131	10 : 27	100 : 320
1712	6267	22970	10445	10 : 36	100 : 220
1713 bis 1716	4968	21603	11984	10 : 43	100 : 180
1717 — 1721	4324	21396	12039	10 : 49	100 : 177
1722 — 1726	4719	21452	12863	10 : 45	100 : 166
Mittelzal					

Wenn diese Zalen anders richtig sind, so beweisen sie zur Genüge, wie plözlich und wunderbar durch vorhergehende große Sterblichkeit die Zal der Heirathen gesteigert wird. Süßmilch berechnet, daß über ein Drittel der ganzen Volksmenge durch die Pest aufgerieben ward und troz dieser großen Verringerung derselben erhellt aus der vorliegenden Tafel, daß im Jahr 1711 die Anzal der Heirathen beinah aufs doppelte von der Mittelzal für die sechs vor

der Pest vorhergehenden Jahre stieg. n) Es wird dies nur durch die Annahme begreiflich, daß die große Nachfrage nach Arbeitern und die Lücken in so vielen Gewerben die meisten der dermal Mannbaren auf einmal antrieb, sogleich zu heirathen. Die Zal der in diesem Jahr Gebornen kann nicht in gleichem Grade ungeheuer seyn, da wir von den in demselben geschlossenen Ehen höchstens nur ein Kind erwarten können, die übrigen mußten von den von der Pest verschontgebliebenen geliefert werden. Wir werden uns daher nicht wundern, daß das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen in diesem Jahre nur wie 2,7 zu 1 ist. Wenn aber auch das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen nicht groß seyn konnte, so mußte doch wegen der großen Menge der Heirathen die absolute Zal der Gebornen bedeutend seyn, und da in diesem Jahre natürlich ungewöhnlich wenige starben, so ist das Verhältniß der Gebornen zu den Todten ganz außerordentlich, nemlich 320 zu 100, ein so großes Uebergewicht der Gebornen, als vielleicht je in Amerika stattgefunden hat. In dem nächsten Jahr 1712 muß be-

---

n) Die Volksmenge betrug vor der Pest nach Süßmilch (vol. I. ch. IX. sect 173.) 570000, hievon die Opfer der Pest mit 247733 abgezogen, bleiben 322267, diese dividirt mit der Zal der Heirathen und Gebornen für das Jahr 1711 giebt ein Verhältniß der erstern zur ganzen Volksmenge, ungefähr wie 1 zu 26, der leztern, ungefähr wie 1 zu 10. Solche auffallende Verhältnisse können denn freilich nur in einzelnen Jahren stattfinden, würden sie andauern, so würde sich die ganze Volksmenge in weniger als zehn Jahren verdoppeln.

greiflich die Zal der Heirathen plözlich sinken, da die meisten Mannbaren das Jahr vorher sich verehlichten, diesmal also hauptsächlich nur die eben Mannbargewordnen heirathen konnten. Da jedoch die günstigen Gelegenheiten zu Niederlassungen fortdauerten, da auch wol nicht durchaus alle Mannbare schon im vorigen Jahre zur Ehe schritten, so ist die Zal der Heirathen im Jahr 1712, in Betracht der Volksmenge, sehr bedeutend und obgleich um die Hälfte geringer als die des vorigen Jahres, doch ansehnlich größer als die mittlere Zal des vor der Pest liegenden Zeitraums. Das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen ist in diesem Jahr, wenn gleich allerdings größer als im vorhergehenden, wegen der relativ geringern Anzal der Heirathen, in Vergleich mit den Listen anderer Länder, nicht groß, nemlich nur 3,6 zu 1. Das Verhältniß der Gebornen zu den Todten hingegen, obschon geringer als im vorigen Jahre, da die Zal der Heirathenden so groß war, bleibt in Betracht anderer Länder immer noch ungewöhnlich. Ein Ueberschuß an Gebornen wie 220 zu 100 würde nemlich bei $\frac{1}{36}$ Mortalität die Bevölkerung eines Landes binnen $21\frac{1}{8}$ Jahren verdoppeln. Von hier an fängt nun die Zal der jährlichen Heirathen wieder an, sich nach der verringerten Volkszal zu richten, sinkt also beträchtlich unterhalb der vor der Pest gewöhnlichen Mittelzal, da sie jezt hauptsächlich durch die Zal derer, welche, dem alltäglichen Gange der Dinge gemäß, jährlich zur Heirath tüchtig werden, bedingt wird. Süßmilch sucht seine Leser auf die nach der Pest erfolgende Fruchtbarkeit der Ehen aufmerksam zu machen und führt das Ver-

hältniß von 49 zu 10 als Beweis an. *) Allerdings hat man Ursache aus der allgemeinen Mittelzal zu schließen, daß die Ehen in dieser Periode sehr fruchtbar waren, aber das Verhältniß eines Jahres oder auch einiger ist schlechthin ein ungültiger Beweis, da es ebensowol durch eine relativ geringere Anzal der Heirathen als durch eine größere der Gebornen hervorgebracht werden kann, wie es denn hier auch wirklich der Fall war. In den zwei Jahren unmittelbar nach der Pest, in denen der Ueberschuß an Gebornen so ganz ungemein war, fand doch nur ein geringes Verhältniß derselben zu den Heirathen statt. Der gewöhnlichen Methode zufolge würde man hienach die Fruchtbarkeit der Ehen nur zu 2, 7 oder 3, 6 berechnen. In der lezten fünfjährigen Periode dieser Tafel, von der nur ein Bruchstück mitgetheilt worden, ist das Verhältniß der Gebornen zu den Heirathen dagegen wie 5 zu 1. Für den ganzen Zeitraum aber ergiebt sich das mittlere Verhältniß wie 148 zu 100, welches unmöglich der Fall seyn könnte, wenn die einzelnen hohen Verhältnisse der Gebornen zu den Heirathen wirklich eine vermehrte Anzal von Gebornen und nicht vielmehr eine geringere der Heirathen angezeigt hätte.

Die große Wandelbarkeit des Verhältnisses der Gebornen zu den Verstorbnen wärend der in der ganzen Tafel begriffenen 64 Jahre verdient insbesondere unsere Aufmerksamkeit. Die Mittelzal der 4 vor der Pest vorangehenden Jahre ist 22 zu 10, ein Verhältniß, bei welchem, angenommen, daß die Mortalität $\frac{1}{36}$ ist, die Volksmenge sich

*) Göttliche Ordnung Th. I. S. 175.

in weniger als 21 Jahren verdoppelt. Die Mittelzal für die 20 Jahre von 1711 bis 1731 ist 17 zu 10, bei welchem Verhältniß die Verdoppelung nach etwa 35 Jahren geschehn seyn würde. Das mittlere Verhältniß für alle 64 Jahre aber ist wenig mehr als 12 zu 10 und erfodert ganze 125 Jahre zur Verdoppelung. Wenn man nun gar das große Pestjahr oder auch nur andere ungesunde Jahre in zu kleinen Zeitabschnitten begriffe, so würde das Resultat ein Uebergewicht der Todten über die Gebornen seyn, man könnte also verleitet werden, auf eine Abnahme der Bevölkerung zu schließen.

Süßmilch schäzt die Mortalität, die vorhin $\frac{1}{36}$ war, nach der Pest auf $\frac{1}{38}$. Da möchten nun wol manche meiner Leser vermutet haben, daß der durch einen solchen Vorfall veranlaßte relative Ueberfluß an den Bedürfnissen des Lebens einen größern Unterschied in der Sterblichkeit verursacht haben würde. Dr. Short insbesondere hat angemerkt und dargethan, daß nach ungewöhnlich tödtlichen Jahren ausgezeichnet gesunde Zeiten zu folgen pflegen. p) Auch zweifle ich keinen Augenblick an der Richtigkeit dieser Bemerkungen, sobald man nur gleiche Alter mit gleichen zusammenstellt. Aber auch unter den allergünstigsten Umständen ist die Sterblichkeit der Kinder unter drei Jahren, wie bekannt, bei weitem größer als in irgend einem andern Lebensalter. Die ungewöhnlich große Anzal von Kindern, die in der Regel bald nach sehr tödtlichen Jahren hervorsprossen, wird also anfangs die besondre Salubrität

p) History of air seasons etc. vol. II. p. 344.

solches Zeitraums aufwiegen und diese in den Sterbelisten weniger bemerklich machen.

Wenn wir die nach der Pest übriggebliebene Volksmenge mit der Zal der im Jahr 1711 Verstorbenen dividiren, so kommt die Sterblichkeit beinah auf $\frac{1}{31}$ heraus, sie war also eher gestiegen als gesunken und dies begreiflicher Weise wegen der ungeheuren Menge Neugeborner in diesem Jahre. Diese größere Sterblichkeit hörte aber unstreitig bald hernach auf, so wie die vielen Kinder in die dauerhaftern Lebensperioden aufstiegen und dann traf Süßmilchs Behauptung wirklich ein. Doch ist zu bemerken, daß im Allgemeinen vorhergehende große Sterblichkeit wirklichern Einfluß auf die Zal der Gebornen als der Verstorbnen hat. Man sieht auf der Tafel, daß die Zal der jährlichen Todten regelmäßig mit der wachsenden Volksmenge steigt und so ziemlich in demselben Verhältniß beharrt. Die Zal der jährlich Gebornen bleibt sich in der ganzen Periode beinah immer gleich, obgleich die Volksmenge sich wärend derselben mehr als verdoppelte, mithin muß das Verhältniß der Gebornen zur ganzen Volksmenge zu Anfang und zu Ende sich auffallend verändert haben.

So liegt es am Tage, in welche große Irthümer man unvermeidlich fallen muß, wenn man blos nach Angabe der Gebornen die Bevölkerung eines Landes schäzen will und doch vermessen sich die statistischen Schriftsteller nur zu oft, nach einseitigen Datis weniger Jahre Berechnungen für vergangne und zukünftige Zeiten anzustellen. In dem gegenwärtigen Falle würde man z. B., wenn man allein auf die Zal der Gebornen Rücksicht nähme, zu dem Schluß

verleitet werden, daß die Volksmenge kaum durch die Pest gelitten hätte, da doch die Todtenregister ein Drittel Verlust anzeigen. Dergleichen Variazionen, wenn gleich nicht eben so auffallende, kommen in allen den Geburts-Sterbe- und Heirathslisten vor, welche Süßmilch gesammelt hat und erfordern die bedachtsamste Rücksicht dessen, der politische Rechnungen anstellen will.

Die gewöhnliche epidemischen Jahre, welche in kürzern Zwischenräumen wiederkehren, können begreiflich nicht eben so auffallende Veränderungen in den Heiraths- und Geburtslisten hervorbringen wie die große Pest in der gelieferten Tafel, jedoch wird ihre Wirkung nach Verhältniß ihrer Heftigkeit allemal gleichartig seyn. Aus den Registern einer Menge Länder, vorzüglich aber den städtischen erhellt, daß solche große Seuchenläufte in der lezten Hälfte des siebzehnten und der ersten des achtzehnten nicht wenig häufig waren. Wenn man diese Pestjahre, diese ungesunden Zeitläufte, wie sie in den Tabellen einem Zeitraum rascher Volkszunahme auf dem Fuß folgen, betrachtet, so kann man sich warlich der aufstoßenden Idee nicht erwehren, daß die Menge der Landeseinwohner in solchen Fällen die Masse der Nahrungsmittel und der zur gesunden Existenz erfoderlichen Lebensbedürfnisse überstieg. Der große Haufe ward unter solchen Umständen gezwungen, seine Zuflucht zu den elendesten Nahrungsmitteln zu nehmen, die Hütten wurden überfüllt, wodurch offenbar die Entstehung von Krankheiten begünstigt werden mußte, wenn gleich das Land, absolut genommen, noch nichts weniger als überbevölkert war. Wenn in einem nur dünn-

bewohnten Lande die Volksmenge rasch steigt, eh die Summe der Nahrungsmittel vermehrt ist, eh mehr Häuser gebaut sind, so wird offenbar die Einwohner Mangel an Raum und Nahrung drücken. Gesezt, im nördlichen Schottland würde in den nächsten zehn, zwölf Jahren die Zal oder die Fruchtbarkeit der Ehen bedeutend gewinnen, ohne daß Auswanderung stattfände, gesezt, es würden dann statt fünf etwa sieben Menschen in eine Hütte zusammengedrängt und kleinere Porzionen schlechterer Nahrungsmittel vertheilt, müßte nicht unfehlbar die Gesundheit des großen Haufens darunter leiden?

Kapitel 11.

Allgemeine Folgerungen aus der bisherigen Betrachtung der menschlichen Gesellschaft.

Daß die erwähnten Hemnisse die unmittelbaren Ursachen der langsamen Volksvermehrung sind und daß dieselben eigentlich durch die Unzulänglichkeit der Masse der Nahrungsmittel begründet werden, wird noch einleuchtender, wenn man die raschere Volkszunahme betrachtet, die jedesmal stattfand, sobald durch einen schnelleintretenden Ueberfluß an Lebensmitteln diese Hemnisse mehr oder weniger beseitigt wurden.

Es ist allgemein bekannt, daß die Bevölkerung solcher Kolonieen, die in gesunden Ländern angelegt wurden, und an Raum und Nahrung Ueberfluß hatten, sich alle=

mal sehr schnell vermehrt hat. Manche der Griechischen Kolonieen scheinen nach ein oder zweihundert Jahren ihren Mutterstaaten gleichgekommen oder selbst sie übertroffen zu haben. Syrakus und Agrigent in Sizilien, Tarent und Lokri in Italien, Ephesus und Milet in Kleinasien waren allen Nachrichten zufolge den bedeutendsten Städten des eigentlichen Griechenlands zum mindesten gleichzuschäzen. Alle diese Kolonieen waren gestiftet in Ländern, von Wilden und Barbaren bewohnt, die den fremden Ankömmlingen leicht wichen und ihnen fruchtbares Land vollauf ließen. Man hat berechnet, daß die Juden, obgleich sie sich wärend der Wanderung schlecht vermehrten, sobald sie in einem fruchtbaren Winkel Egyptens nisteten, sich alle 15 Jahre verdoppelten. Doch wir bedürfen keiner so alten Beispiele, die Europäischen Niederlassungen in Amerika reden laut genug für die Wahrheit einer Behauptung, die im Grunde wol niemand zu bezweifeln sich einfallen lassen wird. Fülle und Wolfeilheit ergiebigen Landes ist in der Regel eine so mächtige Triebfeder der Volksvermehrung, daß sie aller Bedrückungen spottet.

Schwerlich können je Niederlassungen schlechter gehandhabt worden seyn, als die Spanischen in Mexiko, Peru und Quito. Mit Tyrannei, Aberglauben und allen seinen andern Lastern steuerte der Mutterstaat seine Töchter reichlich aus. Bei den unsinnigsten Handelsbeschränkungen foderte die Krone die übertriebensten Abgaben und die Statthalter wetteiferten mit ihren Herrn in Raubgier und Bedrückung. Troz alle dem mehrte sich das Volk. Die Stadt Quito, vormals ein Indianisches Dorf, faßte

schon vor mehr als funfzig Jahren nach Ulloa's Zeugniß funfzig bis sechzigtausend Einwohner. q) Lima, erst seit der Eroberung erbaut, war vor dem verderblichen Erdbeben von 1741 zum mindesten nicht geringer. Mexiko soll hunderttausend Einwohner haben, welches troz den Uebertreibungen der Spanischen Schriftsteller gewiß fünfmal mehr ist als zur Zeit Montezuma's. r) Brasilien, nicht weniger tyrannisirt, soll vor mehr als 30 Jahren schon gegen sechsmal hunderttausend Einwohner von Europäischer Abkunft gehabt haben. s) Die Holländischen und Französischen Kolonieen, schmachtend unter dem Joch geschlossener Handlungsgesellschaften, nach Dr. Smiths richtiger Bemerkung die möglichstärgste aller Regierungsweisen, gediehten doch, aller Fesseln ungeachtet. t)

Allen andern Kolonieen aber sind in der Volksvermehrung weit vorangeschritten die Englisch-Nordamerikanischen, heutiges Tages die mächtigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zu der Fülle des fruchtbaren Landes, das ihnen mit den Spanischen und Portugiesischen Kolonieen gemeinschaftlich war, kam ein ohne Vergleich größerer Grad von bürgerlicher Freiheit hinzu. Ihr auswärtiger Handel war allerdings etwas beschränkt, aber sie waren befugt ihren innern Haushalt eigenmächtig zu hand-

q) Voy. d'Ulloa t. I. p. 229. 4to. 1752.

r) Smith's Wealth of nations vol. II. p. 363.

s) Id. p. 365.

t) Id. p. 368, 369.

haben. Manche politische Einrichtungen waren der mehrern Veräußerung und Vertheilung des Landeigenthums ganz besonders günstig. Wer Land gekauft hatte und es binnen einer gewissen Zeit nicht bebaute, gieng dessen verlustig. In Panesylvanien galt kein Recht der Erstgeburt; in Neuengland kommt dem Aeltesten nur eine doppelte Porzion zu. Nirgends ward der Zehnte gefodert, überhaupt wenig oder fast gar keine Abgaben. Wegen der ungemeinen Wolfeilheit fruchtbarer Grundstücke konnte niemand sein Vermögen vortheilhafter als auf den Ackerbau verwenden, welcher, indem er die gesundeste Beschäftigung ist, zugleich die für die Gesellschaft nothdürftigsten Bedürfnisse abgiebt.

Unter diesem Zusammenfluß glücklicher Umstände eilte der Strom der Volksvermehrung mit einer in der Geschichte fast beispiellosen Schnelligkeit vorwärts. In allen nördlichen Provinzen verdoppelte sich die Volksmenge binnen 25 Jahren. Die Zal derer, die sich ursprünglich in den vier Provinzen von Neu=England im Jahr 1643 niederließen, betrug 21200. In der Folge sind wieder mehr ausgewandert als eingewandert und doch war die Zal der Einwohner im Jahr 1760 eine halbe Million. Die ganze Zeit hindurch hat sich also die Volksmenge innerhalb 25 Jahren verdoppelt. In New Jersey war die Verdopplungsperiode nur 22 Jahre und in Rhode Island noch kürzer. In den landeinwärtsgelegenen Niederlassungen, wo die Leute sich einzig auf Ackerbau verlegen, wo keine Art des Luxus herscht, sollen sie sich schon in 15 Jahren ums doppelte vermehrt haben. Längst der Seeküste, die be=

greiflich zuerst bevölkert ward, war der Zeitpunkt der Verdopplungsperiode das 35ste Jahr, in einigen Seestädten war die Bevölkerung gar schon stillstehend. u) Und ungeachtet sie in einigen Gegenden stillsteht, so ergiebt sich

---

u) Prices Observ. on Reverſ. Payne vol. I. p. 282. vol. II. p. 260. Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt einige Auszüge aus der Predigt des Dr. Styles zu sehn, auf die sich Dr. Price beruft. Dr. Styles führt wirklich mehrere nahmhafte Beispiele, selbst von Städten an, (Gloucester, Situate, Coventry, Westgreenwich und Exeter) wo die Volksmenge sich in 15 Jahren verdoppelte. Ich habe auch ganz neulich eine kleine Schrift gesehn, betitelt: facts and calculations respecting the population of the United states, deren Verfasser die Verdopplungsperiode aller Provinzen von den frühesten Zeiten her nur zu 20 Jahren ansezt. Die Glaubwürdigkeit des Verfassers ist mir unbekannt. Doch darf man ihm wol ohne Bedenken folgen, wenn er auf öffentliche Thatsachen und Zälungen fußt. Eine Periode ist besonders auffallend. In dem Bericht an den Kongreß 1782 ward die Volksmenge zu 2,389,300 angegeben und in der Zälung 1790 fanden sich 4,000,000, Zuwachs in 9 Jahren 1,610,700, hievon abgezogen jährliche 10000 Europäische Ankömmlinge, macht 90000, deren Vermehrung 5 pr. C. für $4\frac{1}{2}$ Jahre mit 20,250 abgezogen, so bleibt der von den Einländern erzeugte Ueberschuß 1,500,450, welches beinah 7 pr. C. ist, also die Verdopplungsperiode auf weniger als 16 Jahre sezt. Wenn diese Berechnung für das Ganze der vereinigten Staaten einigermaaßen wahr ist, so muß zweifelsohne hin und wieder der Zeitpunkt der Verdopplung noch vor das 15te Jahr fallen. — Wahrscheinlich gieng die Volksvermehrung in den nächsten Jahren nach dem Kriege besonders rasch vor sich.

doch aus den Zälungen, daß sie sich fürs Ganze auch noch in den lezten 25 Jahren verdoppelt hat, welches offenbar in andern Distrikten einen ganz ungemein raschen Fortgang voraussezt.

Die Volksmenge der Vereinigten Amerikanischen Staaten beträgt nach der jüngsten Zälung 5,172,312. v) Wir haben keine Ursach zu glauben, daß Großbrittannien gegenwärtig weniger bevölkert sei, weil das kleine Häuflein einst auswanderte, das diese Million produzirt hat. Im Gegentheil, es ist anerkannt, daß einige Auswanderung die Volksvermehrung des Mutterlandes fördert. Insonderheit ist angemerkt worden, daß die zwei Provinzen Spaniens, aus denen die meisten Abenteurer nach Amerika giengen, demzufolge die bevölkertsten wurden.

Dahingestellt, wie groß die ursprüngliche Zal der ausgewanderten Engländer war, die Nord-Amerika so schnell bevölkert haben, laßt uns fragen: Warum hinterläßt in derselben Zeit eine gleiche Anzal nicht auch eine eben so große Nachkommenschaft in England? Die Antwort liegt am Tage, Mangel an Nahrung hindert es. Daß dieser Mangel das kräftigste der drei unmittelbaren Hemnisse der Volksvermehrung, deren Spuren wir in den verschiednen Menschlichen Gesellschaften verfolgt haben, ist, erhellt of-

---

v) Und in dieser Zälungsliste ist ein kleiner Staat noch ausgelassen, auch höre ich, daß die öffentliche Meinung diese Zal noch für zu gering hält und die Bevölkerung allgemein auf 6000000 schäzt, jedoch in solchen Dingen hat die öffentliche Meinung wenig oder kein Gewicht.

fenbar aus der Schnelligkeit, mit der selbst alte Staaten die Wunden ausheilen, die durch Krieg, Pest, Hungersnoth und Konvulsionen der Natur geschlagen werden. Sie werden dann eine Weile in die Lage und Verhältnisse einer neuen Kolonie versezt und der Erfolg entspricht der Erwartung. Wenn die Industrie der Einwohner nicht vernichtet ward, so wird bald überfließende Nahrung für den Bedarf der verringerten Anzal produzirt werden, worauf augenblicklich ganz unfehlbar die Bevölkerung, die vorhin vielleicht stillstand, vorwärts schreiten wird, bis sie gewiß die vorige Höhe erreicht.

Das fruchtbare Flandern, das so oft die Bühne der verheerendsten Kriege war, ist allemal nach einigen Feierjahren so produktenreich und so volkreich als je vorher gewesen. Die unverringerte Anzal der Einwohner Frankreichs, von der früher die Rede gewesen, ist ein sehr vollwichtiges Beispiel. Man erinnere sich an die im vorigen Kapitel mitgetheilte Tafel über die der Pest benachbarten Jahre, und ähnliche, wenn auch nicht so handgreifliche Fälle giebt es in dem Süßmilchschen Werke die Menge. Die ungeheuren Verwüstungen, welche die Pest in London 1666 anrichtete, waren 15 oder 20 Jahre später kaum spürbar. Es läßt sich sehr wol daran zweifeln, ob die alle Augenblick wütende Pest wirklich daran schuld ist, daß die Türkey und Egypten so schlecht bevölkert sind. Wenn sie heutiges Tags so viel weniger Menschen enthalten, so ist es wol mehr der verderbten und verderblichen Regierung zuzuschreiben, unter der diese schönen Länder seufzen, welche auf alle Weise die Gewinnung der Früchte erschwert,

als dem durch die Pest verursachten Menschenverlust. Die ärgsten Spuren der Hungersläufte in China, Hindostan und andern Ländern sind allen Zeugnissen zufolge sehr bald verwischt und selbst die fürchterlichsten Konvulsionen der Natur, wie Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben, wenn sie nur nicht so oft auf einander folgen, daß sie die Bewohner ganz verjagen, oder alle Industrie ermatten, affiziren der Erfahrung zufolge die Bevölkerung eines Landes, wenn man längere Zeiträume vergleicht, wenig oder gar nicht.

Aus allen Registern der verschiedensten Länder geht hervor, daß der Fortgang ihrer Bevölkerung durch die von Zeit zu Zeit einfallende Pesten und Seuchen gehemmt wird. Dr. Short bedient sich in seinen interessanten Betrachtungen über die Todtenlisten sehr häufig des Ausdrucks „schreckliche Züchtigungsmittel des allzu üppig wachsenden Menschengeschlechts.“ w) Er hat eine Tafel von allen Pesten, Seuchenläuften und Hungerjahren gegeben, von denen er Nachrichten aufgezeichnet finden konnte, welche die Konstanz derselben sehr wol vor Augen stellt. Es sind auf seiner Tafel 431 Jahre angegeben, in denen die Pest oder andre allgemeinverheerende Volkskrankheiten herschten, von diesen fallen 32 vor die Christliche Zeitrechnung. x) Dividiren wir unsre heurige Jahrszal mit 399, so erhellt, daß die Pest oder andre große Seuchen durch die Bank et-

w) New. Obs. on bills of Mortality p. 96.

x) Hist. of air seasons etc. Vol. II. p. 366.

wa alle $4\frac{1}{2}$ Jahre ein oder das andre der uns bekannten Länder heimgesucht hat.

Von den 254 großen Hungerjahren, y) die er angemerkt hat, gehören 15 der Zeit vor Chr. G. 1806 dividirt mit 239 giebt ungefähr $7\frac{1}{2}$, also hat beinah alle achtehalb Jahr hier oder dort eine Hungersnoth gewütet.

In wie weit diese „schrecklichen Züchtigungsmittel des allzu üppig wachsenden Menschengeschlechts" durch die zu rasche Volksvermehrung selbst herbeigerufen werden, möchte schwer mit einiger Bestimtheit zu entscheiden seyn. Die äußersten ursachlichen Momente unsrer Krankheiten sind so geheimnißvoll und wahrscheinlich auch so verschieden, daß es vermessen wäre, zu viel Gewicht auf ein einziges zu legen, indeß wird man schwerlich der Uebertreibung beschuldigt werden können, wenn man behauptet, daß unter diese ursachlichen Momente auch überfüllte Wohnungen und unzureichende oder ungesunde Nahrung gerechnet zu werden verdienen, die allemal unvermeidlich sind, wo die Volksvermehrung den Ertrag des Landes übereilt. Fast alle Nachrichten von Epidemieen, die wir besizen, dienen zur Rechtfertigung dieser Behauptung, da fast ohne Ausnahme angemerkt wird, daß sie ihre hauptsächlichsten Verheerungen unter den niedrigern Klassen angerichtet haben. z) Dr. Short macht zu wiederhohlten Malen auf

---

y) Hist. of air seasons etc. Vol. II. p. 206.

z) Diese Sache ist kürzlich in England sehr laut zur Sprache gekommen. Daß vornemlich die untern Klassen am Typhus leiden, daß er fast nur unter diesen seinen Ursprung nimt,

diesen Punkt aufmerksam. Auch beweißt seine Tafel, wie oft Seuchen auf Hungersnoth folgen, oder sie begleiten.

Aus langanhaltender Erfahrung wissen wir, daß in unsern Gefängnissen, unsern Manufakturen, unsern Werkhäusern, in den engen Gassen und Höfen unsrer gro=

---

daß die höhern ihn fast immer nur von diesen durch Anstekung gewinnen, daß die Ansteckungssphäre des Typhus sehr klein ist, — sind von den Engländern jezt allgemein anerkannte Thatsachen. Die Verhandlungen der berühmtesten Aerzte über diese Gegenstände hatten die baldige Errichtung der Fieberhäuser zur Folge, die man jezt in allen größern Städten antrift. Sie sind zur schleunigsten Aufnahme des am Typhus erkrankenden Armen bestimmt und ersticken manche, beinah jede Epidemie im Ey. Sie schüzen die höhern Klassen, gleich Gewitterableitern, vor dem Typhus, der nur aus der dumpfen, schmuzigen Wohnung der Armut hervorschießt.

Sicher würde derjenige den Dank aller Guten verdienen, der die Mühe übernähme, einen Auszug aus den vielen Schriften zu verfertigen, welche die vorzüglichsten Aerzte Englands jüngst über diesen Gegenstand gewechselt haben. Die simple Erfindung der Fieberhäuser (wo dann das kalte Sturzbad anzuwenden) ist ohne Zweifel von einem sicherern Erfolg, als die sauren Räucherungen und von einem daurenderen, als die Kuhpocken (denn die Erzeugung des Typhus ist unaufhörlich). Die allmälige Allgemeinwerdung dieser Fieberhäuser in ganz Europa darf man, wie ich glaube, mit einiger Zuversicht hoffen, da die einfache Darstellung der Thatsachen, daß nemlich dadurch den Armen Hülfe, den Reichen Schuz wird, diese Sache dem Egoismus nicht weniger als der Wolthätigkeit plausibel machen muß. D. Uebers.

ßen Städte adynamische Fieber erzeugt werden, welche Oerter alle in dem schmuzigen Elend übereinkommen. Aehnliche Ursachen werden wahrscheinlich die ehemalige größere Frequenz verheerender Seuchen in Europa veranlaßt haben, die jezt so sehr abgenommen zu haben scheinen.

Eigentliche Hungersnoth, die zweite große Geißel der Menschheit, wird durch rasche Volksvermehrung freilich nicht gradezu sollizitirt, denn wie sehr sie auch steigt, so geschiehts doch nur allmälig und es können nicht mehr Menschen aufwachsen als Nahrung, aber wenn sie auch nicht gradezu dadurch herbeigerufen wird, so wird sie doch herbeigelockt. Wenn die untern Klassen gezwungen sind von der möglichstgeringsten Porzion ihr Leben zu fristen, so wird das geringste Defizit der Ernte große Noth verursachen. Eine zu rasche Volkszunahme bahnt also allerdings den Weg zu einer Hungersnoth. Unter den Vorläufern von Theurung und Noth führt Dr. Short eine oder mehrere auf einander folgende reiche Ernten an. a) Diese Bemerkung mag ganz richtig seyn, da wir wissen, daß wolfeile und fruchtbare Jahre eine Menge Menschen zum Heirathen verleiten, so daß bald darauf schon ein mittelmäßiges Jahr Mangel verursachen kann.

Dr. Short merkt an, daß tödtliche Epidemieen in der Regel ungemein gesunde Jahre zur Folge haben, weil die vorhergegangene Krankheit die meisten schwachen und schadhaften Körper weggerafft habe. b) Wahrscheinlich aber

---

a) Hist. of air seasons etc. vol. II. p. 367.

b) Id. p. 344.

möchte wol eine andre Ursache auch einiges hiezu beitragen, der Gewinn an Raum und Nahrung nemlich und der dadurch verbesserte Zustand des gemeinen Manns. Es erhellt aber aus den Populazionslisten, welche längere Zeiträume begreifen, daß, wenn nun nach vorhergehenden sehr tödtlichen Jahren die Nachfrage nach Arbeitern und der Lohn der Arbeit so steigt, daß der verbesserte Zustand der untern Klassen zum häufigern und frühern Heirathen reizt, die Gewohnheit des frühen Heirathens gewöhnlich zu lange fortdauert, so, daß die Volksmenge bald wieder die Masse der Nahrungsmittel übersteigt und von neuem kränkliche Jahre eintreten müssen. Den öftersten Epidemieen scheinen diejenigen Länder unterworfen zu seyn, wo die um ein Geringes steigende Produktensumme zur Vermehrung der Volksmenge aufmuntert, aber nicht hinreicht, für die Bedürfnisse der vermehrten. Dagegen wird die Volksvermehrung in den Ländern, welche häufig von Seuchen heimgesucht werden, in den freien Zwischenräumen schneller vor sich gehn, als in andern gesundern Ländern gewöhnlich ist. Wenn die Bevölkerung der Türkey z. B. in dem lezten Jahrhundert gleichgeblieben ist, so muß der Ueberschuß an Gebornen in den von der Pest freien Zwischenräumen verhältnißmäßig zur ganzen Volksmenge bei weitem beträchtlicher gewesen seyn, als in solchen Ländern wie England und Frankreich.

Daher läßt sich aus den Zalen eines Jahres oder einiger Jahre gar nicht auf die künftige Zu- oder Abnahme der Bevölkerung schließen. Sir William Petty berechnete, daß die Stadt London im Jahr 1800 5,359000 Einwohner haben würde, c) von denen sie jezt nicht den fünften Theil enthält. Und Mr. Eton hat neulich prophezeit, daß die Einwohner des Türkischen Reichs nach hundert Jahren alle ausgestorben seyn würden, d) eine Prophezeiung, die gewiß eben so zu Schanden werden wird. Wenn die Amerikaner noch 150 Jahre in demselben Verhältniß wie jezt sich zu vermehren fortführen, so würden ihrer mehr werden, als

---

c) Political Arithm. p. 17.

d) Survey of the Turkish Empire. p. 281.

der Chineser, aber, obgleich es mit dem Prophezein eine gefährliche Sache ist, so will ich doch wagen, zu behaupten, daß binnen dieser Zeit solche Vermehrung nicht wirklich stattfinden wird, nach fünf oder sechshundert Jahren mag es vielleicht geschehn.

Europa ward ohne Widerrede in vorigen Zeiten öfterer von Pesten und Seuchen verheert als heut zu Tage und dies macht großentheil die Angaben mancher Schriftsteller von größern Verhältnissen der Gebornen zu den Gestorbnen aus frühern Zeiten begreiflich, da fast alle den Fehler begehn, Resultate aus zu kurzen Perioden zu ziehn, viele auch die Pestjahre als ungewöhnlich gar nicht in Rechnung bringen.

Zwölf zu zehn kann man als das höchste mittlere Verhältniß der Gebornen zu den Gestorbnen für England ansehn. In Frankreich war es in den zehn Jahren von 770 — 80 ungefähr wie 115 zu 100. e) Obgleich diese Verhältnisse in verschiednen Abschnitten des vergangnen Jahrhunderts nur etwas variirt haben mögen, so läßt sich doch aus guten Gründen vermuten, daß die Breite dieser Abweichungen nicht gar beträchtlich gewesen ist. Es scheint also wirklich, daß die Bevölkerung Frankreichs und Englands sich genauer nach dem mittlern Ertrag des Landes gerichtet habe, als in manchen andern Ländern der Fall ist. Die Thätigkeit des zuvorkommenden Hemnisses, Kriege, die heimliche aber sichere Verzehrung des Lebens in großen Städten und Manufakturen, die engen Wohnungen und die unzureichende Nahrung mancher Armen zügeln die Volksmenge, daß sie den Vorrath an Lebensmitteln nicht übereilt und wenn ich mich eines Ausdrucks bedienen darf, der den ersten Augenblick auffallen wird, überheben uns der Nothwendigkeit verheerender Volkskrankheiten. Wenn eine Pest zwei Millionen Menschen in England oder sechs in Frankreich wegraffte, so würde ohne Zweifel, nachdem die Bewohner wieder zu sich selbst gekommen, das Verhältniß der Gebornen zu den Sterben-

---

e) Necker de l'administration des finances t. I. p. 255.

den höher als die für das vorige Jahrhundert gültige Mittelzal steigen. f)

In New Jersey war das mittlere Verhältniß der Gebornen zu den Todten für die Jahre 1736 — 43 wie 300 zu 100, in Frankreich und England kann das höchste mittlere Verhältniß nur zu 120 : 100 angenommen werden. So groß dieser Unterschied auch ist, so dürfen wir darum doch nicht gleich Wunder schreien. Die Ursachen sind nicht geheimnißvoll, sie liegen offen da für jeden der sehn will.

Die gegenseitige Zuneigung der Geschlechter ist zu allen Zeiten und Orten so sehr die nämliche, daß sie als eine gegebne Größe betrachtet werden kann. Das große Gesez der Nothwendigkeit, welches dem Volke verbietet, sich über die, durch die Summe der Nahrungsmittel, welche es durch seine Anstrengungen gewinnen kann, gesezte Grenze hinaus zu vermehren, liegt so vor aller Augen und ist dem gemeinsten Menschenverstande so eindringlich, daß niemand auch nur einen Augenblick daran zweifeln wird. Die verschiednen Wege, auf denen die Natur die übermäßige Volksmenge zurückdrängt, scheinen uns freilich nicht so gewiß und regelmäßig, aber, wenn wir auch nicht allemal die Art und Weise, so können wir doch unfehlbar das Faktum vorhersagen. Wenn das Verhältniß der Gebornen zu den Verstorbnen für ein paar Jahre einen Zuwachs anzeigt, der unverhältnißmäßig zur gleichzeitigen Zunahme der Masse der Nahrungsmittel ist, so dürfen wir mit Zuversicht erwarten, daß, wenn nicht Auswanderung dazwischentritt, die Zal der Todten in Kurzem die der Gebornen übersteigen wird. Solcher in wenigen Jahren bemerkte Ueberschuß an Gebornen kann unmöglich den wahren mittlern Maaßstab der Volksvermehrung für größere Zeiträume anzeigen. Gesezt, daß es keine andere entvölkernde Ursache gäbe und dennoch die zuvorkommenden Hemnisse nicht mit aller Macht wirksam wären, so würde ohne Zweifel jegliches Land periodischen Pesten und Hungerjahren unterworfen seyn.

---

f) Diese Bemerkung ist durch die in Frankreich seit der Revoluzion vermehrte Anzal der Geburten erhärtet worden.

Das einzige untrügliche Kriterion der wahrhaften und dauernden Volksvermehrung eines Landes ist die Vergrößerung der Masse der Nahrungsmittel. Doch selbst dies Kriterion treffen einige kleine Veränderungen, die jedoch alsbald in die Augen springen. In einigen Ländern scheint die Bevölkerung wirklich mit Gewalt in die Höhe getrieben worden zu seyn, das heißt, das Volk ist nach und nach gewöhnt worden, sein Leben mit der möglichstgeringsten Porzion von Nahrung zu fristen. Es muß Zeiten in diesen Ländern gegeben haben, wo die Volksvermehrung fortdauerte, ohne von entsprechender Zunahme der Produkte begleitet zu seyn. China, Hindostan und die Länder der Beduinen, wie man sich aus frühern Kapiteln erinnern wird, scheinen hieher zu gehören. Der mittlere Ertrag dieser Länder scheint nur knapp hinzureichen, das Leben der Bewohner hinzuhalten, mithin muß jede schlechte Ernte einer Menge tödtlich werden. Völker, deren Haushalt so beschaffen ist, sind unvermeidlich öftern Hungerläuften unterworfen.

In Amerika, wo der Taglohn so reichlich ist, könnten die untern Klassen bei einfallendem Misjahr sich wol etwas von ihrer gewöhnlichen Porzion *entziehn*, ohne noch wirklichen Mangel zu leiden. Hier scheint also Hungersnoth beinah unmöglich zu seyn. Zu erwarten ist freilich, daß bei der fernern Zunahme der Bevölkerung in Amerika der Arbeitslohn geringer ausfallen werde.

In den verschiednen Ländern Europens ist das Verhältniß der Zal der Einwohner zur Quantität der verzehrten Lebensmittel je nach den hier und dort gebräuchlichen Lebensweisen verschieden. Der Bauer im südlichen England ist so daran gewöhnt, treffliches Waizenbrod zu essen, daß er eher halb verhungern wird, als sich zur Nahrung des gemeinen Schotten zu bequemen. Unmöglich ist es nicht, daß er nach einer Reihe von Jahren, gedrückt durch die eiserne Nothwendigkeit, sich dazu verstehn wird, wie der arme Chinese zu leben. Alsdann würde das Land mit derselben Produktenmasse eine größere Volksmenge erhalten können. Es dahin zu bringen, wird aber immer ein sehr schwieriger Versuch bleiben und jeder Menschenfreund wird wünschen, daß alle Versuche der Art abortiren mögen.

Es giebt also allerdings Fälle, wo die Bevölkerung fortdauernd wachsen kann, ohne parallele Vermehrung der Masse der Nahrungsmittel, offenbar aber ist die Grenze nicht sehr entfernt, welche die Abwechslung des Verhältnisses zwischen den Lebensmitteln und den Zehrern in verschiednen Staaten nicht überschreiten kann. Der Ertrag jedes Landes, dessen Bevölkerung nicht wirklich rückwärts schreitet, muß nothwendig hinreichend seyn, die Zal der Arbeiter nebst der zum Ersaz erfoderlichen Jugend zu ernähren.

Bei übrigens gleichen Umständen läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß jedes Land nach Verhältniß der Menge Nahrungsmittel, die es produzirt oder eintauscht, bevölkert ist, ferner, daß jedes Land glücklich ist, je nach der mehr oder minder freigebigen Vertheilung der Nahrung, desto glücklicher, je größer die Porzion ausfällt, die der Lohn eines Tagewerks ist. Getraideländer sind volkreicher als diejenigen, die nur Viehzucht treiben, und Reisländer sind volkreicher als Getraideländer. Ihr Glück aber ist nicht davon abhängig, ob sie dünn oder dichtbevölkert sind, nicht von ihrer Armut oder ihrem Reichthum, nicht von der Jugend oder dem Alter des Staats, sondern von dem Verhältniß der Volkszal zu der Masse der Nahrungsmittel. Dies Verhältniß ist in der Regel am günstigsten in neuen Kolonieen, wo die Agrikulturkenntnisse und die Industrie eines alten Staats auf den fruchtbaren unbenuzten Boden eines neuen angewandt werden. Dies ist in dieser Rücksicht der einzige Fall, wo das jugendliche Alter eines Staats von wichtigem Einfluß ist. Man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Produkte Grosbrittanniens heutzutage in freigebigeren Porzionen an die Bewohner vertheilt werden, als vor zwei, drei oder viertausend Jahren der Fall war. Und es ist schon bemerkt worden, daß die armen und dünnbevölkerten Gebürge des nördlichen Schottlands sich wegen Ueberfüllung mehr in Verlegenheit befinden als die volkreichsten Provinzen Europens.

Sezen wir ein Land, wohin keine in den produzirenden Künsten schon wohlunterrichtete Fremdlinge gelangen, das vielmehr ganz seinen eignen natürlichen Fortschritten in

der Kultur überlassen bleibt, so würde ein solches Land von dem Zeitpunkt an, da sein Ertrag als eine Einheit angesehn werden könnte, bis dahin wo er gleich einer Million wäre, die ganze Reihe von vielen tausend Jahren hindurch keinen Augenblick als frei von Noth aus direktem oder indirektem Mangel an Nahrungsmitteln betrachtet werden können. In jedem Staate Europas sind seit den frühesten Zeiten, von denen wir Nachrichten haben, Millionen und Millionen menschlicher Wesen aus dieser einfachen Ursache ins Nichts zurückgedrängt, wenn gleich in manchen derselben eine eigentliche Hungersnoth eine schlechthin unbekannte Sache seyn mag.

Hungersnoth scheint das lezte und schrecklichste Hülfsmittel der Natur zu seyn. Die Produktivkraft des Menschengeschlechts ist der Produktivkraft der Erde, wiefern sie menschliche Nahrungsmittel liefert, so endlos überlegen, daß, wenn nicht jene durch zuvorkommende Hemnisse gezügelt wird, ein unzeitiger Tod in einer oder der andern Gestalt die blühenden Menschen dahinraffen muß. Die Laster der Menschen sind kräftige und gescheidte Knappen der Entvölkerung. Sie sind gleichsam die leichten Truppen in der großen Verheerungsarmee und beenden *nicht selten* allein schon das schreckliche Geschäft. Gelingt *ihnen* der Vertilgungskrieg nicht, dann treten ungesunde Jahre, Volkskrankheiten, Seuchen und Pesten in fürchterlicher Ordnung hervor und stürzen Tausende und Tausende darnieder. Ist der Sieg noch nicht vollkommen genug, dann schreitet zulezt das unwiderstehliche Ungeheuer, Hungersnoth hervor, das mit einem mächtigen Schlage die üppige Volksmenge niederwirft und der vorhandnen Masse der Nahrungsmittel gleich macht. Muß denn nicht jeder, der die Geschichte des Menschengeschlechts aufmerksam übersieht, eingestehn, daß zu allen Zeiten, in jeder, sowol untergegangenen als vorhandenen menschlichen Gesellschaft,

die Volksvermehrung nothwendig durch die Masse der Nahrungsmittel beschränkt wird,

daß die Volksmenge unfehlbar wächst, so wie die Masse der Nahrungsmittel zunimmt, (es wäre denn, daß nicht zu verkennende Hemnisse allzumächtig entgegenwirkten)

daß diese Hemnisse, so wie alle überhaupt, welche die Volkszal der Masse der Nahrungsmittel entsprechend niederdrücken, auf moralische Enthaltsamkeit, Laster und Elend zurückzuführen sind? Vergleicht man den Zustand der menschlichen Gesellschaft, der in diesem zweiten Buch betrachtet worden, mit dem, der den Gegenstand des ersten ausmacht, so ist es, wie ich glaube, einleuchtend, daß im heutigen Europa die direkten Hemnisse der Volksvermehrung weniger, die zuvorkommenden hingegen mehr vorherschen, als in der alten Welt und den weniger kultivirten Theilen des Erdbodens.

Der Krieg, das vorherschende Hemniß der Volksvermehrung bei wilden Nazionen, hat im Allgemeinen zuverlässig abgenommen, auch wenn man die unseeligen Kriege seit der Revoluzion mit rechnet. Und seitdem körperliche Reinlichkeit zugenommen, die Bauart der Städte verbessert worden und die Vertheilung der Früchte der Erde doch etwas gleichmäßiger geschieht, sind Pesten, heftige Seuchen und Hungerläufte gewiß gemildert und auch seltner geworden. Was das zuvorkommende Hemniß der Volksvermehrung betrift, so bin ich geneigt, zu glauben, daß die moralische Enthaltsamkeit (in der festgesezten Bedeutung) wenn sie gleich bei dem männlichen Geschlecht heutiges Tags nicht häufig anzutreffen ist, doch immer weniger selten unter uns ist, als in den im ersten Buch betrachteten Staaten. Ferner leidet es keinen Zweifel, daß im heutigen Europa eine bei weitem größere Anzal Frauenzimmer g) einen beträchtlichen Theil ihres Lebens dieser

g) Den Werth der tugendhaften Enthaltsamkeit mit Malthus vollkommen anerkennend, muß ich, als Arzt, doch die traurige Bemerkung machen, daß die moralische Enthaltsamkeit der Weiber, (in Malthus's Sinn) welche in unsern Staaten allerdings eine Tugend höherer Art, *) der Natur aber darum nichtsdestoweniger ein Vergehn ist, nicht selten durch die scheuslichsten Krankheiten gerächt wird. So gewiß es Gespensterfurcht ist, sich vor schlimmen Folgen der männlichen Enthaltsamkeit und einer gewissen nahgelegnen Befriedigungsweise des männlichen Geschlechtstriebes zu fürchten, so gewiß ist es, daß tugendhafte Enthaltsamkeit der Weiber

*) Siehe das erste Kapitel des vierten Buchs.

Tugend widmen, als in vorigen Zeiten und unter rohen Völkern gebräuchlich. Dieses auch dahingestellt und den Ausdruck zuvorkommendes Hemniß in der allgemeinern Bedeutung genommen, da es vornemlich die Seltenheit der Heirathen, aus Furcht der schwierigen Ernährung einer Familie, ohne weitere Rücksicht auf die Folgen, begreift, so kann es in dem Sinn als das hauptsächlichste der Hemnisse betrachtet werden, welche im heutigen Europa die Volksmenge bis zum richtigen Verhältniß mit dem vorhandnen Unterhalt niederdrücken.

---

kein geringes ursachliches Moment zur Erzeugung der furchtbaren Metamorphosen der Brüste, der Eierstöcke und der Mutter abgeben. Diese Uebel sind beinah unter allen die quälendsten, da sie von Systemen, die den Zentralpunkten des individuellen Lebens weniger nahe verwandt sind, ausgehend, die Kranken schier von unten auf rädern. Die unglücklichen Opfer dieser Uebel, meist ausgezeichnete Frauenzimmer, die troz des schwierigsten Kampfs mit einem glühenden Temperament, obsiegten, mögen leicht unter allen empörenden Schauspielen das empörendste darbieten. Auf einsamem Lager härmt sich das verlassene Mädchen, die frühzeitige Wittwe und statt der geziemenden Lilie schießt aus dem keuschen Busen ein giftiger scheuslicher Pilz hervor, daß sie sich selbst und andern ein Gräuel, unter empörenden Martern, wärend anklagenden Zweifelns der Umstehenden den bessern Geist aushauchen müssen. —

In den, soll ich sagen, bessern oder schlechtern Nonnenklöstern waren solche Krebsartige Uebel um die vierziger Jahre herum gar nicht selten. D. Uebers.

Ende des ersten Theils.

Malthus, Thomas Robert,

Versuch über die Bedingung und die Folgen der Volksvermehrung

Bd.: 1

Altona (1807)